MOSSE

ALMANACH

MOSSE Almanach 1921

Rudolf Mosse
BUCHVERLAG
Berlin S·W·68·

Schriftleitung: Hans Flemming.
Buchausstattung von Walter Buhe.
Druck von Rudolf Mosse,
Berlin SW.

INHALT

KUNSTBLÄTTER



Rudolf Mosse †
Originalradierung von Erich Wolfsfeld (1920)

RUDOLF MOSSE †

Dieses Buch und die Reihe, von der es einen Teil bildet, schulden in Idee und Ausführung einem nun nicht mehr Lebenden Dank. Bis in die letzten Tage vor seinem plötzlichen Tode hat Rudolf Mosse auch dem „Almanach“, der aus seinem Buchverlag alljährlich hervorgeht, den klaren Rat seiner Klugheit und Erfahrung gegeben.

Wir sprechen diesen Dank aus, aber es ist eine weiterführende Pflicht gegen unsere Leser, noch einmal der Gesamtpersönlichkeit zu gedenken. In einer wirren, sich selbst bekämpfenden Epoche, in den Wirbeln des Nachkrieges, des ungebändigten Völkerhasses, des auf und ab flutenden Bürgerzwistes, inmitten einer unruhvollen, überreizten, von bangen Fragen gequälten Zeitspanne steht Rudolf Mosse vor dem rückschauenden Blick als das Bild sicherer Männlichkeit und unerschütterlicher Zielbewusstheit.

Es ist nicht schmeichelnde Verehrung, die ihn so sieht. Wer dieses lange, gesegnete Leben überschaut, von den kleinen Anfängen an über Jahrzehnte aufbauender Arbeit bis zu dem Ende in unverminderter Kraft, gewahrt leicht die Folgerichtigkeit einer Entwicklung, die nur denkbar ist, wenn der Keim in einem einheitlichen, in seiner Grösse ganz einfach umrissenen Wesen eingeschlossen war.

Wie ein Baum des Waldes, mit steilem Willen zur Höhe, mit einem geraden Trieb, den Wipfel auszubreiten, ist Rudolf Mosse aufgediehen.

Er stammt aus gebildetem Hause; sein Vater ist Arzt in einer kleinen Stadt der damaligen Provinz Posen, vierzehn Kinder verlangen nach Brot und Wissen. Der Knabe muss früh in die Welt, muss es und will es auch. Er wird Buchhändler, er arbeitet für andere, fühlt aber schon in Jünglingsjahren die Lust zur Selbständigkeit, den Alleinwillen, der nur dem Befehl der eigenen Anlage folgen möchte, und der ihn niemals später verlassen hat.

Noch mehr. Die Zeit selbst ist in ihm und verrät ihm ihr Begehren. Er hört ihren erst noch leisen Ruf nach einem schnelleren Tempo von Handel und Wandel, er vernimmt dieses Drängen nach Ausweitung, nach Erschliessung neuer Absatzquellen, nach Belebung des Umsatzes. Sein schöpferischer Gedanke ist: den Markt auszugestalten, auf dem sich Angebot und Nachfrage treffen können. Er gründet — im Jahre 1867 — die Annoncen-Expedition, die seinen Namen im Laufe der Jahre millionenmal in die kaufmännische Welt trägt, hier im Vaterland und weit darüber hinaus.

Sein Unternehmen blüht wie Deutschland selbst. Es kommt der Krieg von 1870/71 mit der Vollendung der vom deutschen Liberalismus so heiss ersehnten Einheit. Das immer noch etwas ärmlich gebliebene Berlin wird in die Reihe der Weltstädte gestossen. Wiederum regt es sich schöpferisch in Rudolf Mosse. Von neuem verlangt sein unzweideutiger Instinkt, der Zeit ihr Bedürfnis abzulauschen. Er gibt dieser jungen Stadt und ihren grossen Verpflichtungen eine junge Zeitung.

Er ruft, Ende 1871, das „Berliner Tageblatt" ins Leben.

Das alles war ebenso kühn in der Idee, wie die Ausführung bedächtig, Schritt vor Schritt, vor sich ging.

Auch hier fühlt man, wie ein hochbegabter menschlicher Intellekt die Ordnung der Natur in sich trägt, die nichts, was dauern soll, überstürzt und aus jedem Sein ein neues Werden erzeugt. Das war auch Rudolf Mosses Glücksgefühl, nahe verwandt der Erde, dem Acker, dem Wald, den er später innig lieben sollte: dieses Behüten der Saat, die Förderung der lebensfähigen Triebe, die Ausmerzung der schwachen, die Freude am organischen und stetigen Gedeihen.

Das „Berliner Tageblatt", in der rechten Stunde als Lokalblatt gedacht, wuchs in der rechten Zeit zum grossen deutschen Blatt, wuchs weiter zum Weltblatt. Es war ein ununterbrochenes Ausbauen und Vervollkommnen, mit einem stets auf die Notwendigkeiten der Zeit gespannten Blick.

Andere Unternehmungen schlossen sich an, in der äusseren Form verschieden, im Kern ähnlich. Das zusammenfassende oberste Gesetz war: dem Bürgerfleiss und einer unabhängigen Gesinnung dienen, Bildung verbreiten, Gesittung und die völkerverbindende Idee allgemeiner menschlicher Freiheit. Es geschah nicht ohne Kämpfe, nicht ohne Lust am Kampfe. Rudolf Mosse stand seinen Mann, keiner Lockung zugänglich, nicht von unten noch von oben, nur sich selber und seiner Ueberzeugung gehorsam. Er war ein Soldat der Freiheit jahrzehntelang.

Als die Revolution des Jahres 1918 kam, gewiss mit mancher beklagenswerten Nebenerscheinung

und noch heute in ihren Folgen nicht ausgeglichen, waren doch auch manche Wünsche der besten Schicht des deutschen Bürgertums erfüllt. Es waren Wünsche, deren Sprecher Rudolf Mosse in seinen publizistischen Organen gewesen war.

In seinem Schaffenswillen war er voll Leidenschaft, aber die Leidenschaft fand den Zügel der Vernunft, der besonnenen Ueberlegung und eines ungewöhnlich entwickelten Zwecksinnes vor. So wirkte er öffentlich, in seinem Beruf, in vielen Ehrenstellen. So als opferbereiter Pfleger der Künste und Wissenschaften, als Sammler einer kostbaren Gemäldegalerie, als Retter für viele in unverschuldeter Not, als weitblickender Stifter wohltätiger und gemeinnütziger Anstalten.

Ein Mann. Sein Andenken sei festgehalten. Hätte das alte Deutschland an führender Stelle Männer von so gehärtetem und bestimmtem Charakter gehabt, es wäre nicht in einem furchtbaren Abenteuer zusammengestürzt.

Mögen sie dem neuen Deutschland beschieden sein!

Technik heraus!

Von

Hans Flemming.

Technik heraus!
Du Zwingerin, Welterschütterin, Mutter irdischer Freiheit,
Befreie uns jetzt!
Der Faust, die uns hart an der Kehle liegt
Nimm die würgende Kraft,
Dem Gladiatorenruf: Wehe, besiegt!
Lähme den Geierflug.
Gebietend recke dich auf.!
In den Schacht, in den Strom, in der Sonne Herz
Greife mit Götterhand.
Der Erde Knochen zerbrich, stoss in den Felsen, –
Nimm die Menschen
Auf deine sausenden Riemen und Räder,
Glühe und jage sie durch deine Walzen,
Auf Aethers Schwingen reisse sie vorwärts.
Schöpferin, –
Leben zerbarst, Quellen liegen verschüttet:
Schaff' uns Gehirne!
Gib Gedanken uns, die Gestalt sind,
Gib uns Maschinen, die neue Gewalt sind,
Drücke der Welt deinen ehernen Stempel ins Antlitz,
Bis sie knirschend errötet!

JANUAR

1	Sonnabend	
2	Sonntag	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	Sonntag	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	Sonntag	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	Sonntag	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	Sonntag	
31	Montag	

FEBRUAR

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	Sonntag	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	Sonntag	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	
27	Sonntag	
28	Montag	

· MÄRZ ·

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	Sonntag	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	Sonntag	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	
27	Sonntag	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	
31	Donnerstag	

· APRIL ·

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	Sonntag	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	Sonntag	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	Sonntag	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	

· MAI ·

1	Sonntag	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Sonntag	
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	Sonntag	
16	Montag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	Sonntag	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	Sonntag	
30	Montag	
31	Dienstag	

· JUNI ·

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	Sonntag	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	Sonntag	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

· JULI ·

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	Sonntag	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	Sonntag	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	Sonntag	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Sonntag	

· AUGUST ·

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	Sonntag	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	Sonntag	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	Sonntag	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	Sonntag	
29	Montag	
30	Dienstag	
31	Mittwoch	

SEPTEMBER

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	

OKTOBER

1	Sonnabend	
2	Sonntag	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	Sonntag	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	Sonntag	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	Sonntag	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	Sonntag	
31	Montag	

NOVEMBER

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	Sonntag	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	Sonntag	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Sonnabend	
27	Sonntag	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	

DEZEMBER

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Sonnabend	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Sonnabend	

Die wahre Weltrevolution

Von Professor Dr. M. J. Bonn

Von Zeit zu Zeit pflegt in der Welt durch Gestaltung der Preise eine Umwertung aller Werte zu erfolgen, die die Grundlagen alles gesellschaftlichen Lebens erschüttert. Das ist in kleinem Umfang nach den napoleonischen Kriegen und nach den kalifornischen Goldentdeckungen eingetreten. Es hat sich im grössten Stil zum letztenmal nach der grossen Silberüberschwemmung ereignet, die mit der Erschliessung der Silberminen in Mexiko und Peru Europa seit Mitte des 16. Jahrhunderts überflutete. In einer ähnlichen gewaltigen Weltrevolution, deren letzte Folgen nicht abzusehen sind, befinden wir uns heute.

In allen Ländern ist eine furchtbare Preissteigerung ersichtlich. Selbst in den begünstigten Ländern über See, die unter den Kriegsfolgen verhältnismässig nicht stark leiden, wie die Vereinigten Staaten, ist die Kaufkraft des Geldes um mindestens 50 Prozent gesunken. Sie ist bei uns auf mindestens ein Fünftel bis ein Sechstel gefallen, während in Osteuropa, in Oesterreich und vor allen Dingen in Russland eine wirkliche Kaufkraft des Geldes vielfach beinahe nicht mehr vorhanden zu sein scheint.

Die Ursache dieses Uebels ist eine doppelte. Der Krieg hat die Vorräte vernichtet, die die Länder in jahrelanger Arbeit aufgespeichert hatten. Er hat die Produktionsmittel,

den Boden, das von Menschen geschaffene Kapital und die menschliche Arbeitskraft zerstört oder vermindert. Selbst wenn man von Russland absieht, wo nach dem Krieg der Kommunismus schon unendlich viel zerstört, aber noch nichts Neues aufgebaut hat, fällt dieser Rückgang grell ins Auge. Die deutsche Landwirtschaft vermag heute nur zwei Fünftel bis drei Fünftel ihrer früheren Leistungen (unter Einrechnung der Gebietsverkürzung) hervorzubringen. Verkehrsmittel und Produktionsmittel sind überall in ihrer physischen Beschaffenheit zurückgegangen. Die menschliche Arbeitskraft hat trotz der Erholung, die ihr der Achtstundentag seit einem Jahr gewährt, ihre frühere Leistung nicht wieder erreicht. Die Stundenleistung des Bergarbeiters an der Ruhr ist von 136,3 Kilogramm auf 127,5 Kilogramm zurückgegangen. So ist überall in der Welt eine Verminderung der Produktion festzustellen. Die Produktionsfähigkeit gewisser Industrien, insbesondere derjenigen, die der Zerstörung dienten, ist dabei gewachsen. Die Welt hat sich mehr und mehr industrialisiert. Die landwirtschaftliche Bevölkerung, vor allem auch in den günstig gestellten Ländern wie Amerika, hat abgenommen. Die Produktion von Nahrungsmitteln und von Rohstoffen ist bedeutend eingeschränkt worden, insbesondere soweit es sich um die Produktion für den Verkauf handelt. Und obwohl die Menschheit als Ganzes seit langer Zeit noch nie so schlecht versorgt gewesen ist wie heute, kommt die Belebung dieses Erzeugungsprozesses nur langsam wieder in Gang.

Die gewaltige Preissteigerung, die eingetreten ist, ist aber zum Teil eine künstliche. Sie ist mit dadurch hervorgerufen, dass die Staaten die gewaltigen Kriegskosten durch Anleihen, insbesondere durch schwebende Schulden bestritten haben. Das Reich leiht sich die notwendigen Gelder zur Bezahlung seiner gewaltigen Ausgaben auf Wechsel von der Reichsbank aus, die dagegen Banknoten verabfolgt. Der Bestand an kurzfristigen Verpflichtungen des Reiches hat schon im April etwa 105 Milliarden Mark erreicht. Der Notenumlauf usw. war damals auf über 60 Milliarden gestiegen. Durch die Aus-

gabe dieser gewaltigen auf Bezahlung in der Zukunft berechneten Versprechungen wächst die Kaufkraft der Behörden. Von ihnen aus fliessen die Gelder in Form von Käufen und Bezahlungen durch die ganze Bevölkerung, die papierene Kaufkraft der einzelnen erhöhend. Eine zusammengeschrumpfte Warenmenge steht so einer immer wachsenden Geldmenge gegenüber. Während das natürliche Kapital knapp und knapper wird, vermehren sich die Geldzeichen, die es vertreten. Dank der grossen papierenen Flüssigkeit braucht das Deutsche Reich für seinen Kapitalbedarf, allerdings in Papier, nur 5 bis 6 Prozent zu entrichten, während England und Amerika mit ihren sehr viel besseren Finanzen 7, 8, 9 und 10 Prozent bezahlen.

Die Folge der gewaltigen Preissteigerung ist heute wie zu allen Zeiten eine Verschiebung der gesellschaftlichen Schichtung gewesen. Als sichtbarstes Zeichen derselben fallen die Kriegsgewinnler ins Auge. Das sind vielfach Leute, die auf irgendeine Weise in den Besitz von Warenvorräten gekommen sind und infolge der allgemeinen Knappheit an Vorräten sie ohne besondere Mühe zu sehr viel höheren Preisen zu verkaufen vermochten. Wer Sachgüter hat, deren Preis nicht behördlich festgesetzt ist, kann sie ohne besondere wirtschaftliche Begabung mit papiernen Riesengewinnen weitergeben, wenn er nur durchhalten kann. Er wird so Kriegsgewinnler; wenn er sich ein bisschen anstrengt und einige Verordnungen übertritt, wird er Schieber. Jedermann spricht von Wucher und schreit nach Anwendung einer Wuchergesetzgebung, die, mittelalterlichen Vorbildern nachgeahmt, das Schicksal derselben teilt: Sie erreicht allenfalls einmal Individuen, die eine Bewegung ausnutzen, sie kann die Bewegung nicht zum Stillstand bringen.

Diejenigen Schichten, die auf ein festes Einkommen angewiesen sind, die Arbeiter, die Beamten, die Rentner, sind in ihrer sozialen Bewegungsfähigkeit von der Preisrevolution mit reissender Schnelle überholt worden. Infolge der politisch-sozialen Umwälzung haben die Arbeiter und bis zu einem gewissen Teil die Beamten den grossen Lohnkampf, der sich in früheren Zeiten in eine Reihe er-

bitterter Einzelkämpfe aufzulösen pflegte, verhältnismässig leicht durchgefochten. Sie haben ihre Forderung ohne weiteres erhöht, und wenn sie auch nicht überall der Preissteigerung nachgekommen sind, so haben sie durch Erhöhung der Löhne und Gehälter die Preissteigerung gewissermassen stabilisiert, da es harter Kämpfe bedürfen wird, um die Löhne wieder herabzusetzen, auch wenn die herabgesetzten Löhne eine grössere Kaufkraft besitzen. Die kleinen Rentner und Gläubiger dagegen fallen rettungslos der Verarmung anheim. Die Papierflüssigkeit und die künftigen Massnahmen haben dazu geführt, dass in diesem kapitalarmen Deutschland der Zinsfuss nur fünf bis sechs Prozent beträgt, während sehr viel sicherere Anleihen in anderen Ländern höhere Renten abwerfen. Und dazu kommt, dass gerade sie von dem immer stärker werdenden Steuerdruck rückhaltlos erfasst werden.

Aus dieser Preisrevolution ist einstweilen kein Ausweg sichtbar. Im Innern kann die Produktion der Sachgüter nur langsam zunehmen. Die Aussicht, dass die fertige Ware mit Papiergeld bezahlt wird, dessen Wert dauernd sinkt, lähmt insbesondere auf dem Lande die Freude an der Produktion. Es fehlt die Arbeitskraft, es fehlen die Rohstoffe. Nach aussen sollte allerdings als Ergebnis alter Erfahrungen eine fallende Währung die Ausfuhr anspornen, denn wenn auf fremden Märkten in fremder Währung, etwa in Gold, bezahlt wird, so erlöst man nach Erfüllung des Verkaufs mit diesem Golde eine grössere Menge des heimischen Papiergeldes, als man beim Abschluss des Vertrags berechnet hatte. Umgekehrt verhindert eine solche Währung die Einfuhr fremder Waren, da die Preise, berechnet in der eigenen schlechten Währung, so hoch sind, dass sie selbst die Kaufkräftigsten abschrecken. Diese Erfahrungssätze sind indes in der wirtschaftlichen Weltkatastrophe, in der wir uns befinden, nur teilweise wahr. Da es an Rohstoffen und Produktionsstoffen fehlt, die die Ausdehnung der Produktion ermöglichen könnten, so lässt sich die Ausfuhr trotz starken Währungsansporns nur langsam steigern. Und da Leben, Gesundheit und Beschäftigung der Bevölkerung von der Einfuhr von fremden Rohstoffen und von Nahrungsmitteln abhängt, so werden sie eingeführt, auch

wenn man sie im Preise überzahlen muss und das nur durch Veräusserung alten Kulturbesitzes oder durch schwer drückende Verschuldung zu tun vermag, wie das zum Beispiel in Oesterreich geschieht. So bewegt die Welt sich heute noch zum Teil in einem furchtbaren Zirkelschluss. Da nirgends genügend produziert wird, so muss alles staatliche Leben — infolge des Kriegs greift das staatliche Leben viel weiter als früher — durch Vermehrung der Staatsschulden aufrechterhalten werden. Die Vermehrung dieser Schulden führt zu einer neuen Steigerung der Preise, und die Steigerung der Preise verdoppelt wieder alle die Schwierigkeiten, aus denen sie selbst hervorgegangen ist.

Dazu kommt, dass neben diese Preisrevolution eine gewaltige psychische Umwälzung getreten ist. Das Wirtschaftsleben der vergangenen Zeiten ist dadurch im Gang gehalten worden, dass die arbeitende Bevölkerung bald durch Zwang, bald durch Selbstinteressen zur rastlosen Arbeit angehalten worden ist. Im Laufe der Zeit ist der physische militärische Zwang mehr und mehr zurückgetreten. An seine Stelle ist der mittelbare wirtschaftliche Zwang getreten, der die besitzlosen arbeitenden Klassen nötigte, ihre Arbeitskraft auf den Markt zu werfen. Zwar führt die Technik der modernen Produktion mehr und mehr dazu, das Selbstinteresse im Produktionsprozess zu verwerten. Der indirekte Druck ihrer wirtschaftlichen Lage wirkte aber mit.

Diese Methoden können heute nicht mehr angewendet werden. Die arbeitenden Klassen haben während des Krieges ihre Macht erkannt. Sie haben sie politisch und wirtschaftlich ausgenutzt. Auch wo sie nicht kommunistisch beeinflusst sind, beanspruchen sie doch heute einen Anteil am Produktionsprozess, der über die Forderungen vergangener Tage weit hinausgeht. Sie haben die Preisrevolution durch Lohnsteigerung für sich grösstenteils wieder gutgemacht. Sie leben zwar sicher nicht besser als vor dem Kriege, sie leben aber unendlich besser als ein grosser Teil der Mittelklasse, die früher auf sie heruntersahen; das beweist schon die Höhe ihrer Einkünfte. Ihre Leistungsfähigkeit ist nicht gestiegen. Ihre Arbeitskraft hat sich vom Drucke des Kriegs noch nicht

erholt, und der Glaube, dass in dieser Zeit des allgemeinen Zusammenbruchs für sie ein goldenes Zeitalter anheben werde, hat sie bis jetzt verhindert, den Produktionsaufschwung zu bewirken, den in normalen Zeiten Lohnsteigerung und verkürzte Arbeitszeit herbeizuführen pflegen. Die Unruhe, die sie als Folge des Krieges, der Preisrevolution und des sozialen Umsturzes beherrscht, hat zur Lähmung des Produktionsprozesses und zur Vernichtung vieler Kapitalien manches beigetragen. Sie werden aber, das kann man heute schon sehen, ganz einerlei wie die Dinge laufen, den Kapitalismus nicht vernichten. Sie können technisches Kapital zerstören, wenn eine kommunistische Welle im russischen Sinne sich über Deutschland ergiessen sollte. Sie können die kleinen Kapitalisten durch Steuerdruck und weitere Preiserhöhung vollkommen expropriieren, soweit die Preisrevolution das noch nicht getan hat. Die industriellen Unternehmer, diejenigen, die dank ihrer Begabung als Organisatoren oder bei der Verwendung des vorhandenen Kapitals, die eigentlichen „Ausbeuter“ sind, stehen heute gefestigter da denn je. In dieser Zeit sozialistischer Träumer und Sozialisierungsbestrebungen, in dieser Zeit der wirtschaftlichen Umwertung aller Werte ist vom alten und vom neuen Unternehmertum mehr verdient worden als in den langen Jahren, die den Arbeitern als Zeiten kapitalistischer Unterdrückung gelten.

Diese gewaltige Preisrevolution mit allen ihren sozialen Folgen kann nur langsam zum Stillstand kommen. Einzelne Rohstoffe, Produktionsmittel, Fertigfabrikate und Genussmittel sinken allerdings schon im Preise, vor allen Dingen, weil die Bevölkerung sie infolge mangelnder Kaufkraft nicht in den nötigen Mengen zu erstehen vermag, auch wo der Bedarf vorhanden ist. Das menschliche, insbesondere das europäische Leben wird aber nur in geordnete Bahnen übergeführt werden können, wenn der Gesundungsprozess an der Peripherie beginnt. Wenn die grossen Rohstoffstaaten der Welt sich wieder darauf besinnen, dass die Versorgung der Erde mit Lebensmitteln und Rohstoffen, nicht die Fabrikation von Fertigfabrikaten, die nächste zu lösende Aufgabe ist, dann, aber erst dann, wird der Daseinsspielraum der europäischen

Menschheit wieder so verbreitert werden, dass sie sich von den Schrecken der gewaltigen Preisrevolution erholen kann. Dazu müssen aber erst diese Länder ihre Tür der Einwanderung wieder öffnen, um neue Arbeitskräfte für die Agrarproduktion zu gewinnen, die den an Kriegsindustrien gewöhnten Arbeitern verächtlich erscheint. Das wird nicht ohne grosse soziale Kämpfe in diesen Ländern vor sich gehen. Und zum anderen wird es nötig sein, die verheerten Gebiete Osteuropas der wirtschaftlichen Produktion wiederzugewinnen.

Das alles aber kann nur geschehen, wenn die Völker gemeinsam am wirtschaftlichen Neubau der Welt arbeiten. Der Versuch, die ganzen Lasten der wirtschaftlichen Katastrophe auf die Besiegten abzuwälzen, wie das die Verträge von Versailles und Saint-Germain tun, zerstört die Möglichkeit des Wiederaufbaus. Europa wird nicht gesunden, wenn Deutschland gezwungen wird, seine Rohstoffe und Produktionsmittel nicht der eigenen Produktion, sondern vorwiegend für Entschädigungspflichten zuzuwenden. Und die Preisrevolution kann nicht gehemmt werden, wenn Deutschland genötigt wird, seine Finanzen immer wieder durch Ausgabe neuer schwebenden Schulden ins Wanken zu bringen, um die Schuldenlast der Alliierten zu erleichtern. Die Weltrevolution ist da. Sie ist viel weiter fortgeschritten, als diejenigen glauben, die ihren Eintritt nur von einem Siege der Bolschewisten befürchten. Ihre Folgen können nicht dadurch ungeschehen gemacht werden, dass die Völker vom Standpunkt einer abstrakten Gerechtigkeit darüber hadern, wer schuld an ihr gewesen sei, und den Schuldigen zur Busse verurteilen. Sie ist nur dann einigermassen wieder gutzumachen, wenn alle zusammenstehen und sich mit vereinten Kräften bemühen, in langsamer mühseliger Arbeit wieder aufzubauen, was die gewaltige Preisrevolution des 20. Jahrhunderts zerstört hat.

Politische Schattenbilder

Von Erich Dombrowski

Eine politische Jahresschau will ich in den folgenden Zeilen nicht geben. Denn ich zähle mich, wenigstens jetzt noch nicht, zu der Spezies der Wiederkäuer. Ich will gewissermassen nur neben dem flinken Gefährt der Zeitgeschichte herlaufen und in Augenblicksbildern festhalten, wie die grossen Momente des Jahres sich vorbereiteten, wie der Wagen auf Hindernisse stiess, stoppen musste und erst nach einem neuen Anlauf die Hemmungen überwand. Menschen und Dinge in der Politik sollen wie Schatten am Leser vorbeihuschen.

*

Der Winter 1919 stand vor der Tür. Die Finanz- und Wirtschaftssorgen stiegen ins Ungemessene. Streiks flackerten von neuem auf. Die Rechtsparteien randalierten in Parlament und Presse. Die Basis der Regierung konnte in der Tat nicht breit genug sein, um dem Ansturm der Ereignisse zu widerstehen. Die Arbeitermassen drangen auf die Erfüllung des in der Verfassung festgelegten Räteversprechens. Das Ministerium brachte, nach langen Beratungen, schliesslich den Entwurf eines Betriebsrätegesetzes ein. Die Deutschnationalen und die Deutsche Volkspartei schrien Zeter und Mordio. Die radikale Linke war enttäuscht und verlangte mehr. Die Demokraten hatten in ihren eigenen Reihen mit Widerständen zu kämpfen. Endlose interfraktionelle Sitzungen fanden statt. Es wurde an der Vorlage herumgedoktert, dass es Gott erbarmen musste. Mehrmals konnte man keine einigende Linie

finden. Die Demokraten drohten mit einem Rückzug, das Zentrum begehrte auf. Durch die Wipfel des sozialdemokratischen Waldes ging ein Rauschen des Missvergnügens. Die Presse der Rechten und der Unabhängigen Sozialisten begleitete diese Vorgänge mit einem schrecklichen Indianergeheul. Da man sich irgendwie verständigen musste, wenn man nicht das Reich dem Chaos ausliefern wollte, sah sich schliesslich jede der drei Regierungsparteien genötigt, die immer wieder dem Nachbarn zugeschobene Verantwortung zu übernehmen und in den sauren Apfel eines Kompromisses zu beissen. Der sozialdemokratische Arbeitsminister Schlicke versprach, die Demokraten besänftigend, als Gegenleistung für die Zugeständnisse alsbald eine Schlichtungsordnung vorzulegen, die der Streikanarchie ein Ende bereiten sollte.

Nun war es so weit. Das Gesetz sollte am 13. Januar 1920 — am dreizehnten jammerten die Abergläubigen — die zweite Lesung der Nationalversammlung passieren.

Die Sitzung war auf nachmittags drei Uhr anberaumt worden. Ich war mittags von meiner Wohnung in den Grunewald gewandert, um mich vorher noch ein wenig in der Stille der Natur zu erquicken. Als ich um zwei Uhr von Hundekehle mit der Elektrischen nach Berlin fahren will, steige ich, nichtsahnend, in den einzigen dortstehenden Wagen ein.

„Wir fahren aber, als letzter Wagen, nur noch bis zur Halenseer Brücke“, sagte der Schaffner warnend.

„Nanu?“

„Es ist Streikorder gekommen.“

„Warum denn?“

„Ja wissen Sie denn nicht, dass in Berlin alle Räder stillstehen, dass keine Eisenbahn, kein Omnibus, keine Untergrundbahn, keine Droschke und kein Auto fährt?“

„Nein.“

„Na, wegen der Betriebsrätesache. Die Strassen in Berlin sind voll von Menschen. Alles ist abgesperrt. Kein Mensch kommt mehr durch . . .“

Ein leises Gefühl der Bangigkeit beschlich mich. Wie sollte ich da rechtzeitig nach Berlin, nach dem Reichstage gelangen, um meine beruflichen Pflichten zu erfüllen?

„Trotzdem, fahren Sie mich nur, so weit es eben geht . . ."
Der Wagen sauste los. In Halensee wurde haltgemacht. Hunderte von Menschen, die durchaus mitwollten, wurden abgewiesen: „Bis hierher und nicht weiter!"

Aber da warf ich einen Blick auf den Halenseer Bahnhof und sah, dass hin und wieder noch ein Zug verkehrte. Vielleicht erreichte man auch hier noch gerade den letzten.

Die Stadtbahn verkehrte — bis auf weiteres — wie bisher. Vorsichtshalber stieg ich bereits auf dem Lehrter Bahnhof aus.

Herrgott, es war ja alles ruhig.

Ich ging dem Reichstage zu. Die Demonstranten zogen in kleinen und grösseren Zügen auf. Viele Frauen und Kinder waren darunter. Eine Unmenge Schilder wurde mitgeführt: „Nieder mit dem Betriebsrätegesetz!" — „Wir sind im Bilde, Kuhhandel!" — „Für die Rätediktatur!" und so weiter. Rote Fahnen wurden entrollt. An siebzig- bis achtzigtausend Menschen hatten schliesslich das Parlamentsgebäude umstellt. Das Aufgebot der Sicherheitswehr war, gegenüber den vielen Tausenden, nicht eben gross. Die Eingänge waren besetzt. Kleinere Trupps, aus sechs bis zehn Mann bestehend, streiften herum. Das Publikum konnte ohne weiteres passieren. Vor dem Portal III in der Sommerstrasse standen drei Lastautomobile für alle Fälle bereit. Die grössten Menschenmassen hatten sich auf dem Königsplatz gestaut. Zahlreiche Redner hielten hier, von der grossen Rampe des Reichstages herab, fortwährend Ansprachen, die von der Menge mit Hüteschwenken und allerhand Rufen begleitet wurden. Die Sicherheitswehr verhielt sich dabei völlig passiv.

Unterdessen ging es im Hause selbst überaus lebhaft zu. Die Abgeordneten waren sehr zahlreich zur Stelle. In der Wandelhalle bildeten sich überall Gruppen, die die Lage besprachen. Punkt ¼4 Uhr ertönte das Klingelzeichen. Die Sitzung begann. Die Zuschauertribünen waren voll besetzt. Ursprünglich hatte der Direktor des Reichstages keine Zuschauerkarten für diesen Tag ausgeben wollen, hatte es dann aber doch getan. Nun sassen da aber lauter Leute, Männer im Arbeitskittel und in verschlissener feldgrauer Uniform, die sich bald in der übergrossen Mehrzahl als Parteigänger der

Unabhängigen und der Kommunisten entpuppten, und warfen, durch immer neue Zwischenrufe, „Pfeile der Sehnsucht nach dem anderen Ufer“ unten im Plenarsaale.

Die Ouvertüre setzt sofort mit einem Protestmotiv ein. Henke und Geyer fordern im Namen der Unabhängigen in einem Antrage zur Geschäftsordnung die Entfernung der Sicherheitswehr aus dem Hause. Der Präsident, Herr Fehrenbach, wehrt die heftigen Anwürfe mit gemessenen Worten ab. Nicht er, sondern die Regierung habe die Sicherung des Hauses veranlasst. Auf der Zuschauertribüne wird es lebendig, die ersten Pfuirufe hageln herunter. Auf der Ministerbank sitzen sie alle wie Perlen auf eine Schnur gezogen, die Herren Schiffer, Erzberger, Müller, Koch, Giesberts und so weiter. Keiner fehlt bis auf zwei: den Reichskanzler Bauer und den Reichswehrminister Noske. Als es zur Abstimmung kommt, bleiben die Unabhängigen in einer hoffnungslosen Minderheit. Unruhe, Krach, Lärm. Aber nichts weiter.

Die zweite Lesung des vielumstrittenen Gesetzentwurfs über die Betriebsräte hebt an. Der demokratische Abgeordnete Schneider erhält als Berichterstatter das Wort.

Während die Zuschauer den Vorgängen im Plenarsaale mit lebhafter Anteilnahme folgten, tauchte plötzlich in dem Mittelstück der Tribüne ein Mann in Zivil, in braunem Anzuge, auf, der der Linken mit erhobener Hand zuwinkte. Dann verschwand er wieder. Eine flüchtige Begrüssung? Oder mehr? Ich begab mich sofort in die oberen Räume des Reichstagsgebäudes, um mir von dort aus die Menschenmassen auf dem Königsplatz anzusehen. Hier gab es nun ein seltsames Schauspiel. Während die Redner von der Rampe zu der Menge sprachen, gerieten die Massen allmählich in Bewegung und fingen an, nach vorn zu drängen. Dadurch wurden die einzeln zu zwei oder drei patrouillierenden Sicherheitsleute isoliert, von der Menge umzingelt und rücksichtslos entwaffnet. Von hinten wurden ihnen die Gewehre entrissen und meist sofort kurz und klein geschlagen. Einzelne Sicherheitsleute wurden dabei auf die Erde geworfen und schwer misshandelt. Die Situation spitzte sich mehr und mehr zu.

Es war nur noch eine Frage von Minuten, wann die Menge das Haus gestürmt haben würde. Die Sicherheitswehr verhielt sich auch jetzt noch immer passiv. Einige Leute, die keinen Ausweg mehr vor der heranwogenden Menge wussten, warfen die Gewehre fort und flüchteten. Inzwischen hatte irgendeiner aus der Menge zwei oder drei Schüsse, offenbar aus einem Gewehr, das einem Sicherheitsmann fortgenommen war, auf das Haus selbst abgegeben. Eine Kugel traf einen Wachtmeister am Kopfe. Nun musste die Sicherheitswehr handeln. Von der Sommerstrasse her wollte ein Trupp den bedrängten Kameraden am Königsplatz zu Hilfe eilen. Sie formierten rasch die Maschinengewehre, um sich einen Durchgang zu bahnen. Aber die Menge wollte nicht weichen. Einige Männer sprangen vor, versuchten den Sicherheitsbeamten an die Brust zu springen und sie so der Waffen zu berauben. Es gab kein Halt mehr. Die ersten Kugeln gingen los. Einem wurde sofort die obere Kopfhaut weggerissen. Eine entsetzliche Blutlache vor dem Portal II, der eigentlichen Zugangspforte zum Plenarsaal, bildete sich. Die übrigen Schüsse gingen über die Köpfe der Nächststehenden hinweg und platzten mitten in die Menge hinein. Wie vom Wirbelwind wurden die Menschen an dieser Stelle auseinandergejagt. Eine Anzahl Toter und Verletzter blieb liegen. Die Massen gerieten in Bewegung und fluteten vom Reichstage weg. Unter schrecklichen Opfern war der Angriff auf die Nationalversammlung abgeschlagen worden.

Es war mittlerweile ¾4 Uhr geworden. Des Hauses hatte sich eine unbeschreibliche Erregung bemächtigt. Der Abgeordnete Schneider erstattete noch seinen Bericht. In diesem Augenblick stürmte eine Gruppe unabhängiger Sozialdemokraten, voran Henke und Frau Zietz, in grösster Aufregung in den Saal und schrie: „Draussen wird geschossen!" Das war das Stichwort zu einem ungeheuren Tumult. Alles schreit und gestikuliert, im Saale und auf der Tribüne, durcheinander. Der Präsident ist diesem Chaos gegenüber ohnmächtig. Die Tribüne rast. Von der Journalistentribüne versucht ein fremder junger Mann in Feldgrau mit kreischender Stimme eine Ansprache zu halten: „Meine Herren, es ist mit Gewehr-

kugeln geschossen worden . . ." Weiter kommt er nicht. Der Präsident verlässt resigniert seinen Sitz. Die Verhandlungen sind unterbrochen.

Nach einer kleinen halben Stunde, nachdem Tote in die unteren Räume des Hauses geschafft worden sind und Verwundete verbunden wurden, nimmt der Präsident Fehrenbach die Verhandlungen wieder auf: Ausdrücke tiefen Bedauerns über die blutigen Ereignisse. Aber er mahnt gleichzeitig, die Ruhe zu bewahren und die Sitzung fortzusetzen. Die Schuldfrage lässt er unerörtert. Die äusserste Linke rebelliert von neuem. Das Haus muss sofort auseinandergehen: „Das sind wir den Opfern schuldig." Henke und Geyer sagen's einmal und noch einmal. Aber der Präsident will nicht und gibt dem Abgeordneten Schneider das Wort zur Fortsetzung seines Referats.

Und nun tritt etwas ganz Unerwartetes ein. Schneider fängt an. Die Unabhängigen springen von ihren Sitzen auf und inszenieren einen Höllenlärm. „Schluss, Schluss!" Das sind die einzigen Worte, die man aus dem Gewirr artikulierter und unartikulierter Laute vernehmen kann. Sie toben und lärmen, schlagen mit den Akten auf die Pultdeckel, stampfen mit den Füssen, und oben auf der Tribüne akkompagniert der Chorus. Eine wilde Kakophonie. „Verräter, Schufte, Skandal, Rohheit" — das waren einige der lieblichen Worte, die von oben herab auf das Parkett der Abgeordneten niederprasselten. Dazwischen fielen auch Worte wie: „Wo ist Scheidemann?" — „Das will eine sozialistische Regierung sein!"

Der Abgeordnete Schneider sprach unterdessen unverzagt weiter. Die Mitglieder der Mehrheitsparteien drängten sich um das Rednerpult. Die Stenographen hatten sich von ihren Plätzen erhoben und versuchten, stehend, in dem tosenden Orkan die Worte Schneiders aufzufangen. Vergebens. Man sah nur die Bewegung seiner Hände. Der Präsident schaut alledem gelassen zu. Einmal, glaubte er, müsse sich dieses Ungewitter der Radikalen doch legen. Er erteilte wohl Ordnungsrufe, griff auch zur Glocke — aber der Kampf gegen die Instinkte war fruchtlos.

Diese Szene dauert etwa fünfzehn Minuten. Schliesslich reisst dem Präsidenten die Geduld. „Eine Frage richte ich an Sie: Entspricht Ihr Benehmen der Achtung vor den Toten?" Weitere Schlussrufe der Unabhängigen sind das Echo. Nun ruft er die Abgeordneten Geyer (Sachsen), Düwell und Laukant zum dritten Male zur Ordnung und fordert sie, entsprechend dem Paragraphen 60 der Geschäftsordnung auf, den Saal zu verlassen. Aber die drei kehren sich nicht daran. Eine peinliche Situation. Der Lärm steigert sich bis ins Groteske.

Herr Fehrenbach zuckt die Achseln und vertagt die Sitzung um eine Viertelstunde. Werden die drei es wagen, den Saal wieder zu betreten? Und wenn es der Fall sein sollte, was dann?

Die drei wagen es. Als der Präsident um fünf Uhr fünf Minuten die Verhandlungen wieder eröffnet, sind Geyer, Düwell und Laukant auf ihren Plätzen, gleich als wäre nichts geschehen. Der Präsident stellt fest, dass nicht nur Verletzungen, wie er ursprünglich angenommen hatte, sondern auch zehn Todesfälle vorgekommen seien, und daher möchte er die Beratungen abbrechen und auf den nächsten Tag vormittags zehn Uhr vertagen.

Am Tage darauf gibt's noch einmal, als der Reichskanzler Bauer eine Philippika gegen die äusserste Linke hält, Tumultszenen. Aber als man den Henke und Genossen das Wort zur Erwiderung gestattet, verlässt zwar die Rechte unter Protest den Saal, doch das Schlimmste ist vorüber, die Wogen glätten sich wieder. Das Betriebsrätegesetz wird in zweiter und dritter Lesung verabschiedet. Die grosse Streikbewegung im Reiche, vor allem in Rheinland-Westfalen, die den Auftakt für einen abermaligen Umsturzversuch geben sollte, flaut ab.

Das winterliche Ungewitter ist überstanden. Die Offensive der äussersten Linken ist abgeschlagen.

*

„Neunter Verhandlungstag."

Erzberger war wieder verhandlungsfähig. Das Attentat des Bürschchens Oltwig von Hirschfeld hatte keine schlimmere Folgen gehabt. Die paar Kugeln, die auf den Reichsfinanz-

minister abgefeuert wurden, hatten nur blitzhaft die Situation erleuchtet. Die Reaktion bereitete die Atmosphäre für den grossen Schlag gegen die Republik vor. Dr. Helfferich war, bewusst oder unbewusst, der grosse geistige Wegweiser für das Kommende.

Dr. Helfferich, der, als Finanzier und Bankdirektor nie bei allen seinen Geschäften an sich gedacht hatte, der, ein Aermster der Armen, als Angeklagter vor den Schranken des Gerichts stand, da er Erzberger durch allerhand politische und mehr noch persönliche Vorwürfe beleidigt hatte, holte immer neues Material gegen den Finanzminister hervor, um ihn zu stürzen.

Die Strafkammer war in den Moabiter Schwurgerichtssaal übergesiedelt. Auf einem Podest hockten an einem langen grünen Tisch die fünf Richter. Zur Seite der Oberstaatsanwalt und der Protokollant. Im Zuschauerraum sassen Damen mit wippenden Reiherfedern auf den Hüten, sassen Herren in Zivil und Uniform, sassen Jünglinge mit deutschnationalen Begeisterungsflämmchen auf den gescheitelten oder geschorenen Häuptern. In der Mitte des Saales der Tisch der Sachverständigen: Industrielle, Politiker, Beamte, je nach Bedarf. Rechts, vom Zuschauerraum gesehen, die beiden Verteidiger Erzbergers. Links in der vordersten Reihe die terrassenförmig ansteigenden Anklagebänke. Dr. Helfferich und sein Rechtsbeistand Dr. Alsberg. Ganze Stapel von Papieren und Aktenstücken vor ihnen.

Dr. Helfferich ist in das Studium der Schriften vertieft. Dann aber, in der Verhandlung, springt er von Minute zu Minute mit hochrotem Kopf auf und explodiert in einem fort wie ein Daimler-Motor. Fortwährend fährt er mit Zwischenfragen, mit Bemerkungen, kurz, scharf, schneidend, herausfordernd dazwischen. Ein Florettfechter. Aber kein ruhiger Paukant, sondern ein nervöser Wirbelkopf. Ein Besserwisser. Ein Alleswisser. Ein Ueberkritiker. Ein Reichsoberlehrer. Kurz: der Moraltrompeter von Säkkingen, der Cato der Revolution.

Heute ist mein Fall dran. An sich eine Lappalie, wie die meisten Erzberger zur Last gelegten Sachen. Aber Helfferich

wollte auch diese Zwischenaktskomödie zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgemacht wissen . . .

Im Juli 1919, als die Demokraten, fern von der Regierung, nur noch korrekt-fraktionelle Beziehungen zum Zentrum und zur Sozialdemokratie unterhielten, traf ich den Adlatus Erzbergers im Foyer des Weimarer Nationaltheaters.

„Nun sind wohl alle Brücken abgebrochen?" fragte er.

„Das will ich nicht gerade sagen. Aber es liegt auch kein Anlass vor, im Augenblick neue Brücken zu bauen."

„Wenn man nun aber doch ein gemeinsames Interesse in einer Frage hätte?"

„In welcher?"

„Sehen Sie, da kämpft Helfferich mit allen möglichen Mitteln gegen Erzberger. Tagaus, tagein. Ueber Erzberger hinweg richtet sich dieser Kampf gegen die Republik, gegen den stärksten Exponenten des demokratischen Gedankens, gegen Erzberger. Und da, meine ich . . ."

„Also, Sie wollen mich, den politischen Gegner Helfferichs, ein bisschen ermuntern, um auch meinerseits von neuem das Kriegsbeil gegen ihn auszugraben."

„Richtig."

„Aber in dem Duell Helfferich-Erzberger möchte ich zunächst nur Zuschauer sein, denn ich muss als ununterrichteter Aussenstehender erst einmal den weiteren Verlauf der Auseinandersetzung abwarten."

„Rund herausgesagt, können wir uns mal vertraulich sprechen?"

„Warum nicht?"

„Aber ich weiss kein Zimmer frei: die Ministerzimmer sind besetzt, der Bundesratsraum ist in Anspruch genommen. Also wohin?"

„Na —, wenn nichts frei ist, gehen wir — ins Klosett."

Er prallte zurück.

„Das ist mein Ernst. Bitte, treten Sie nur ein . . ."

Ueber einer offenen Brille gab er mir ein Manuskript.

„Das habe ich von einer absolut einwandfreien und zuverlässigen Persönlichkeit erhalten."

„Hm."

„Dr. Helfferich macht dem Erzberger aus der Thyssen-Angelegenheit einen Vorwurf. Helfferich selbst hat noch ganz andere Transaktionen vorgenommen. Lesen Sie."

Ich las. Zehn Zeilen: Helfferichs Tätigkeit als Geheimer Legationsrat in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes bei der Begründung der Deutsch-ostafrikanischen Bank. „Wenn das richtig ist, hätte Dr. Helfferich allerdings kein moralisches Recht, Erzberger irgendwelche Vorwürfe zu machen."

„Es ist richtig. Ganz bestimmt. Der Autor der Notiz bürgt dafür."

„Gut, ich werde die Sache prüfen."

„Aber es muss sehr rasch gehen. Gewissermassen Schlag auf Schlag."

„Auf Wiedersehen."

Ich sah mich im Hause, wo es während der Plenarsitzung des Parlaments von Abgeordneten und Regierungsvertretern aller Art wimmelte, um. Ah, da ist ja auch der Geheimrat X aus dem Kolonialministerium. Der muss Bescheid wissen. Ich gehe zu ihm.

„Sagen Sie, kann das richtig sein?"

„Das — das ist ja die Schrift des Staatssekretärs . . . Ich kenne seine Schriftzüge aus jahrelanger Anschauung sehr genau. Verlassen Sie sich: diese pseudonyme Unterschrift „Coloniensis" ist von ihm."

„Und die Sache?"

„Ich erinnere mich ihrer auch noch dunkel. Aber wenn der Staatssekretär das selbst geschrieben hat, können Sie sich darauf verlassen."

„Danke."

Anderen Tages stand die Notiz in der Presse, und hier vor Gericht sollte ich nun bekunden, ob sie von Erzberger stamme. Das musste ich verneinen. Denn von ihm hatte ich sie nicht erhalten, und sein Adlatus hatte mir, so nebenher, gesagt, dass Erzberger natürlich von dieser Notiz keine Ahnung habe. Nachher stellte es sich heraus, dass sie sachlich nicht zutreffend war.

Die Unterhaltung mit Helfferich vor Gericht war nicht gerade amüsant.

Ein paar Mal gab's Zusammenstösse. Der Vorsitzende musste beschwichtigend eingreifen. Erzberger selbst war noch nicht völlig genesen und daher abwesend. Rein ging er aus dieser Affäre hervor.

Wochenlang wurde dieser Streit um Worte und Moralitäten fortgeführt. Schliesslich beschritt man selbst die Bahn der hohen Politik. Der alte Peter Spahn, Erzbergers Fraktionskollege und konservativer Widerpart im Zentrum, zeugte wider ihn und versetzte ihm einen Dolchstoss in die Weiche. Bethmann Hollweg marschierte auf. Lang, hager und bedächtig. Stresemann, das nationalliberale Stehaufmännchen, erhob die Schwurfinger gegen ihn, und diesem Kesseltreiben unterlag schliesslich der Finanzminister.

Helfferich hatte den Scheiterhaufen aufgerichtet, auf dem Erzberger verbrannt werden sollte. Hoch schlugen die Flammen über ihm zusammen. Grell wurde in die tiefsten Schächte der Politik hineingeleuchtet und, wie in meinem Fall, aus lauter Kleinkram ein Riesendelikt zusammengebraut.

Erzberger musste Amt und Würden aufgeben. Nur seine Buttenhausener Wähler blieben ihm treu und wählten ihn, trotz aller Femsprüche, wieder in den Reichstag.

Nun hat er Revision angemeldet und die ganze Geschichte wird wahrscheinlich von neuem aufgerollt werden.

Helfferich aber hatte, trotz seiner Verurteilung zu dreihundert Mark Geldstrafe, zunächst sein Ziel erreicht. Erzberger war gestürzt und die Atmosphäre für das „reinigende" Gewitter der Reaktion geschaffen.

*

Am 12. März 1920, nachmittags sechs Uhr, wurde ich in meiner Privatwohnung telephonisch zu einer Besprechung im Auswärtigen Amt gebeten.

„Muss ich denn kommen? Ist die Sache so dringend?"

„Unbedingt!"

„Worum handelt es sich denn?"

„Das lässt sich telephonisch nicht sagen."

„Also, ich muss?"

„Jawohl!"

Ich hin. Es war abends sieben Uhr geworden. In dem oberen Saale des Prinz-Leopold-Palais waren einige Vertreter der Regierung und die führenden Journalisten Berlins versammelt.

Ulrich Rauscher, der Pressechef, eröffnet die Sitzung. Im Gesicht weiss wie der Kalk an der Wand.

„Meine Herren, wir stehen einem militärischen Streich gegenüber . . ."

Nachdem er dann, mit leise vibrierender Stimme, einige Andeutungen über die dunklen Pläne der Kapp, Lüttwitz und Genossen gemacht hatte, wurde Major von Gilsa, der persönliche Adjutant Noskes, deutlicher: „Nur rückhaltlose Offenheit kann vielleicht noch in letzter Stunde helfen. Wenn die Presse morgen früh den Herren das Wahnwitzige ihres Vorgehens vorhält und ihnen die furchtbaren Konsequenzen schildert, kann — ich sage — kann das drohende Unheil vielleicht noch aufgehalten werden. Ich persönlich fürchte, dass es schon zu spät ist."

Gilsa spricht's noch um eine Nuance bleicher und blasser als sein Vorredner. Sonst stolzierte er stets in Uniform herum, diesmal war er in schlichtem Zivil gekommen.

Der Presse bemächtigte sich eine starke Erregung. Mir gegenüber steht der Vertreter einer alldeutschen Zeitung und schmunzelt. Ich sage zu ihm:

„Wenn Sie morgen an die „Reinigung" gehen, bitte, sorgen Sie doch, kollegial, dafür, dass ich nicht gleich zuerst an die Reihe komme. Es genügt mir, wenn ich so als sechzehnter, siebzehnter vorgenommen werde. Man hat doch dann schliesslich schon einige Beispiele, wie man sich beim Kopfkürzerwerden zu verhalten hat."

Der Angeredete lächelte und sagte freundliche Erfüllung des Wunsches zu.

Als wir dann in der zehnten Abendstunde, nach einer überaus lebhaften Debatte, uns in die Redaktionen begaben, um, bis in die Nacht hinein, den Leitartikel für die Morgenausgabe zu diktieren, meldete der Fernsprecher alle halbe Stunde die

einzelnen Phasen der militärischen Vorbereitungen im Döberitzer Lager. Die Truppen zogen zu einer nächtlichen Felddienstübung aus, und während das Kabinett im Reichskanzlerpalais zusammensass, marschierten die Soldaten bereits mit fliegenden Standarten und mit klingender Musik über die Peripherie Gross-Berlins. Das Kabinett hatte, gegen den Einspruch des Generals Reinhardt, beschlossen, keinen Widerstand zu leisten, und zum Teil Berlin verlassen. Der Minister des Innern Koch wollte sich gerade in sein Automobil setzen, um nach dem Anhalter Bahnhof zu fahren, als die Truppen bereits an ihm vorbeigingen. Kein Mensch nahm, da er sich ganz unauffällig erst noch den Vorbeimarsch ansah, Notiz von ihm. Herr Schiffer wurde dagegen, heimkehrend, vor seiner Haustür verhaftet.

Der Kapp-Putsch nahm seinen Lauf.

*

Die grosse Besprechung des neuen Regierungsprogramms neigte sich dem Ende zu. Die erste Rednergarnitur war bereits zu Wort gekommen. Mehrere Minister hatten im Verlaufe der Debatte gesprochen, die Simons, Wirth und Hermes. Der Reichskanzler, Konstantin Fehrenbach, sass in feierlichem schwarzen Rock geduldig auf dem historischen Ecksitz der Regierungsestrade, hörte aufmerksam zu, wie die einzelnen Parteiführer auf seine richtunggebenden Erklärungen reagierten, und mit einem Male ging eine Bewegung durchs Haus.

Der Präsident Löbe: „Die Abgeordnete Zetkin hat das Wort!"

Klara Zetkin sass ganz links unten in der Ecke. Hinter ihr auf einem herangeholten Stuhl Dr. Levi. Eine kleine kommunistische Insel auf dem weiten und grossen roten Meer, das sich fast bis zur Mitte des Parketts des Reichstags ergoss.

Die Zetkin ist schon recht gebückt. Das weisse Haar am Hinterkopf ist zu einem einfachen Knoten geschürzt. Das Gesicht ist von tausend Furchen durchzogen. Eine leichte Müdigkeit, eine altersmilde Resignation scheint darüber zu liegen. Scheint. Die schwarz-braunen Augen aber brennen wie kleine unruhige Fackeln. Der Weg von ihrer Seele zu

diesen dunkelglühenden Fenstern ist ein ständig lodernder Korridor. Leidenschaft, Leiden und Mitleiden zieht sie, die einst als kleine sächsische Lehrerin noch unter dem Bismärckischen Ausnahmegesetz in die sozialistische Bewegung geraten war, auf das bewegte hohe Meer der revolutionären Kämpfe. Sie ist nicht bloss eine Wissenschaftlerin, eine Theoretikerin gewesen, sie hat sich nicht nur damit begnügt, die Dogmen Karl Marx' zu betrachten, zu analysieren und neue Theorien darauf zu gründen, wie etwa die grossen Stubengelehrten der Partei, wie Kautsky, David, Hilferding, Adler. Das war, trotz aller ihrer Schriften und Artikel, eigentlich nicht ihr Feld. Sie liebte den jungen Marx, der das Kommunistische Manifest verfasst hatte; sie stand den Blanc und Bakunin, diesen ausgesprochen revolutionären Typen, geistig näher als dem alten, dem sezierenden Marx, der sich mehr und mehr von aller öffentlichen Betätigung zurückzog und, fieberhaft zitternd, arbeitete, um sein „Kapital“ zu vollenden.

Von Leipzig war Klara Eissner, als sie Sozialistin geworden war, nach Paris gegangen und hatte hier einen russischen Studenten kennengelernt, einen Mann, dem sie sich mit starkem Impuls in freier Ehe verband. Ossip Zetkin war Revolutionär. Kein Bombenwerfer, sondern ein stiller, ästhetisch und sozial hungernder Mensch, den Todeskeim in der Lunge. Zwei Knaben entsprossen der Verbindung. Jahre des Elends, der Not, des Hungers haben diese vier Menschen hier in Paris durchgemacht. Nichts blieb ihnen erspart. Eines Tages starb Ossip. Was sollte sie tun? In Paris bleiben?

Inzwischen war Bismarck in Deutschland gestürzt. Damit war auch das Sozialistengesetz gefallen. Nun konnte sie wenigstens wieder in die Heimat zurück. Heinrich Dietz, der sozialdemokratische Buchverleger in Stuttgart, nahm sich ihrer an und schuf ihr in der Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“ eine publizistische Plattform. Die Zetkin, wie sie sich seit der Pariser Zeit nannte, fing nun in systematischer Arbeit die Frauen aufzurütteln an. Bald geriet sie unter den Einfluss Rosa Luxemburgs, die sie als russisch-polnische Revolutionärin viel an Ossip erinnerte, und schloss sich auch an Franz

Mehring an. Die Luxemburg war eine ungewöhnlich faszinierende Frau. Messerscharf der Verstand, kritisch-synthetisch die geistige Veranlagung. Schlagfertig in der Dialektik. Sprudelnder Sarkasmus in der Replik. In allem: ein revolutionärer Krater. Die Zetkin weicher, frauenhafter, künstlerischer, gefühlsmässiger und leidenschaftlicher. Zwei Gegensätze, die sich geistig und seelisch ergänzten.

Der äusseren, der materiellen Not wurde sie enthoben, als sie den Maler Zunkel anfangs der neunziger Jahre in Stuttgart kennenlernte. Der Künstler, ein Lionardo in Kleinformat, Maler, Bildhauer, Architekt und Naturforscher in einem, verliebte sich in das schöne Modell und heiratete es. In der Partei rückte sie allmählich auf, wurde auf den internationalen Kongressen mit ihren reichen Sprachkenntnissen Dolmetscherin, wurde in die Kontrollkommision des Parteivorstandes gewählt und ergriff auf den Parteitagen mehr als einmal das Wort.

Die parteioffizielle „Politik des vierten August 1914" machte sie nicht mit. Sie war mit jeder Faser ihres Wesens international, revolutionär gerichtet. Mit Liebknecht, Rühle, Mehring rumorte sie in der Partei. Mit den Haase und Dittmann machte sie den Linksabmarsch der Unabhängigen Anno 1916 mit und rutschte noch weiter nach links, als der Spartacusbund seine geheimnisvollen Revolutionsbriefe versandte. Die Luxemburg, Jogisches und Mehring standen dahinter und versuchten das deutsche Volk, als unter dem Waffenlärm nur die wenigsten den Zusammenbruch kommen sahen, zu unterwühlen.

Als Liebknecht, nach der Novemberrevolution, die der Zetkin auch die Befreiung aus der Schutzhaft brachte, die Kommunistische Partei begründete, war sie eine der ersten dabei.

Nun sollte im Reichstage zum ersten Male ein Kommunist zu Worte kommen. Eine Sensation? Die Abgeordneten Frau Wurm und Frau Agnes von den Unabhängigen führen sie langsam zum Rednerpult, denn die Augen der Zetkin sind dem Erblinden nahe. Jetzt steht sie auf der Tribüne. Zahlreiche Abgeordnete scharen sich um sie, um sie besser verstehen zu

können. Einen Augenblick ist es ganz still im Hause. Die Ruhe vor dem Sturm? Wird sie geistige Bomben in das Parlament werfen und durch ihren Radikalismus alles durcheinanderbringen, wie weiland Karl Liebknecht, als er unter dem Tosen des Hauses gegen den „Kriegs- und Anleiheschwindel" wetterte und gewaltsam von der Tribüne gezerrt wurde?

Klara Zetkin spricht ruhig und sachlich. Die Leidenschaft erwärmt ihre Worte nur mit einer inneren Glut. Die Stimme hat schon etwas an Resonanz verloren und hat mitunter einen krächzenden Unterton. In einstündiger Rede entwickelt sie die Theorien des Kommunismus. Ein paar Seitenhiebe gegen den Kapitalismus, gegen das Parlament als System, ein weiter Ausblick auf das sozialistisch-kommunistische tausendjährige Reich — und dann wurde sie, während die äusserste Linke beifällig murmelte, wieder in das Parkett zurückgeführt. Das Spiel war aus. Die erste Kommunistin hatte im Reichstage gesprochen. Eine Idealistin hatte einen Flug ins Wolkenkuckucksheim unternommen.

*

Der Minister verliess abends auf der Station Gross-Lichterfelde-West den Wannseezug. Seine Gattin, eine behäbig behagliche Erscheinung, erwartete ihn.

„Das ist also das Portefeuille," sagte sie und nahm ihm lächelnd die schwarze Aktentasche ab, die er unter dem Arm trug.

„Ja, das ist das Ministerportefeuille", erwiderte er freundlich, und beide machten sich auf den Weg nach Hause.

Ganz leicht war Dr. Simons im Juni 1920 die Entscheidung, den ihm angetragenen Posten des Reichsministers für das Auswärtige zu übernehmen, nicht geworden. Denn die parlamentarische Basis, auf die sich das neue Kabinett der drei bürgerlichen Mittelparteien, des Zentrums, der Demokratie und der Deutschen Volkspartei, stützte, war keine eigentliche Mehrheit, sondern in ihrer Existenz auf die Gnade oder Ungnade der alten Sozialdemokratie angewiesen, die sich nach der Wahlniederlage in den Schmollwinkel zurückgezogen hatte.

Aber er sagte sich als Demokrat, dass es ihm über kurz oder lang vielleicht doch gelingen werde, die Schmollenden aus ihrer Ecke wieder zu positiver Mitarbeit herauszuholen.

Der Minister ist keineswegs mehr jung, hat die Fünfzig schon hinter sich und marschiert auf die Sechzig los. Eine mittelgrosse, aber doch stattliche Erscheinung. Brünetter, rheinischer Typus. Dunkle Augen. Gerade Nase. Schwarzen, nach unten gebogenen Schnurrbart ohne Spitzen. Das Haupthaar, das in der Mitte sich schon etwas zu lichten beginnt, in breiten Streifen von rechts nach links über den Schädel gelegt. Ganz klein wenig erinnert sein Profil an jenes Bismarck-Bild aus der Zeit, da der Eiserne seinen Posten als Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main aufgab, um als Preussens Gesandter an den Petersburger Hof Alexanders des Zweiten zu gehen. Das Dämonische, das Gewalttätige, das Willensstarke, das sich später in dem Gesichte des alternden Kanzlers so scharf und eindrucksvoll ausprägte, tritt auf diesem Bilde noch nicht hervor. Hier ist es mehr der kluge, durchdringende Verstand, der dem Gesicht den geistvollen Stil gibt.

Simons stammt aus Elberfeld. Sein Vater war Industrieller. Der Junge schlug die juristische Laufbahn ein und studierte vornehmlich in Strassburg deutsches und französisches Recht. Er wurde Referendar, er wurde Assessor, er wurde Richter. Zwanzig Jahre lang Amtsrichter und Landrichter. Zunächst war er richterlich im Bergischen Lande tätig. Der Code Napoleon hatte, seit dem Jahre 1802, hier noch immer Geltung. Aber er konnte feststellen, dass das altgermanisch-bäuerliche Recht, zum Beispiel die Leibzucht und das Altenteil, trotz der hundert Jahre rheinischer Rechtsprechung sich gegen all das geschriebene Recht erhalten hatte. An sich war die richterliche Tätigkeit in diesem eintönigen Bergwerksbezirk, zwischen Lärm, Russ, Staub und Schmutz, nicht sonderlich interessant. Polen wurden damals in Massen hier als Bergarbeiter beschäftigt, und wenn sie eine Zeitlang hier in Arbeit gewesen waren, hatten sie sich bei ihrer grossen Genügsamkeit so viel erspart, dass sie sich zu Tausenden und aber Tausenden ansiedeln konnten. Während er vorher, als der

Bezirk rein deutsch war, in der Hauptsache nur Roheitsdelikte zu ahnden hatte, häuften sich jetzt auch Betrugsfälle und Diebstähle. Eine polnische Importware.

Von hier wurde Simons als Landrichter in einen Schmalkaldener Bezirk versetzt, kam also nach Westthüringen. Die allgemeinen Privatrechtsverhältnisse waren hier ganz besonders verwickelt. Ein bürgerliches Gesetzbuch, das für das ganze Deutsche Reich galt, gab es damals noch nicht. Die Grafen von Henneberg, die einstigen Herren des Schmalkaldener Ländchens, hatten, als sie in Geldnot waren, vor Jahrhunderten ihr ganzes Land gewissermassen den Kurfürsten von Hessen-Kassel verpfändet. Daraus ergab sich nun eine ganz merkwürdige Situation. Die Henneberger hatten, als absolute Herrscher und Gesetzgeber, kein Interesse mehr an dem Lande, und die Hessen-Kasseler waren zwar Gläubiger, aber doch nicht Gesetzgeber dieses Landes. So trat hier eine künstliche Erstarrung der Rechtsverhältnisse ein. Simons musste zum Beispiel nach dem ehelichen Güterrecht des dreizehnten Jahrhunderts Erkenntnisse schmieden. Ein Müller, dessen Fischrecht am Mühlgraben bestritten wurde, suchte vor dem Gericht sein Recht. Die erste Instanz verurteilte ihn. In der zweiten Instanz griff Simons schliesslich auf die kaiserliche constitutio de regalibus vom Jahre 1216 zurück, und der Müller wurde freigesprochen. Als der Spruch verkündet wurde, fing der Angeklagte an zu weinen. Simons beschwichtigte ihn und versuchte ihm auseinander zu setzen, dass er den Prozess nicht verloren, sondern gewonnen habe. „Ich weine ja auch nicht darüber," stammelte der Müller, „dass ich den Prozess etwa verloren hätte, sondern dass es noch so viel Gerechtigkeit gibt."

Ein noch merkwürdigerer Fall war die Prozessgeschichte eines Bierbrauers. An einem Bergabhange, der ihm gehörte, hatte er sich einen Keller eingebaut, um dort seine Biere zu lagern. Bald darauf legte der Fiskus dicht daran einen Eisenbahnstrang. Durch die vorüberfahrenden Züge wurde der Keller erschüttert, und der Brauer strengte eine Entschädigungsklage gegen die Eisenbahnverwaltung an. Während der Prozess schwebte, kam er auf den Gedanken, den

Bergabhang abzuholzen, und nun reklamierte plötzlich die Stadtverwaltung den ganzen Abhang als Eigentum für sich und stützte sich dabei auf den uralten germanischen Rechtsbrauch, dass das Land Gemeineigentum sei und dem Brauer nur so lange gehört habe, als der Wald sein eigen gewesen sei. Nun aber, da der Wald gefallen, gehe das kahle Land an die Gemeinde wieder zurück. Simons hat das Ende dieses Rattenprozesses nicht mehr gesehen. Er wurde als Oberlandesgerichtsrat nach Kiel versetzt, kam dann später als Vortragnder Rat in das Reichsjustizamt und schliesslich ins Auswärtige Amt. Kein Papierjurist, sondern ein Mann, der zwanzig Jahre lang gleichsam durch die Sphäre der volkstümlich lebendigen Rechtsanschauung gegangen war.

Stilles Ufer.

Von Ernst Zahn.

Wenn der Himmel wieder tiefer leuchtet
und der Veilchen Zwerggeschlecht,
vom quellkühlen Morgentau befeuchtet,
über Wiesen webt sein Blaugeflecht,
will ich an dem See mich niederlassen,
von dem ich ein Leben lang geträumt,
statt des Brandens menschenwirrer Gassen
hören, wie nur eine Welle schäumt:
Eine Welle! – Aus den Bergen
trug der leise Fön sie strandwärts,
gleichwie ruhesam die Fergen
rudern ihre Nachen landwärts.
Aus den Bergen bringt sie Kunde,
wo mir einst die Heimatglocke klang,
Ihrem Plätscherplaudermunde
lausch' ich eine Stunde lang.
Und sie redet von der Staublawine,
aus der frühe sie ihr Leben trank,
und vom Glühn der hohen Schyne,
dessen Abglanz ihr ins Auge sank.
Und sie redet von den Tannen,
deren graue Bärte zaust der Wind,
wieviel Schwestern noch mit ihr von dannen
und ins Tal hinausgewandert sind;
von den Felsen, die sie rauschend streiften,
wund sich schlagend am Granit,
wie sie einen toten Baumstamm schleiften,
den der Strom mit sich zum Meere zieht.

Und sie redet, wie ein Geier kreischte,
wie ein Alphorn tönte himmelweit,
und, wo keiner jemals Einlass heischte,
von verlorner Klüfte Einsamkeit.
Aber während noch ihr Murmeln dauert,
teilt im Süden sich die Nebelwand
und enthüllt sich stolz und hochgemauert
meiner Berge weisses Einsamland.
Jugend, meine Jugend, kehrst du wieder?
Winkt mir das Vergangne noch einmal?
Mächtig flirrt und funkelt auf mich nieder
meiner Kindheit heil'ger Gral.
Sehnsucht wirft um mich die Arme,
tote Glut erwacht zum Brand,
aber immer tönt die stille, warme
Wellenstimme an den Strand.
Und sie lullt mir ein die Schmerzen
und der Wünsche ungezähmte Gier,
fragt mit zärtlich schonungsvollem Scherzen:
Alter Mann, vergassest du dich schier?
Und sie plätschert und sie raunt und schmeichelt:
Weisst du noch, was du hier suchen kamst?
Und sie murmelt, und sie spielt und streichelt:
Sei getrost, dass du hier Obdach nahmst.
Ruhevoll dem Takt des Wellenschlages
passt sich meines Herzens Pochen an,
froh weiss nach der Hast des Tages
ich den Abend nahn.
Fühle, als ob weiche Hände
Seele mir geglättet sanft und Sinn,
fühle, dass ich nun am Strandgelände
meines Traums, am „stillen Ufer" bin.

Vor zehn Jahren

Von Paul Block

Vor zehn Jahren, im Herbst 1910, wurde mit der Abschaffung der Monarchie im neuen Europa der Anfang gemacht: die Portugiesen jagten ihren jungen König Manuel zum Land hinaus und verwandelten ihren Staat in eine Republik. Das war damals noch eine Sensation, denn zu jener Zeit gab es ausser den entthronten Fürstengeschlechtern aus früheren Perioden in Europa nur fünf Herrscher und Herrscherinnen a. D.: Sultan Abdul Hamid, die Kaiserin Eugenie, Charlotte von Mexiko, die Königin Natalie von Serbien und eben den Benjamin der Abgedankten, Manuel von Portugal. Heute, nach der gewaltigen Umwälzung, die der Weltkrieg zur Folge gehabt hat, sind entthronte Fürsten nichts Ungewöhnliches mehr. Der demokratische Gedanke hat sich durchgesetzt und kann von keiner Dynastie mehr ernstlich bedroht werden — es sei denn, dass aus dem revolutionären Chaos das Genie eines neuen Bonaparte auftaucht. Und auch der könnte den demokratischen Gedanken nicht mehr aus der Welt schaffen!

Diese Entwicklung hat vor einem Jahrzehnt ein Mann vorausgesagt, dessen Name damals in allen Zeitungen der Welt zu lesen war: T e o f i l o B r a g a, der erste Präsident der Republik Portugal. Die Unterredung, in der das geschah, fand am 11. Oktober 1910 zu Lissabon in der bescheidenen Wohnung Bragas statt, die zu jener Zeit in der Traversa San Gertrudas gelegen war.

Mann und Erlebnis sind merkwürdig genug, um eine Erinnerung zu verdienen. Denn Teofilo Braga bleibt, auch wenn

er während des Krieges zu Deutschlands Feinden gehörte und gleich anderen namhaften Männern von Ungerechtigkeit und Verblendung sich nicht freigehalten hat, ein Gelehrter, Dichter und Mensch von Bedeutung. Und was er in jener Stunde aussprach, zu einer Zeit, in der jeder Zweifel am Fortbestand des mächtigen deutschen Kaiserreichs als Wahnwitz erschien, war keine phantastische Schwärmerei, sondern eine aus soziologischer Forschung geborene Folgerung. Im „Berliner Tageblatt" habe ich in jenen Tagen über das Gespräch einiges berichtet. Das Merkwürdigste musste auf Bragas Wunsch leider unterdrückt werden, weil eine Veröffentlichung der jungen Republik Verlegenheiten bereiten konnte; sie war auf die Unterstützung der grossen Staaten angewiesen. Im übrigen wär' es auch unmöglich gewesen, damals in einer deutschen Zeitung solche Offenherzigkeiten zu drucken! Heute, unter ganz anderen Verhältnissen und nachdem ein viel gröberer Stil zeitgemäss geworden ist, sprechen keine Bedenken gegen die Wiedergabe der alten Aufzeichnungen.

*

Teofilo Braga war nach dem Umsturz in Portugal zum provisorischen Präsidenten der Republik gewählt worden, nicht, weil er der einflussreichste Politiker des Landes war, sondern weil sein Name eine internationale Geltung hatte und deshalb für die Republik Sympathien zu gewinnen vermochte. Zum Führer in blutigen Kämpfen taugte er nicht; wohl aber wurde er als ein Lehrer des Volkes und ein Vorbild der Bürgertugend in seinem Vaterlande verehrt.

Alle Freien schätzten diesen Mann, dessen grösster Stolz seine Armut war, als Charakter, als Dichter und Gelehrten; nur die Anhänger der Monarchie und der Kirche betrachteten ihn als Feind, da er stets sich als Republikaner und Freidenker bekannt hatte. Deshalb brauchten die politischen Führer der Revolution, Affonso Costa und Bernardino Machado an der Spitze, seinen Namen; aber sie brauchten zugleich auch einen Mann, der keinen persönlichen Ehrgeiz besass und den Mitregierenden durch keine Intrige gefährlich werden konnte. Diese Eigenschaften vereinten sich in idealer Weise

in Teofilo Braga, der, damals 67 Jahre alt, zwei Jahre vor der Revolution (1908) durch sein fünfzigjähriges Schriftstellerjubiläum in der ganzen Welt bekannt geworden und durch seine wissenschaftliche Arbeit mit den stärksten Köpfen des Auslandes in beständiger Verbindung geblieben war.

An den revolutionären Führern von heute gemessen erscheint Teofilo Braga mit der Sanftmut seines Wesens und der für einen Portugiesen verwunderlichen Bescheidenheit seiner Sprache wie ein grosses Kind — was nicht ausschliesst, dass er an Weite der Weltanschauung und Grösse des Wissens turmhoch über den meisten der jüngeren Revolutionäre steht. Es könnte durchaus nichts schaden, wenn wir unter unseren Neu-Republikanern recht viele Bragas hätten . . .

An diesen Mann hatte mir Magelhaes Lima in Paris eine Empfehlung gegeben. Diesen Mann wollte ich besuchen, um mit ihm in den Tagen der portugiesischen Revolution über ihre Vorgeschichte und ihre Ziele zu sprechen: ein Vorhaben, das von den eigentlichen „Machern" der portugiesischen Politik mit verwundertem Lächeln angehört wurde.

„Mit Professor Braga über die Ziele der Revolution —?" sagte einer von ihnen. „Da wäre ich selbst neugierig! Aber suchen Sie ihn nur auf. Sie werden einen edlen Menschen mit den herrlichsten Idealen kennenlernen."

Und so sass ich denn eines Morgens im Stübchen des Gelehrten in der Traversa San Gertrudas.

Es war wirklich ein Stübchen, sehr verschieden von den stattlichen Palästen an der Praça do Commercio, in denen die Minister der Republik ihre Besucher empfingen. Der erwählte Präsident des Staates bewohnte in einem zweistöckigen, rot getünchten Hause eine kleine Wohnung, die sehr bescheiden eingerichtet war; mancher deutsche Arbeiter hat besseres Hausgerät. Eine einfache Holztreppe ohne Teppich führte zu einer engen Vordiele und von ihr in ein Zimmer, dessen Möbel aus einem ovalen Tisch, einem altmodischen Sofa, einigen Korbstühlen und einem Bücherbrett bestanden. In einer Ecke waren Bücher und Zeitschriften aufgestapelt. Auf dem Tisch lagen Proklamationen und eine aufgeschlagene Mappe, in der Briefe zur Unterschrift vorbereitet waren. An der Wand

hingen als ihr einziger Schmuck zwei Bilder, die den Deutschen freundlich grüssten: Mozart und Beethoven.

Der Mann, der in dieser fast ärmlich wirkenden Umgebung mir entgegenkam, machte wahrlich nicht den Eindruck eines Staatschefs. Er sah genau aus wie der Mann, der er war: wie ein gutmütiger, etwas weltfremder Gelehrter, den sein reiches Wissen Fremden gegenüber in Verlegenheit bringt, und der deshalb durch rührende Liebenswürdigkeit sein geistiges Uebergewicht zu verbergen sucht. Mit freundlicher Sorgfalt machte er das Sofa, auf dem der Besucher sitzen sollte, von einigen Schriftenbündeln frei und stäubte es in übergrosser Gefälligkeit zur Sicherheit noch mit einem Blatt Papier ab. Dann schob er sich selbst einen Stuhl heran, setzte sich mir gegenüber, und das Gespräch begann.

Was der Präsident über sein Leben und die Kämpfe seines Lebens erzählte, interessiert heute nicht mehr. Auch die beredte Schilderung, die er dem Fremden von dem Volk und der Geschichte Portugals gab, hat für unsere Zeit keine Bedeutung, so lebendig diese Stunde auch im Gedächtnis haften blieb. Es war ein Privatissimum, wie es selten zu hören sein wird. Der kleine Herr mit dem grauen, schütteren Haar und den freundlichen Augen dozierte belehrend und überzeugend über eine Stunde lang, ohne sich unterbrechen zu lassen, und es war merkwürdig anzusehen, wie die Begeisterung, die ihn für seine Ideale erfüllte, den Ausdruck seiner Persönlichkeit hob.

Endlich kam er auf die Revolution in Portugal, ihre Ursachen, ihren Erfolg und die weiteren Entwicklungen, die er von ihr erwartete. Und bei diesem Teil seiner Bemerkungen fiel das Wort, das zu einer Entgegnung Anlass gab und den Ausgang der Prophezeiung bildete, von der hier erzählt werden soll.

„Wir wollen einen sozialen Staat auf der Grundlage philosophischer Erkenntnis schaffen“, sagte Teofilo Braga. „Und die philosophische Erkenntnis gibt mir die Gewissheit, dass das Beispiel des kleinen Portugal in ganz Europa nachgeahmt werden wird, wenn nicht jetzt, so doch in wenigen Jahren.“

Ich erlaubte mir einige Zweifel. Revolutionen entstehen gewöhnlich nicht auf Grund philosophischer Erkenntnis, sondern aus anderen, weniger geistigen Gründen. Gerade die Umwälzung in Portugal hatte gezeigt, dass die Regierungen meistens an ihren eigenen Sünden und Fehlern zugrunde gehen. In Portugal hatten die Zerrüttung der Finanzen und die klerikale Misswirtschaft das bedrückte Volk zum Aufstand gezwungen: wenn aber ein Volk reich, mächtig und glücklich ist, dann macht es keine Revolution, so viele theoretische Revolutionäre auch in seiner Mitte leben mögen.

Der alte Braga lächelte über diese Einwendungen. Es war ein nachsichtiges Lächeln, das Lächeln eines Weltverstehers.

„Gewiss, gewiss, Sie sind ein Deutscher und denken, was ganz begreiflich ist, zunächst an Ihr eigenes Volk. Das ist freilich reich, mächtig und glücklich. Ihr Kaiser sagt es, der so bemerkenswerte Reden hält, und wenn ein Kaiser, der weit in der Welt herumkommt und das stärkste Heer hinter sich hat, dergleichen sagt, und, wie es seine Art ist, es immer sehr vernehmlich sagt: wer möchte daran zweifeln —? Ein Zweifel wäre vermessen oder, was noch schlimmer ist, eine grosse Dummheit. Dennoch sollten Sie auch die Stimmen derer nicht unterschätzen, die aus dem Dunkeln rufen. Ich bin ein alter Mann und habe viele Jahre meines Lebens hindurch nur mit denen verkehrt, die im Dunkeln klagen. Revolutionen kommen nicht über Nacht. Sie wachsen langsam dem Ausbruch entgegen. Ich weiss, dass für Europa die Zeit vorüber ist, in der Völker gutwillig und geistesträg über ihre Schicksale bestimmen lassen. Seit der Glaube an die gottgesandte Mission der Herrscher erschüttert ist — und der ist doch bei denkenden Menschen erschüttert, nicht wahr? — werden die Herrscher nur noch aus Gewohnheit ertragen. Sie werden geliebt, wenn sie Gutes tun; sie werden geehrt, wenn sie ihrem Volk Wohlstand und Frieden geben; sie werden gefürchtet, wenn sie willige Diener finden, die jeden Widerstand zu brechen wissen. Wer aber, ausser ihnen selbst, glaubt noch an ihre Majestät? Auch für ihre Getreuesten sind sie Exponenten eines Staatssystems, nichts weiter! Freilich, das Volk, das, wenn es nicht gerade vom Elend erdrückt wird, immer

für Schauspiele und Mehlsäcke empfänglich ist, freut sich an dem bunten Glanz militärischer Feste und dem guten Verdienst, der von einem Herrscher und seinem Hofstaat unter die Leute fliesst. Dennoch ist es meine Ueberzeugung, dass in diesem Jahrhundert die grosse Entwicklung sich vollziehen muss, die dynastische Kämpfe in wirtschaftlichen Kampf umwandelt. Es gibt keinen Herrscher in Europa mehr, der ein Gesicht hat, immer den Ihren ausgenommen, der — aber dies alles ist natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, es ist ganz privat und persönlich! — vielleicht zu viele Gesichter hat.

Dafür aber regt sich unter den Thronen im Dunkel die Masse. Ueberall beginnt sie ihre Kraft zu spüren, überall verlangt sie danach, sich zum Tag empor zu kämpfen. Wenn ein grosses Unglück über die Welt kommt, eine Pestilenz, eine Hungersnot, ein Krieg: dann werden die Geister frei werden, die bisher eingeschlossen waren. Die Könige werden verschwinden, die Völker werden geboren werden. Und je grösser die Schmerzen des Ueberganges sind: desto fester werden in die Welt sich die Wurzeln der echten Demokratie senken, die wir alten Republikaner ersehnen."

„Und Sie glauben, dass wir eine solche Entwicklung noch erleben werden? Auch wir in Deutschland?"

Wieder spielte das Lächeln um die Lippen Teofilo Bragas.

„Ich habe mein Leben lang für diese Entwicklung gekämpft, ich habe sie in meinem Vaterlande erlebt, und deshalb fällt es mir nicht schwer, an sie zu glauben. Da Sie aber als richtiger Deutscher wieder nach Ihrem Deutschland fragen, antworte ich Ihnen: ich habe einmal ein Gedicht geschrieben, das hat den Titel: „Regresso de um Soldado allemão terminada a Campanha" (Die Rückkehr eines deutschen Soldaten nach beendetem Kampf). In diesem Gedicht sah ich einen deutschen Krieger vor mir, der nach einer Schlacht sich fragt, zu welchem Zweck er um blutigen Lorbeer gerungen hat? Ekel vor dem Mordstahl ergreift ihn. Er fühlt, dass die Feinde, die er erschlug, Menschen waren, gleich ihm. Und er erkennt, dass kein Sieg grösser sein kann,

als der Sieg der Humanität, die für die Versöhnung der Völker arbeitet.

Wenn dies Gedicht einmal Wahrheit wird, dann haben Sie auch in Ihrem Deutschland die Revolution."

So sprach Teofilo Braga am 11. Oktober 1910.

Acht Jahre später im gleichen Monat und fast auf den gleichen Tag waren sein Gedicht und seine Worte Wahrheit geworden.

Beziehung

Laub im Frühwind und die Schöne
Dieses hochbeglückten Lichts
Mahnt mit Zärtlichkeit: Versöhne
Dich zur Welt – und fürchte nichts!

Gräser lächeln, Wolken singen,
Baum und Fels verklärt der Tau.
Und besonnt gleich allen Dingen
Siehst du die geliebte Frau.

Wie der Bach fliesst frei dein Denken,
Und dein Sehnen schweift im Land,
Ganz mit Welt dich zu durchtränken, –
Schön ist aller Gegenstand!

Wieder wie zum ersten Male
Sind dir alle Dinge hold:
Deine Tränen sind Opale, –
Dein Gefühl ist lauter Gold!

Hans J. Rehfisch

Die Notwendigkeit der inneren Kolonisation

Von Detlef Schmude

Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges zwingt Deutschland zu durchgreifenden Massnahmen auf dem Gebiete der inneren Kolonisation.

Unter Führung von Männern, wie Geheimrat Professor Sering, Geheimrat Dr. Ponfick, Dr. Keup und anderen Persönlichkeiten der sehr verdienstvollen „Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation“ steht uns ein geschulter Generalstab von Innenkolonisatoren zur Verfügung; ihm gegenüber steht eine gewaltige Armee landbegehrender Männer und Frauen, die um der eigenen Scholle willen zu jeder auch noch so schweren Kulturarbeit bereit sind. Dieser siedlungshungrigen Armee und ihrem Generalstabe aber fehlen zwei ausschlaggebende Faktoren: Geld und Führer, die über die nötigen menschlichen und organisatorischen Fähigkeiten verfügen und in der Lage sind, das notwendige Binde- und Vermittlungsglied zwischen Siedlertruppe und innenkolonisatorischem Generalstab zu bilden.

Streichen wir von der Zahl der Landbegehrenden alle jene ab, denen eine ausreichende Schulung zu intensivster Bodenbearbeitung mangelt, so bleibt dennoch eine so grosse Masse übrig, dass ihre Kraft vollauf genügen würde, um mit ihr unserem Wirtschaftsleben in ausschlaggebendem Masse zu nützen.

Die am 29. Januar 1919 erschienene Reichssiedlungsverordnung (zum Gesetz erhoben August 1919) hat in weiten

Kreisen die grössten Hoffnungen geweckt, aber auch ebenso gründlich enttäuscht; denn bis heute ist es nicht möglich, auf Grund des Reichssiedlungsgesetzes ausreichendes Siedlungsland für die Schar der Landhungrigen schnellstens zur Verfügung zu stellen. Und selbst wenn dieses Gesetz heute endlich zur Ausnutzung gelangen könnte, wird die eigentliche Landverteilung durch juristische Schwierigkeiten derartig behindert, dass sie nur in den selteneren Fällen zur Ausführung gelangt. Das schlichte arbeitende Volk steht dem Formalismus hilflos gegenüber. Es kennt kaum die auf Siedlung bezüglichen Gesetze, geschweige denn, dass es sie versteht. Zu ihrer Durchführung bedarf es eben geschulter Führer, die wir leider nur in verschwindend geringer Zahl besitzen. Sie in ausreichender Zahl heranzubilden, wird bedeutend schwieriger sein als die Bereitstellung ausreichender Mittel.

Und dennoch müssen wir notgedrungen und fest entschlossen den Weg der inneren Kolonisation beschreiten. Nahrungsnot, Rohstoffnot, Wohnungsnot, diese drei grossen Nöte fordern gebieterisch ihre rücksichtslose Bekämpfung. In ihrem Gefolge marschieren Arbeitslosigkeit und Demoralisation, beides verhängnisvolle Quellen staatszerstörender Kräfte. Mit zehnfacher Kraft gilt es, die Bodenschätze unserer Heimat zu heben, insbesondere Kohle, Kali und landwirtschaftliche Produkte. Das setzt Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsfähigkeit voraus; diese wiederum ausreichende Nahrung und gesunde Wohnung.

Der durch die veränderten Existenzbedingungen der Industrie hervorgerufene Kräfteüberschuss der Grossstädte und Industriezentren muss nach den Quellengebieten der Urproduktion (Kohle, Kali, Landwirtschaft) geleitet werden. Dreierlei ist erforderlich, um diese Ueberpflanzung zu ermöglichen: erstens sofortige Bereitstellung ausreichenden Siedlungslandes für Arbeitersiedlungen (½ bis 2 Morgen, je nach Bodenart), zweitens sofortige Bereitstellung ausreichender Geldmittel und Baustoffe zum Bau menschenwürdiger Wohnungen und drittens eine ausreichende Zahl tatkräftiger, sozial empfindender und geschulter Führer, die die Massen zielbewusst nach den Direktiven des innen-

kolonisatorischen Generalstabes und der führenden Männer unseres Wirtschaftslebens zu führen in der Lage sind. Zweifellos würde sich eine grosse Reihe erprobter Führernaturen melden, wenn für ihr materielles Auskommen seitens des Staates gesorgt wird.

Es handelt sich für uns jetzt darum, unsere ehemals so stolze und starke Wehrmacht in eine Arbeitsmacht umzuwandeln, die produktive Werte schafft. Dazu müssen die Unterkunfts- und sonstigen Ausrüstungsgegenstände der früheren Armee restlos zur Verfügung gestellt werden.

Die im norddeutschen Kohlen- und Kaligebiet tätige Heimstättengesellschaft Neu-Deutschland, mit dem Sitz in Völpke, hat mit dem lächerlich geringen Anfangs-Stammkapital von nur 85 000 Mark in der Zeit von April bis August d. J. nicht weniger als rund 30 ansprechende Einfamilienhäuser für Bergarbeiter errichtet. Die Wohnungen enthalten im Erdgeschoss Wohnküche, zwei Zimmer, eine Kammer und oben zwei bis drei Kammern, dazu Stallung für Kleinvieh und zwei Morgen Gartenland. Die Siedler arbeiten nach dem Grundsatz: „Ueber die Arbeit zur Siedlung", d. h. sie sind zunächst acht Stunden im Bergbau tätig, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; anschliessend an ihre Berufsarbeit legen sie in gegenseitiger Kameradschaft Hand an den Aufbau ihrer Heimstätten und ziehen hierzu auch ihre Frauen und Kinder heran. Vertraglich sind sie untereinander verpflichtet, alle ihnen vom Ortsgruppenführer aufgetragenen Arbeiten zu verrichten, sofern diese nicht vom Bauhandwerker ausgeführt werden müssen.

Die breite Masse der Bergarbeitersiedler hat sich nach dem Vorbilde des Vereins „Deutsches Arbeiterheim Bethel bei Bielefeld" zu einem eingetragenen Verein zusammengeschlossen, der aus 21 grösseren Ortsgruppen besteht. Die Vorsitzenden dieser Ortsgruppen bilden den Zentralvorstand, der seinerseits unter Führung des Vorsitzenden einen geschäftsführenden Ausschuss bestimmt.

Die Siedler selbst zerfallen in zwei Gruppen:

a) solche, die eine Heimstätte erwerben wollen,

b) solche, die nur Land zu ihrem schon vorhandenen Häuschen begehren.

Zunächst erfordert die dringende Wohnungsnot, dass wir uns in erster Linie mit der Gruppe a befassen.

Zur Durchführung der geschäftlichen und technischen Aufgaben hat der Verein, die Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft Neu-Deutschland, unter Beteiligung des braunschweigischen Staates, zweier Kaliwerke und anderer die „Heimstätten-Gesellschaft Neu-Deutschland" gegründet. Die Form der Genossenschaft wurde absichtlich nicht gewählt, da die bunt zusammengewürfelten Siedler sich erst in gemeinsamer Arbeit ohne finanzielles Risiko zusammenfinden und aufeinander einstellen sollten.

Ist eine Kolonie fertig, so haben die Siedler die Feuerprobe des unbedingt notwendigen Zusammenhaltes, der gegenseitigen Hilfeleistung, der Steigerung der Arbeitsleistung und des Sparzwanges bestanden. Und nun kann die Ortsgruppe des eingetragenen Vereins sich zu einer selbständigen Genossenschaft für einheitliche Bewirtschaftung und Verwertung ihres Grund und Bodens zusammenschliessen, ohne dass sie allzu leicht der Gefahr des Zerfalles ausgesetzt ist, eben weil die Mitglieder durch das Stahlbad angespanntester Arbeit geläutert sind.

Dass mir als Offizier seitens der Arbeiterschaft von Anfang an grosses Misstrauen entgegengebracht wurde, habe ich als eine Selbstverständlichkeit betrachtet. Dass anderseits Liebe und mannhafte Geradheit der Gesinnung dieses Misstrauen restlos zu besiegen in der Lage sind, wird jeder feststellen können, der unser kameradschaftliches Zusammenarbeiten mit den Siedlern zu beobachten Gelegenheit hat.

Nicht alle Offiziere haben sich in diese treue, rückhaltlose Zusammenarbeit mit den Männern und Frauen des schlichten Volkes finden können. Sie haben das oberste, für uns von allem Anfang massgebende Gebot politischer Neutralität übertreten, oder aber die Feuerprobe der körperlichen Lehrzeit nicht bestanden. Sie mussten weichen.

Grosse Schwierigkeiten bereitet die Baustofffrage. Auf Einzelheiten möchte ich hier nicht eingehen. Trotz dieser schier unüberwindlichen Schwierigkeiten ist es dem tatkräftigen Zugreifen unseres Architekten Schürgels und unserer

erprobten Ortsgruppenführer gelungen, so viel Baustoffe heranzuschaffen, dass wir von April 1920 bis Ende Juli dreissig Heimstätten in Angriff nehmen konnten. Besonderen Dank schulden wir hinsichtlich der Baustoffbeschaffung dem Geheimen Oberbaurat Fiedler im Reichsschatzministerium, der in weitsichtiger Weise die auf geordnete Selbsthilfe gerichtete Art unserer Bergarbeitersiedler durch Hergabe von Baracken aus Heeresbeständen unterstützt hat.

Die geordnete Selbsthilfe der Siedler beim Bauen erzielt ein schnelleres, gediegeneres und damit auch sparsameres Bauen. Sie spart vor allem an von auswärts heranzuziehenden Bauhandwerkern, die mit Unterkunftsschwierigkeiten zu kämpfen hätten. Entschliesst sich der Staat zu raschen Massnahmen auf dem Gebiete der Landhergabe, besonders an die landhungrigen Kriegsteilnehmer der werktätigen Bevölkerung, dann dürfte es gelingen, einen ähnlichen Geist der Arbeitsfreude in weitesten Kreisen zu erzielen, wie wir dies in unserem Gebiet heute trotz mannigfacher Hindernisse beobachten können.

Die Notwendigkeit der inneren Kolonisation ist leider doch nicht Gemeinerkenntnis der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes geworden. Sie ist nur erst wenigen klaren Köpfen aufgegangen, deren Stimmen und Machtbefugnis nicht ausreichten, um das Volk in seiner Gesamtheit in die für richtig erkannte Bahn zu leiten.

Die unter der Leitung von Staatssekretär D. Ramm im preussischen Landwirtschaftsministerium arbeitende „Vermittlungsstelle“ zur Ansiedlung Heeresentlassener in den staatlichen Mooren und auf den Truppenübungsplätzen gibt uns hinreichende Anhaltspunkte, wie diese schwere und grosse, aber unumgängliche Aufgabe der Unterbringung frei gewordener Kräfte zu produktiver Arbeit zu lösen ist. Es wäre dringend zu wünschen, dass Reich und Staat durch Hergabe ausreichender Mittel die Wirksamkeit dieser Stelle erleichtern, und vor allem auch auf sonstige siedlungsgewillte Kriegsteilnehmer ausdehnen. Zweieinhalb Millionen Hektar Moore harren noch der Kultivierung und Besiedlung. Einige der staatlichen Moore sind bereits mit ehemaligen Heeres-

angehörigen belegt worden, die dem Vorbilde der norddeutschen Kohlen- und Kalibergarbeiter folgen wollen, indem sie „über die produktive Arbeit in volkswirtschaftlich wichtigen Betrieben zur Siedlung", zur eigenen Sesshaftmachung, schreiten.

Bei der Ueberführung der aufzulösenden Truppenteile ins Wirtschaftsleben trat zunächst eine beachtenswerte Erscheinung in den Vordergrund, die heftige Abneigung des langjährigen Soldaten, in grösseren industriellen Betrieben Arbeit anzunehmen. Diese Abneigung wurde durch die ablehnende, ja geradezu feindliche Haltung der Industriearbeiterschaft gegenüber Angehörigen der Reichswehr, beziehungsweise der Freikorps erheblich verschärft. Ausserdem trachtete der an das Leben im Felde gewöhnte Soldat ohnehin nach einer sich wesentlich im Freien abspielenden Betätigung. Diese Faktoren wiesen in die Richtung der Besiedlung von Ländereien, die sofort zur Verfügung standen: staatliche Moore und Truppenübungsplätze. Der Soldat, dessen Führer ihm dieses Ziel wies, griff freudig zu, aber unter einer kategorischen Bedingung, dass nämlich seine alten, ihm vertrauten Führer mitgingen. Hier also die gleiche Erscheinung wie seinerzeit im Frühjahr 1919, als Magdeburger Erwerbslose mir, dem Offizier, in einer öffentlichen Versammlung auf meine Aufforderung, in Braunkohlengruben die Arbeit aufzunehmen, erklärten, diesem Rufe zu folgen, wenn ich mitginge. Die breite Masse deutscher Männer und Frauen trägt das Verlangen und die Forderung nach selbstlosen, tatkräftigen, sie geistig und moralisch überragenden Führern in sich. Sie verlangt aber auch von ihrer Führerschaft Herz und kluges Verständnis für ihre äusserlich ungeschliffene, manchmal rauhe, derbe und dennoch fast immer von Herzensbildung zeugende Art. Unterwirft der Führer sich selber zeitweilig harter körperlicher Arbeit, durch die er das Werk seiner Arbeitskameraden adelt, dann wächst nicht nur sein Verständnis für die Werktätigen, sondern er schützt sich auch selbst vor intellektueller Einseitigkeit, an der unsere Zeit leider krankt.

Immer wieder habe ich beobachten müssen, dass zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer das vermittelnde, verbindende

Glied fehlt. Es ist dies das geistig geschulte, im kameradschaftlichen Umgang mit Arbeitern, aber auch mit Arbeitgebern vertraute Menschenmaterial, wie wir es im ausgesprochenen Frontführer niederer Grade finden konnten.

Gebt dem deutschen Arbeiter, der deutschen Frau das Ziel der eigenen Heimstätte auf eigener Scholle, und wir werden zunächst seine Arbeitsfreude vermehren. Ist er in den Besitz dieser für ihn so erstrebenswerten Güter gelangt, dann wird bleibend seine Arbeitsfreudigkeit durch die bessere und ausreichendere Ernährung aus dem eigenen Grund und Boden, aber auch durch den wertvollen Ausgleich zwischen seiner notgedrungenen eintönigen Berufsarbeit und der wechselreichen individuellen an seinem eigenen Grundstück erhöht. Obendrein gewinnt das Volksganze an produktiv ausgefüllten Arbeitsstunden, nämlich durch das nicht unbedeutende Plus der Arbeit auf dem eigenen Boden zur Gewinnung von Nahrung und sonstigem Lebensunterhalt.

Die notwendige Vermehrung der Belegschaften als zwangsläufige Folgerung aus dem Achtstundentag erfordert die Schaffung von Wohngelegenheit. Diese ist nur auf dem Wege der Siedlung, das heisst, der Errichtung von Heimstätten mit ausreichendem Gartenland (ein bis zwei Morgen, je nach Bodenart) erreichbar, Siedlung wiederum nur dadurch, dass der Staat die erforderlichen Geldmittel, und vor allem die erforderlichen Baustoffe und Transportmittel (Pferde, Lastkraftwagen, Feldbahnen u. dgl.) in weitestem Umfange zur Verfügung stellt.

Die Produktion darf durch den Heimstättenbau in den Quellgebieten der Urproduktion nicht beeinträchtigt werden, sie soll im Gegenteil dadurch einen Ansporn zur Steigerung erfahren.

Die Siedlung muss zweckmässig in erster Linie den ortsansässigen Arbeitern der alten Belegschaft, und zwar unter straffer Heranziehung ihrer Mitarbeit in schichtfreier Zeit, zugute kommen. Hand in Hand mit ihr kann die Ansiedlung frei gewordener städtischer Arbeitskräfte in Anspruch genommen werden. Diese setzt aber die Errichtung von Notunterkunft und die Regelung geordneter Ernährungsverhältnisse voraus.

Neue und alte Belegschaft wird das beiden gemeinsame Ziel der Siedlung schneller einen, als dies sonst der Fall ist.

Der Aufbau der Heimstätten muss, wie gesagt, unter Heranziehung der Kräfte der Siedler nach dem Vorbilde der Bergarbeiter des norddeutschen Kohlen- und Kaligebietes vollzogen werden (siehe meine Schrift „Das Gebot der Stunde“, Verlag der Deutschen Landbuchhandlung). Das Wort „Heimstätte“ besagt deutlich, dass hierunter niemals Werkwohnungen zu verstehen sind. Die Freizügigkeit des Arbeiters soll und muss durch sie gewahrt werden.

Um an Kohlen zu sparen, muss die Verwendung von Baustoffen aus Abbruch, Bruchsteinen, Lehm- und Kalksandsteinen, Torfsteinen und sonstigen erprobten Kunststeinen angestrebt werden. Hierüber zu urteilen, soll Fachleuten überlassen bleiben.

Zum Schlusse sei noch einmal gesagt:

Der zug- und hubkräftigste Hebel zur Wiederbelebung unseres Wirtschaftslebens ist das Siedlungswerk, und der Punkt, an dem zuerst mit aller zu Gebote stehenden Kraft angesetzt werden muss: Die Quellgebiete der Urproduktion (Kohle, Kali, Landwirtschaft).

Das Werk ist schwer, aber durchführbar, denn es wird immer gelingen, die breite Masse der Arbeiter dafür zu gewinnen, wenn sie weiss, dass sie in den Besitz von Land und eigenem Heim auf eigener Scholle gelangen kann.

Deutschlands Kohlenwirtschaft

Von Oberingenieur Kayser (Berlin)

Bei Abfassung dieses Aufsatzes steht unser gesamtes Wirtschaftsleben unter dem Eindruck des Abkommens in Spaa. Die geringen Hoffnungen, die uns der Versailler Frieden noch liess, schwinden angesichts der von der Entente erzwungenen, unsere Kräfte übersteigenden Kohlenlieferungen. Ein wenn auch schlechter Trost mag für uns die Gewissheit sein, dass der Kohlenmangel als solcher nicht ein auf Deutschland beschränkter ist, sondern dass wir vielmehr vor einer Weltkohlennot stehen. Allgemein darf man von einem generellen Rückgang der Bergwerksproduktion in allen Ländern sprechen, einerlei, ob es sich um ehemals feindliche oder neutrale Staaten handelt. Die drei grossen Kohlenländer Europas: Deutschland, England und Frankreich, förderten im Jahre 1913 reichlich 500 Millionen Tonnen Steinkohle; im verflossenen Jahre erreichte die Kohlenförderung dieser Länder nur noch ungefähr 360 Millionen Tonnen. Der Rückgang der Kohlenförderung trifft nicht nur die Erzeugungsländer selbst, sondern macht sich auch in allen von den grossen Kohlenproduktionen abhängigen Ländern bereits stark bemerkbar.

Die Gründe für den Rückgang der Kohlenproduktion sind wohl in fast allen Ländern auf die eingetretene Verkürzung der Arbeitszeit und die aus bekannten Gründen verminderte

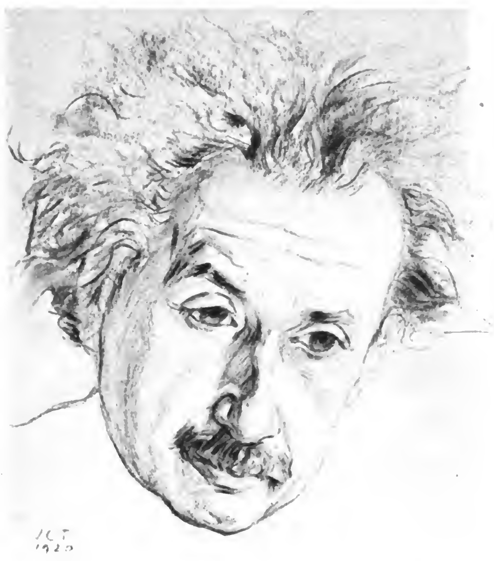
Leistungsfähigkeit der Bergarbeiter zurückzuführen. Einem Ausgleiche durch entsprechende Erhöhung der Belegschaft stehen einerseits die Schwierigkeiten in der Beschaffung von Wohnungsgelegenheiten gegenüber, anderseits wirken auch die Vernachlässigung der Produktionsmittel und die unterlassene Inangriffnahme von Neuanlagen während des Krieges hemmend.

Für Deutschland liegen die Verhältnisse für die Kohlenversorgung naturgemäss am ungünstigsten infolge unserer gesamten heutigen politischen Lage. Neben den uns auferlegten Verpflichtungen auf Lieferung von monatlich zwei Millionen Tonnen an die Entente ist uns das Saargebiet vollständig entrissen worden, während im Osten auch der Verlust des oberschlesischen Kohlenreviers droht, so dass wir eigentlich, was Steinkohlen anbelangt, nur noch auf das Ruhrgebiet und die nur geringe Produktion Niederschlesiens und in Braunkohle auf die Vorkommen namentlich Mitteldeutschlands angewiesen sind. Daneben steht uns allerdings noch der Torfreichtum unseres Vaterlandes zur Verfügung.

Um unsere Lage völlig würdigen zu können, sind einige Zahlenwerte über Kohlenproduktion und -verbrauch unerlässlich. Deutschlands Steinkohlenförderung belief sich im Jahre 1913 auf rund 190 Millionen Tonnen. An dieser Förderung waren beteiligt:

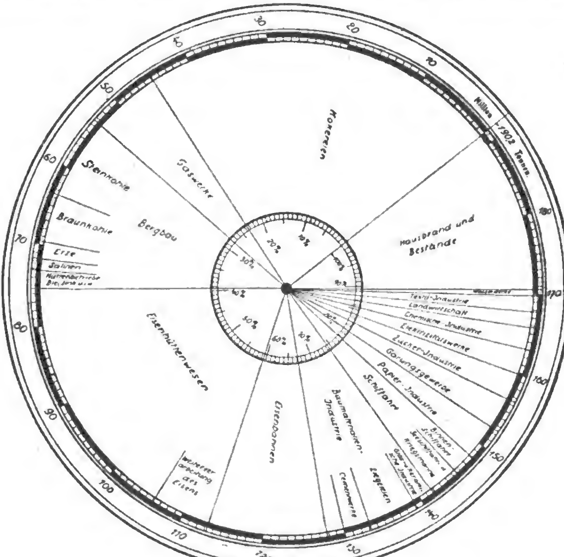
das Ruhrrevier	mit etwa	110,5	Millionen	Tonnen	oder	61 %
Oberschlesien	„	„ 43	„	„	„	23,7 %
das Saarrevier	„	„ 17,7	„	„	„	9,8 %
Niederschlesien	„	„ 6,3	„	„	„	3,5 %
die übrigen Reviere	„	„ 3,6	„	„	„	2 %

Durch den Verlust des Saarreviers verlieren wir allein schon rund 10 % der Gesamtförderung. Allerdings muss hierbei berücksichtigt werden, dass wir auch einen Teil des Versorgungsgebietes der Saarkohle, Elsass-Lothringen, sowie vorläufig das Saargebiet selbst verloren haben und somit dieser Verlust nicht voll in Anrechnung kommt. Auch ist ein nicht unerheblicher Teil der Saarkohle ins Ausland gegangen. Immerhin fällt der Verlust des Saarreviers ausserordentlich ins Gewicht. Viel bedeutsamer aber würde für uns der Verlust



Albert Einstein
Für den „Almanach“ nach dem Leben gezeichnet
von J. Turner

Oberschlesiens werden. Wenn uns auch die weitere Versorgung unserer östlichen Gebiete durch das oberschlesische Revier bei dessen Uebergang in polnische Hände zugesichert worden ist, so dürfen wir doch nicht allzu grosse Hoffnungen hegen. Polen wird zweifelsohne bei seiner all-



gemeinen Finanzlage die oberschlesische Kohle als Zahlungsmittel verwenden. Entweder verteuert sich damit für uns der Bezug oberschlesischer Kohle, oder aber sie wird uns ganz verlorengehen, in dem Masse, wie es Polen gelingt, seine Kohlen gegen Einfuhrwerte aus anderen Ländern zu tauschen. Ziehen wir weiter die mindere Förderung des Ruhrreviers in Betracht, so dürften selbst unter Berücksichtigung des Verbrauchsrückganges unserer Industrie rund 100 Millionen Tonnen Kohlen fehlen.

In der beigegebenen zeichnerischen Darstellung sind der bisherige Kohlenverbrauch Deutschlands und dessen Verteilung auf die einzelnen Industrien wiedergegeben. Hiernach haben wir verbraucht rund 191 Millionen Tonnen. In dieser Aufstellung ist die Braunkohle mit einem Drittel Steinkohle bewertet worden, so dass nach Abzug der Braunkohle ein Verbrauch von rund 166 Millionen Tonnen an Steinkohlen verbleibt. Berücksichtigen wir auch die Steinkohlenausfuhr, die nach Abzug der Einfuhr von etwa 11 Millionen Tonnen mit etwa 20 Millionen Tonnen zu bewerten ist — die Braunkohlen-Ein- und -Ausfuhr hielt sich in nur sehr geringen Grenzen —, so ist das Bild unserer zukünftigen Wirtschaft unter dem Gesichtspunkte der neuesten Forderungen der Entente in bezug auf die Lieferung von Steinkohlen ein geradezu niederschmetterndes. Für unseren Verbrauch werden uns kaum mehr als 60 Millionen Tonnen Steinkohlen zur Verfügung stehen. Verblieben sind uns ausserdem nur die Braunkohlen- und Torfläger. Wobei zu berücksichtigen ist, dass die Braunkohle nur ein Drittel der Steinkohle wertet und der Torf noch einen weit geringeren Heizwert infolge seines hohen Wassergehaltes von 70 bis 90 % besitzt, so dass er einer weitgehenden Vorbehandlung bedarf, um verwendbar zu werden.

Obgleich diese Tatsachen das Bild einer geradezu verzweifelten Lage ergeben, kann man erfreulicherweise feststellen, dass man allgemein bemüht ist, ihrer Herr zu werden. Es gibt freilich Skeptiker, die unter dem Drucke dieser Verhältnisse den völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch voraussagen, indessen hat das bisher weder die Industrie noch den Ingenieur abschrecken können. Auf der einen Seite steht der Ingenieur mit dem Bestreben, jede Wärmeeinheit rechnerisch und praktisch zu erfassen, auf der anderen Seite versucht Unternehmergeist durch Steigerung der Produktion und Anschlagen neuer Flöze einen Ausgleich zu schaffen.

Bereits vor dem Kriege war die Wissenschaft bemüht, unsere teilweise sehr unvollkommene Kenntnis über die eigentliche Zusammensetzung der Kohle zu erweitern und die vielfach komplizierten Vorgänge bei ihrer Verwertung aufzuklären. Daneben haben aber auch schon während des Krieges

im weitesten Masse Bestrebungen eingesetzt, um allgemein das Verständnis für die wärme- und feuerungstechnischen Vorgänge zu vertiefen. Nach dem heutigen Stand der Technik darf man sagen, dass diese Bestrebungen schon jetzt von Erfolg gekrönt worden sind oder aber zum mindesten Erfolg versprechen. Von weittragendem Einfluss auf unsere zukünftige Kohlenwirtschaft dürften die Massnahmen zur gründlichen Durchbildung des Bedienungspersonals wie zur Verbesserung der Feuerungsanlagen selbst sein. Grosse Brennstoff- und Wärmemengen gehen infolge mangelhafter Kenntnis des Bedienungspersonals über die Verbrennungsvorgänge, die ihrerseits wieder in mangelnder Bedienungsweise zum Ausdruck kommen, verloren. Es seien hier als Beispiel die Zentralheizungen angeführt, wo man vielfach Nutzeffekte findet, die kaum 50 % übersteigen.

Grosse Fortschritte haben vor allem die Versuche zur Heranziehung minderwertiger Brennstoffe als Ergänzung unserer Kohlenvorräte gemacht. Mit Hilfe geeigneter Feuerungssysteme ist es gelungen, Koksgrus, ein feinkörniges Material, das in grossen Mengen bei den Kokereien und Gaswerken entfällt, Staubkohle, die Rauchkammerlösche der Lokomotiven und andere Abfallbrennstoffe zu verbrennen. Noch heute harren Hunderttausende von Tonnen Haldenkohle auf verschiedenen Zechen ihrer Verwertung.

Eine wesentliche Stütze findet unsere zukünftige Kohlenwirtschaft in der Verwertung von Rohbraunkohle. Bekanntlich ist die Braunkohle im wesentlichen nur in Form von Braunkohlenbriketts in den Handel gekommen. Der Verfeuerung der rohen Braunkohle stehen infolge ihres grossen Wassergehaltes von 50 und mehr Prozent und des entsprechend geringen Heizwertes Schwierigkeiten entgegen, die heute mehr oder weniger als überwunden anzusehen sind. Selbstverständlich wird man für den Hausbrand und Spezialzwecke nach wie vor das Brikett verwenden, indessen dürfte sich die zu den Braunkohlenrevieren frachtlich günstig gelegene Industrie zweckmässig alsbald auf die Verfeuerung von Rohbraunkohle umstellen, wenn sie ihre Kohlenversorgung einigermassen sicherstellen will. Um einem weiteren Bereich die

Rohbraunkohle zugängig zu machen, ist seitens des Eisenbahnministeriums der bisher zulässige Frachtradius von 75 auf 150 km erweitert worden. An sich ist der Gedanke der Verfeuerung von Rohbraunkohle nicht neu, und ebenso hätten sich damals wie heute Mittel und Wege zu ihrer Verfeuerung finden lassen. Seit Jahren ist, unter dem Gesichtspunkte der Schonung unserer verhältnismässig nur beschränkten Braunkohlenvorräte, auf den ungeheuren Selbstverbrauch der Werke bei der Brikettierung hingewiesen worden. Für Trocknung und Brikettierung gehen bis zu 50 % der Kohle verloren. Wenn die Forderung der Verfeuerung von Rohbraunkohle bisher unbeachtet blieb, so hatte das seine Ursache in den trotz alledem vor dem Kriege immer noch geringen Produktions- und Gestehungskosten bis zum fertigen Brikett. Heute ist jene Forderung zum Zwange geworden, einerseits aus volkswirtschaftlichen Gründen, dann aber wegen der Unmöglichkeit, bei den heutigen Preisen und Löhnen kostspielige Neuanlagen für die Brikettierung zu errichten; übrigens würde ihre Einrichtung auch viel zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Ganz allgemein kommt ein Zurückgreifen auf unsere Braunkohlenschätze in erster Linie deshalb in Betracht, weil sich die Gewinnung der Braunkohle, die meist im Tagebau oder bei nur geringer Teufe stattfindet, viel einfacher gestaltet als eine gesteigerte Förderung von Steinkohlen. Von wesentlicher Bedeutung ist schliesslich die günstige Lage der grossen mitteldeutschen Braunkohlenreviere im Herzen unseres Vaterlandes.

Einen breiten Raum in unserer zukünftigen Kohlenwirtschaft werden die planmässige Durchführung der Veredlung der Kohle unter Gewinnung von Nebenprodukten und die Lösung der damit im Zusammenhang stehenden wärmetechnischen Aufgaben einnehmen. Unter Veredlung der Kohle sollen zusammenfassend alle die Verfahren verstanden werden, die auf eine Entgasung und Vergasung der Kohle unter Gewinnung von Koks, Gas, Teer, Ammoniak und anderen Wertstoffen der Kohle hinauslaufen. Die Entgasung der Kohle hat bekanntlich bereits mit dem Verkokungsprozess in den Gaswerken und Kokereien einen hohen Grad der Vollkommenheit er-

reicht. Die gemeinsame Aufgabe beider Betriebe besteht in der Verkokung der Kohle bei hoher Temperatur in von der Luft abgeschlossenen Retorten oder Kammern, wobei die flüchtigen Bestandteile als brennbares Gas gewonnen werden, nach Abscheidung von Teer und Ammoniak, während der Kohlenstoff, der Menge nach der bei weitem grösste Teil der Kohle, als fester Rückstand in Form von Koks zurückbleibt. Beide Betriebe unterscheiden sich nur in ihren weiteren Endzielen darin, dass der Gasfachmann das Verfahren auf die Gewinnung grosser Gasmengen eingestellt hat, während in der Kokerei in erster Linie die Gewinnung eines Kokses die Aufgabe ist, der den Anforderungen des Hüttenmannes für die Gewinnung und die Weiterverarbeitung des Eisens entspricht. Welche Bedeutung die einzelnen bei der Verkokung gewonnenen Produkte wie Teer, Ammoniak, Benzol als Ausgangsprodukte für die chemische Grossindustrie gewonnen haben, ist der Allgemeinheit durch den namentlich während des Krieges weitverbreiteten Stammbaum der Kohle näher gebracht worden. Es wird erinnerlich sein, wie sehr das Ausland das Fehlen der deutschen Teerfarben schmerzlich empfunden hat und wie sehr man bemüht war, sie zu ersetzen.

Welchen Umfang die Verkokungsindustrie 1913 bereits angenommen hatte, geht aus der Aufstellung über den Brennstoffbedarf der Hauptverbrauchsgruppen hervor. Die von den Kokereien verarbeitete Steinkohlenmenge erreichte 1913 rund 45 000 t, denen noch 8½ Millionen Tonnen der Gaswerke hinzuzurechnen sind, so dass insgesamt reichlich 54 Millionen Tonnen Steinkohle verkokt worden sind. Dies entspricht in unserer Aufstellung 28 % des Gesamtkohlenverbrauches Deutschlands. Allein auf den Steinkohlenverbrauch von 166 Millionen Tonnen bezogen, sind davon reichlich 32 % dem Veredlungsprozess durch Verkokung unterworfen worden. Schätzungsweise wurden aus diesen Kohlen etwa 1,7 Millionen Tonnen Teer gewonnen, die etwa zu vier Fünfteln der Weiterverarbeitung unterzogen sein dürften. Nach den neuesten staatlichen Verfügungen darf Rohteer in Zukunft überhaupt keine Verwendung mehr finden, womit endlich eine seit langem aufgestellte Forderung ihre Erfüllung gefunden hat.

In den Retorten und Oefen der Kokereien und Gaswerke herrschen verhältnismässig hohe Temperaturen, weil es, wie wir vorher gesehen, darauf ankommt, viel Gas oder Koks zu erzeugen. Der Verkokungsvorgang ist ein mehr oder weniger roher. Die Kohlenwasserstoffe werden bei so hoher Temperatur in Kohlenstoff und Wasserstoff zerlegt, und die Gewinnung dieser Produkte in Form von Koks und Gas ist hier eben Endzweck der Verkokung. Geht man bei dem Verkokungsvorgang schonender vor und verhindert man nach Möglichkeit die Spaltung der Kohlenwasserstoffe, so erhält man allerdings eine geringere Gasmenge und weniger freien Kohlenstoff, dagegen steigt ganz ausserordentlich die Ausbeute an Teer. Auch der entfallende Koks ist von ganz anderer Beschaffenheit, und da man die Spaltung der Kohlenwasserstoffe verhindert, ist das Gas reicher und heizkräftiger. Dieses Verfahren, bei welchem mit verhältnismässig geringen Temperaturen von 470 bis 500° gearbeitet wird, ist zwar noch in der Entwicklung begriffen, indessen verspricht dasselbe nach den bisherigen Erfahrungen und bei der Art und Zusammensetzung der gewonnenen Produkte, für unsere gesamte Kohlenwirtschaft von allergrösster Bedeutung zu werden. Nicht allein, dass aus Steinkohle durch Verkokung bei niederer Temperatur bis zu 14 % Teer gewonnen wird, das Produkt ist auch viel hochwertiger als Kokerei- und Gaswerksteer. Der bei hoher Temperatur gewonnene Teer stellt gewissermassen schon ein Restprodukt dar, insofern ein grosser Teil der leichter siedenden Kohlenwasserstoffe in der Retorte in Kohlen- und Wasserstoff gespalten ist. Bei niederer Temperatur wird demgegenüber der gesamte gewinnbare Teer, der auch mit dem Namen „Urteer" bezeichnet worden ist, erfasst. Bei der Halbverkokung entfällt eine viel grössere Menge hochwertiger Treib- und Schmieröle. Man hat ausgerechnet, dass man Deutschlands Bedarf an Schmierölen allein schon zu decken imstande wäre, wenn nur die Staatsbahnen ihre Kohle der Halbverkokung unterziehen würden. Die Eigenschaften des entfallenden Kokses, auch „Halbkoks" genannt, sind wiederum derart, dass er ohne weiteres als Ersatz für Steinkohle gelten kann. Da

die meiste Steinkohle und auch viel Braunkohlenarten für die Halbverkokung geeignet sind, so ergeben sich weitere Ausblicke für die wohl mögliche Umstellung unserer Kohlenwirtschaft. Im Halbkoks verbleibt ein Teil der flüchtigen Bestandteile, die ihrerseits wiederum vorwiegend aus Wasserstoff bestehen. Der Wasserstoff aber ist das eigentliche Lebenselement der Brennstoffe. Je reicher ein Brennstoff an Wasserstoff, um so leichter entzündet er sich, und um so grösser ist seine Brenngeschwindigkeit. Im Gegensatz hierzu verbrennt der Kohlenstoff viel träger, er entzündet sich schwer und hat nur eine geringe Brenngeschwindigkeit. Dem Halbkoks sind gewissermassen nur die Kohlenwasserstoffe entzogen, während ihm der Wasserstoff grösstenteils verblieben ist. Das entfallende hochwertige Gas reicht zur Durchführung des gesamten Arbeitsprozesses aus, wenn man es nicht für andere Zwecke nutzbar machen will; es war z. B. schon daran gedacht, das Gas zur Gewinnung von Stickstoffen aus der Luft nutzbar zu machen.

Der Halbkoks entfällt bröckelig und kleinstückig, so dass er brikettiert werden muss, man hat aber auch bereits grobstückigeren, festeren Koks erhalten.

Die Bedeutung des Verfahrens liegt vor allem in der Möglichkeit einer viel durchgreifenderen Veredlung unserer Kohlenschätze. Während die Gaswerke und Kokereien nur besonders geeignete backende Kohlen verwenden können, sind für die Halbverkokung die meisten Steinkohlen, und viele Braunkohlensorten geeignet. Dabei wird ein Koks gewonnen, der unter völlig rauchfreier Verbrennung die Kohle vollwertig ersetzt, ohne Nachlassen des Nutzeffektes, während die bei der rohen Verfeuerung zumeist als Rauch und Russ verlorengehenden Kohlenwasserstoffe durch die Halbverkokung als hochwertiges Material in Form von Halbteer niedergeschlagen werden. Namentlich diese Gewinnung an Halbteer kann nicht hoch genug bewertet werden. Unser Vaterland ist arm an Erdölen, und wir sind in bezug auf Erdölprodukte fast vollständig auf das Ausland, namentlich Amerika, angewiesen. Bekanntlich befinden sich die amerikanischen Oelfelder in der Hand mächtiger Konzerne, die Deutschland zwar liefern

werden, aber nur zu hohen Preisen, und das um so mehr, als die europäischen Oelfelder Rumäniens, Galiziens und Russlands als Preisregulator für die nächste Zeit mehr oder weniger ausfallen. Es ist uns z. B. heute nicht möglich, den Bedarf für Dieselmotoren, selbst bei Stillegung aller Oelfeuerungen für Spezialzwecke, auch nur annähernd zu decken. Der Bedarf an Dieselmotor-Treiböl beläuft sich auf etwa 250 000 Tonnen Teeröl, während nur 150 000 Tonnen im günstigsten Falle im eigenen Lande aufzubringen sind. Die Versorgung Deutschlands mit Treib- und Schmierölen ist heute zu einer der brennendsten Fragen geworden; woraus hervorgeht, welche Bedeutung die Halbverkokung der Kohle gewinnen kann, zumal, wenn wir uns vom Auslande einigermassen unabhängig machen wollen.

Bereits am Anfang ist die vollkommene Vergasung der Kohle als eine andere Art ihrer Veredlung erwähnt. Diese Verfahren streben in erster Linie die bessere Verwertung von Rohbraunkohle an. Bei vollkommener Vergasung wird der gesamte Kohlenstoff in ein brennbares Gas übergeführt, so dass als Rest nur die unverbrennlichen mineralischen Bestandteile zurückbleiben. Als Nebenprodukt wird Teer sowie der Stickstoff der Kohle gewonnen, und zwar wird hier der gesamte Stickstoff der Kohle erfasst, während bei den Kokereien und Gaswerken der bei weitem grössere Teil im Koks zurückbleibt. An den Gedanken der vollkommenen Vergasung knüpfen sich grosse Pläne und Hoffnungen. Verfechter dieser Idee denken an die gänzliche Umstellung des Hausbrandes und teilweise auch der Industrie auf Gas. Ehe man solchen Plänen näher tritt, muss die Frage der vollkommenen Vergasung gelöst sein, wenn auch nicht verkannt werden soll, dass bereits ein erhebliches Stück Arbeit geleistet worden ist. Die Durchführung des Gedankens würde naturgemäss wärmewirtschaftlich einen ganz ausserordentlichen Gewinn bedeuten. Aber der praktischen Durchführung der generellen Versorgung mit Gas stehen manche Bedenken gegenüber, man betrachte nur die Schwierigkeit der Aufspeicherung so grosser Mengen von Gas und ihrer Verteilung. Derartige Anlagen zur Vergasung so ungeheurer Mengen

Kohle und zur Aufspeicherung und Fortleitung des Gases würden Unsummen von Kapital erfordern. Man vergleiche auch nur einmal die Raumverhältnisse zwischen festen und gasförmigen Brennstoffen! In 1 kg guter Steinkohle sind ungefähr die gleichen nutzbaren Wärmeeinheiten enthalten wie in 1 cbm Gas; dabei ist ein hochwertiges Steinkohlengas von 5000 WE angenommen. Der Vergleich wird noch ungünstiger unter Berücksichtigung des viel geringeren Heizwertes des bei vollkommener Vergasung gewonnenen Gases.

Im nahen Zusammenhang mit der vollkommenen Vergasung steht die neuzeitliche Entwicklung der Brennkraftmaschinen. In Fachkreisen ist man seit langem der Ueberzeugung, und diese Ueberzeugung wurde in den letzten Jahren durch die tatkräftige Aufnahme des Gedankens der Vergasung der Brennstoffe genährt, dass der Uebergang zur Krafterzeugung aus Gas in weitem Umfange nur Aussicht auf Erfolg verspricht, wenn es gelingt, eine lebensfähige Gasturbine zu schaffen, die wie die Dampfturbine die Dynamomaschine unmittelbar dreht. Man verfolgt dabei zweierlei Hauptwege. Das eine Prinzip arbeitet mit Explosionen (Gleichraumturbine), das andere mit Gleichdruckverbrennung (Gleichdruckturbine). Die Arbeiten in dieser Richtung lassen wohl einen Erfolg erhoffen, und damit würde ein neuer grosser Schritt getan sein zu weiteren Fortschritten in der Ausnutzung unserer Brennstoffschätze. Die Gasturbine ähnelt im Prinzip der Dampfturbine, d. h. es strömen die Verbrennungsgase eines Luftgasgemisches auf die Schaufeln von Laufrädern. Der Wirkungskreis der Gasturbine wird zwar kaum höher sein als jener der Gaskolbenmaschine, sie ist aber der letzteren aus hier nicht zu erörternden Gründen weit überlegen. Damit ist aber keineswegs gesagt, dass die Gaskolbenmaschine verschwindet, namentlich dann, wenn die Versuche zur Gewinnung von Stickoxyd aus den Gasen zu wirtschaftlich verwertbaren Ergebnissen führen.

Soweit bekannt, denken die Staatsbahnen daran, mit dem Erfolg der Gasturbine die Umstellung ihrer Betriebe auf Elektrizität einzuleiten. Wärmewirtschaftlich bedeutet das eine

Errungenschaft ersten Ranges; ob sie politisch klug ist, das mag dahingestellt sein. Zur Gewinnung der benötigten grossen Gasmengen ist neben der Braunkohle auch an die Vergasung von Torf gedacht.

Torf und Rohbraunkohle überhaupt sind die Quellen, die der Erschliessung offen stehen zur Ergänzung unserer Brennstoffvorräte. Während die Verbrennung von Rohbraunkohle selbst in weiterem Umfange zweifelsohne durchführbar ist und auch eine gesteigerte Förderung derselben durchaus aussichtsreich erscheint, liegen die Verhältnisse bei Torf weit ungünstiger. Sowohl die Gewinnung wie auch die Verwertung gestalten sich viel schwieriger gegenüber der Braunkohle. Torf hat eine Feuchtigkeit bis zu 90 % hinauf. Derartiges Material bedarf vor der Verfeuerung einer kostspieligen Aufbereitung. Es ist ja der einfache Torfstich bekannt, bei dem die Soden an der Luft getrocknet werden. Dazu gehören vor allem zahlreiche, heute sehr kostspielige Arbeitskräfte. Im übrigen ist man seit Jahren bemüht, der grossen Wassermengen im Torf durch Abpressen auf mechanischem Wege beizukommen. Eigenartigerweise lässt der Torf selbst unter dem stärksten mechanischen Druck das Wasser nicht ohne weiteres los. Durch Beimischen geringer Mengen trockenen Torfes als Filter für das Wasser ist es gelungen, einen Teil desselben auf mechanischem Wege zu entfernen. Weiter als auf reichlich 60 % Feuchtigkeit — nach den neuesten Angaben soll ein Verfahren bis auf 40 % Feuchtigkeit abpressen — ist man bisher nicht gekommen. Diese Verminderung des Wassergehaltes ist zu gering, um den Bau so ausserordentlich kostspieliger Anlagen zu rechtfertigen. Im Januar d. J. wurden z. B. für eine komplette Anlage mit allen technischen Einrichtungen und Wohngelegenheiten für die Arbeitskräfte zur Gewinnung von 100 000 t Trockentorf mit reichlich 60 % Feuchtigkeit allein 13 Millionen Mark gefordert, wobei noch kein Verdienst für die Gesellschaft eingerechnet ist. Heute würde solche Anlage noch bei weitem teurer sein. Ein solches Material mit über 60 % Feuchtigkeit ist aber auch für die Verfeuerung viel zu nass. Die an der Luft getrockneten Torfsoden haben meist nur einen Feuchtigkeitsgehalt von 25 bis

30 %. Die Lufttrocknung von Torf ist von Gemeinden und Privaten in breitem Umfange aufgenommen worden, und diese Massnahme ist im Interesse der besseren Versorgung des Hausbrandes nur zu begrüssen.

In den vorstehenden Zeilen ist versucht worden, unter Anpassung an den verfügbaren Raum, in gedrängter Kürze und zum Teil nur in Stichwörtern, einen zusammenhängenden Ueberblick über das uns alle bewegende Brennstoffproblem zu entrollen. Der Laie wird erkennen, wie Technik und Unternehmergeist sich die Hand reichen, um den uns drohenden wirtschaftlichen Niedergang, der uns infolge Kohlenmangels droht, wirksam zu bekämpfen. Alle Kräfte werden zusammengefasst, um so sparsam wie möglich zu wirtschaften und durch Vervollkommnung der technischen Einrichtungen die Vorräte zu strecken. Darüber sind sich jedoch die Fachkreise einig, dass eine Steigerung der Kohlenförderung für Deutschlands wirtschaftlichen Wiederaufbau unerlässlich ist; sie zu erzielen, wird letzten Endes nur von der Einsicht und dem Pflichtgefühl aller an der Kohlenwirtschaft beteiligten Erzeugerkreise abhängen, vornehmlich aber von der Arbeiterschaft, der zum Bewusstsein kommen muss, dass gesteigerte Rechte nur durch ein erhöhtes Pflichtgefühl gesichert werden können.

Der Neuaufbau des deutschen Schulwesens

Von Geheimrat Friedrich Rommel

Der furchtbare äussere und innere Zusammenbruch des deutschen Volkes am Ende des schrecklichsten aller Kriege hat auch denen, die bis dahin von der Unübertrefflichkeit aller Verhältnisse in unserem Vaterlande überzeugt waren, die Augen geöffnet. Das, was vor dem Kriege vielfach als Ausfluss kleinlicher Nörgelsucht und unsachlicher Besserwisserei angesehen worden war, erwies sich nunmehr unter dem Eindruck der sich überstürzenden Ereignisse und des weltgeschichtlichen Geschehens als sicheres Vorausahnen kommenden Unheils. Und wenn es auch jetzt noch unhistorisch denkende Köpfe gibt, die nach einzelnen Schuldigen suchen und heute diese Person oder jene Partei für die gegenwärtigen Zustände verantwortlich machen, so beginnt doch die Einsicht zu wachsen, dass ein derartiges Beginnen nicht allein unfruchtbar ist — denn dem Niederbruch und der Umwälzung ist seit Jahrzehnten von Gedanken, Erfahrungen, Erlebnissen und Zeitströmungen, die das Volk in weitem Masse bestimmend beeinflussten, vorgearbeitet worden —, sondern auch den Blick ablenkt von den wichtigen und unaufschiebbaren Gegenwarts- und Zukunftsforderungen. Diese lassen sich zusammenfassen in dem einen Wort: Neuaufbau. Haben wir eine neue Staatsform erhalten, die demokratische Republik, für die sich die überwältigende Mehrheit des Volkes bei den Reichstagswahlen im Juni von neuem entschieden hat, so darf mit der inneren Umgestaltung des gesamten Staatsorganismus nicht länger gezögert werden.

Der Neuaufbau des deutschen Schulwesens

Einer der wichtigsten Kulturfaktoren, wenn nicht der wichtigste schlechthin, dessen sich jeder Staat bedienen muss, um seine Bürger für seine Aufgaben geschickt zu machen, ist die Schule.

Das deutsche Schulwesen der Vergangenheit ist nicht ein einheitlicher Organismus, dessen Glieder in engster Beziehung zueinander stehen, es ist vielmehr eine ziemlich lose Zusammenfassung einer ganzen Reihe von selbständigen Schultypen, es herrscht eine beschämende Buntscheckigkeit. Kindergärten, Volksschulen, Mittelschulen, höhere Schulen, Hochschulen, Fach- und Fortbildungsschulen und andere reine Berufsschulen stehen nebeneinander. Aber dieses Vielerlei wird noch beängstigender durch den Umstand, dass das Schulwesen der einzelnen Länder des Deutschen Reiches nur bis zu einem gewissen Grade eine Einheit bildet, die sich in einer engen Umgrenzung der Prüfungsforderungen und der daran sich knüpfenden Berechtigungen erschöpft. Man mag nun auf dem Standpunkt stehen, dass die berechtigte Eigenart der deutschen Stämme diesen Zustand einigermassen rechtfertigt, und kann doch dabei die Forderung vertreten, die Einheit des Reiches über die Sonderrechte der Länder zu stellen. Diesen Grundsatz stellt die Verfassung auf, und soll er nicht nur äusserliche Bestimmung, sondern notwendige Voraussetzung sein, so muss sich ihm auch das Schulwesen der Länder beugen. Das erkannte auch die Verfassunggebende Nationalversammlung an, indem sie ein Grundschulgesetz schuf, nach dem alle Kinder ohne Unterschied des Standes und der Konfession eine allen gemeinsame vierjährige Grundschule besuchen sollen. Dieser Gesetzesrahmen wird nun in der nächsten Zeit mit einem Inhalt zu füllen sein, es wird in grossen Umrissen ein Plan gezeichnet werden müssen, nach dem die jungen Deutschen in ihren ersten vier Schuljahren unterrichtet und erzogen werden sollen. Die öffentlichen Vorschulen sind im Abbau begriffen und werden allmählich verschwinden. Das gleiche gilt für die Privatschulen, die nur da Daseinsberechtigung haben, wo sie pädagogische Reformversuche unternehmen. Sonderschulen für Kinder einer bestimmten

Gesellschaftsschicht, die ängstlich vor der Berührung mit dem „Volke“ ferngehalten werden sollen, haben im demokratischen Deutschland keinen Boden mehr.

Etwas anderes ist es mit Schulen, die einen neuen, eigenartigen Erziehungsweg einschlagen und von hervorragenden Pädagogen geleitet werden. Hier wird der Staat helfend und fördernd eingreifen und so weit möglich Staatsland und Mittel zur Verfügung stellen, auch von einengenden „Bestimmungen“ und Verleihung von „Berechtigungen“ absehen. Waldschulen und Landerziehungsheime werden nicht mehr eine untergeordnete Rolle spielen dürfen, sondern in den Mittelpunkt des pädagogischen und schulpolitischen Interesses rücken müssen.

Dass für kranke Kinder und solche von abnormer Wesensart nach wie vor besondere Einrichtungen getroffen bzw. beibehalten werden, versteht sich von selbst. Aber jedes gesunde Kind soll die Grundschule besuchen, wobei die Trennung nach Geschlechtern in absehbarer Zeit ganz verschwinden wird. Indessen ist dies erst der allererste Anfang der notwendigen Vereinheitlichung des gesamten Bildungswesens.

Die Forderung, allen Kindern vor der Einschulung in die Grundschule eine planmässige Ausbildung ihrer Sinne, wie sie Fröbel in grundlegender Weise angebahnt und jetzt Frau Montessori in verfeinerter und psychologisch vertiefter Weise nach einer eigenartigen und sehr bestechenden Methode ausgebaut hat, zuteil werden zu lassen, lässt sich nicht mehr zum Schweigen bringen. Die Versuche, die vielerorts (z. B. in Berlin-Lankwitz) auf diesem Gebiete gemacht werden, ermutigen zu weiterer Verfolgung des Gedankens und werden wohl in einiger Zeit dazu führen, dass der Staatskindergarten alle Kinder vom vierten bis sechsten Lebensjahr in sich aufnimmt. Von den zahlreichen Vorteilen, die eine derartige Einrichtung gegenüber dem jetzigen Zustande böte, sei nur auf den einen hingewiesen, dass alle die Kinder der weniger bemittelten Kreise, wo Vater und Mutter häufig gleichzeitig beruflich tätig und dem Hause entzogen sind, von der Strasse und den unkontrollierbaren Einwirkungen einer Zufallspädagogik in die reine Luft heiter-schöner

Kinderheime verpflanzt würden. Es würden aber auch durch derartige Staatskindergärten die Unterschiede einigermassen ausgeglichen werden können, die die aus verschiedenen Bildungsschichten stammenden Kinder in den ersten Schuljahren mitbringen und die einen schnellen und regelrechten Erziehungsgang erschweren oder gar unmöglich machen.

Auf der gemeinsamen Grundschule sollen dann alle anderen Schulbauten errichtet werden. Zurzeit tobt noch der Streit darüber, ob dies unmittelbar geschehen soll, oder ob nicht ein gemeinschaftlicher Zwischenbau noch weiterhin alle Kinder mehrere Jahre zusammenhalten soll. Man mag nun zu dem Problem stehen, wie man will. Zweierlei scheint sich doch allmählich als Grundforderung aller Sachkundigen zu ergeben. Einmal muss jedem Kinde die seiner Eigenart entsprechende Bildung und Erziehung gegeben werden, ganz gleich, ob es arm oder reich, christlich, jüdisch oder konfessionslos, ehelich oder unehelich, männlich oder weiblich ist, zum anderen aber darf die Neuorganisation nicht einer rein äusserlichen Mechanisierung und Rationalisierung zum Opfer fallen. Vereinheitlichung darf nicht in Gleichmacherei entarten. Das lässt sich aber verhindern, wenn man das ethische Bildungsziel als das richtunggebende ansieht und wenn man nicht nur Begabungs*höhe* und Begabungs*art* der Kinder scharf beobachtet und in Rechnung stellt.

So werden wir eine Reihe von Schulströmen erhalten, die aus der Quelle der Grundschule fliessen. Die Organisation muss und wird aber so geschaffen werden müssen, dass zwischen den einzelnen Strömen zahlreiche Kanäle gegraben werden, die es gegebenenfalls ermöglichen, von einem Flusslauf nicht allzu weit von der Mündung entfernt in einen anderen hinüberzugelangen. Denn die Entwicklung der Menschen vollzieht sich sehr ungleichartig, und die Entwicklungsspätlinge dürfen nicht in ihrem Rechte auf eine ihrer Wesensart entsprechende Erziehung verkürzt werden.

Es wird dann nicht mehr möglich sein, dass der Sohn armer Eltern aus der Volksschule keinen anderen Ausweg findet als den in einen praktischen Beruf, oder dass der Sohn aus reicher Familie ohne Rücksicht auf seine Begabung

und Neigung schon mit dem sechsten Lebensjahr zum Hochschulstudium verurteilt wird und, wenn er sich im Laufe der Jahre als hierfür ungeeignet erweist, mit kläglicher Halbbildung, die schlimmer ist als Unbildung, in einem ungeliebten Beruf verkümmert. Gewiss ist an dem Satze, dass das Talent seinen Weg macht, vieles richtig; indessen kommt es ja gar nicht darauf an, dass die Schule Talente züchtet und die Begabten fördert, sondern lediglich darauf, dass sie jeden der ihr Anvertrauten nach Möglichkeit gut und glücklich macht.

Als Uebergang zu diesem Ziel wird es nötig sein, auch innerhalb der einzelnen Schulen das starre Klassensystem zu durchbrechen und die Zahl der wahlfreien „Fächer" zu vermehren, dagegen die Zahl der verbindlichen Stunden erheblich zu vermindern. Aus dem unbeweglichen muss ein elastischer Schulaufbau sich entwickeln. Das bedeutet kein Herabdrücken der Bildungshöhe, vielmehr eine Anpassung der Schule an die verschiedene Wesensart ihrer Zöglinge. Denn die Schule hat den Schülern zu dienen, ein Wort, das nicht missverstanden werden darf. Der fremdsprachliche Unterricht wird quantitativ verringert werden, qualitativ gehoben. Die Einführung in die fremde Kultur wird richtunggebend sein. Der Götze der „formalen Bildung", den die Humanisten auf seinen Thron gehoben haben, wird gestürzt werden. Der Unterschied von „Haupt- und Nebenfächern" wird verschwinden und einer sinnvollen Bewertung der Persönlichkeit des Zöglings Platz machen. Die sogenannte Kenntnis der fremden Sprache wird nicht mehr Erkennungsmerkmal der „Gebildeten" sein. Dementsprechend wird auch dem sogenannten technischen Unterricht, Gesang, Zeichnen, Turnen, ein erhöhter Wert beizumessen sein, und der Zustand, der bis vor kurzem in vielen Schulen der gegebene war, dass es gut war, wenn einer darin etwas leistete, dass es aber nichts schadete, leistete er nichts, wird hoffentlich schon in absehbarer Zeit als der Vergangenheit angehörig betrachtet werden. Selbstverständlich wird auch der Sport an allen Schulen eine ganz andere Rolle spielen müssen als bisher, zumal durch den Fortfall der allgemeinen Wehrpflicht der

körperlichen Erziehung des deutschen Jungvolkes eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen sein wird.

Das Mädchenbildungswesen wird entsprechend der weiblichen Eigenart umgestaltet werden, ohne dass darum auch nur eines der den Knaben erreichbaren Bildungsziele für die Mädchen ausgeschlossen wird. Wie weit die für die ersten Schuljahre selbstverständliche Kondukation ausgedehnt werden kann, steht noch dahin.

Mit dieser äusseren Neuorganisation ist es aber nicht getan. Die Schule muss auch innerlich umgebildet werden. Früher diente sie allzu einseitig der Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten und bereitete für den „Lebenskampf“ vor. Die neue Erziehungsschule soll den jungen Menschen für die Gemeinschaft erziehen, sie soll statt individuellen Ehrgeiz soziale Hingabe pflegen. Kenntnisse allein tun's nicht, es muss vielmehr auch gleich zum rechten Gebrauche der Kenntnisse angeleitet werden. An Stelle der alten Lernschule muss die Arbeitsschule treten. Die Unterordnung unter die „Obrigkeit“, die Gewalt über uns hat, soll eine freiwillige werden, geboren aus dem Verständnis für die Notwendigkeit einer Führerschaft. Die Selbstverantwortlichkeit muss vom ersten Schultage an gepflegt werden. Schon der kleine Junge und das kleine Mädchen müssen sich als Glieder einer Gemeinschaft fühlen. Dieser Gemeinschaft müssen sie dienen und fühlen lernen, dass sie damit sich selbst dienen. Die Schüler werden in der Schule nicht mehr lediglich Objekte der Erziehung sein, vielmehr selbst aktiv in die Erziehung eingreifen. Sie werden an der Verwaltung tätig teilnehmen, werden sich selbst eine Ordnung schaffen und, da sie sie selbst als notwendig erkannt, vor ihr Achtung haben. Ehrfurcht sollen sie lernen vor dem Menschen, nicht vor seinem Kleid oder seinem Titel. Auf diesem Wege wird die Schule demokratisiert und sozialisiert werden.

Die ersten Anfänge zu der eben gezeichneten Umstellung zeigen sich bereits. In Preussen und einzelnen anderen Ländern sind bereits Einrichtungen getroffen, die diesem Ziele zustreben. Indessen wird man sich klarmachen müssen, dass die Umbildung sich nicht im Verlauf von Jahren, vielmehr von

Jahrzehnten vollziehen kann. Die Natur macht auch keine Sprünge, und Verordnungen allein machen nicht selig.

Es ist nur eine Frucht folgerichtiger Entwicklung, wenn die Eltern in den Erziehungsorganismus der Schule als mittätige Glieder einbezogen werden. Schüler, Lehrer, Eltern: schaltet man eins dieser drei Glieder aus, so hört die Schule auf, ein lebender Organismus zu sein. Bei allen am Schulleben Beteiligten muss das Bewusstsein wach werden, dass es gilt, eine neue Gemeinschaft zu schaffen. Durch sie soll auch die Familie in einen grossen Zusammenhang hineingestellt werden. Die Schule muss aufhören, eine „Anstalt" zu sein, an die die Eltern ihre Kinder mit dem sechsten Lebensjahre abgeben, um sie erst mit dem 14. oder 18. Lebensjahr zurückzuempfangen. Die Jugend muss aufhören, ein Doppeldasein, hier Haus, hier Schule, zu führen. Erst wenn die Eltern selbst am Erziehungswerke der Schule mithelfen, wenn die Familie in den Bau des öffentlichen Lebens eingegliedert ist, wird das sogenannte Zusammenarbeiten von Schule und Haus aufhören, eine inhaltlose Phrase zu sein.

Um das zentrale Problem der Vereinheitlichung des Schulwesens auf dem Grunde der Demokratisierung und Sozialisierung gruppieren sich die Nebenfragen, die einzeln auch nur aufzuführen im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen würde.

Immerhin mag erwähnt werden, dass die gründliche Umgestaltung der Prüfungen und des Berechtigungswesens eine der dringlichsten Zukunftsaufgaben ist. Hier werden wir aus dem engmaschigen Schematismus vergangener Zeiten herauskommen und Lehrern und Schülern die Qual des „Paukens" verringern und hoffentlich in absehbarer Zeit ganz beseitigen. Die Schule muss heraus aus ihrer engumgrenzten Aufgabe, ihre Zöglinge für die Erlangung bestimmter Berechtigungsscheine fertigzumachen. Sie muss eine Volksbildungsanstalt im edelsten Sinne des Wortes werden, sie soll Charakter und Anlagen jedes ihr anvertrauten Zöglings entwickeln und ihn befähigen, in seiner Art glücklich und tüchtig zu sein. Hiernach wird auch der Volkshochschule und der Fortbildungsschule eine im Vergleich zu früher erheblich

wichtigere Aufgabe zufallen. Auch diese Schulfragen werden in den grossen Zusammenhang gestellt werden. Zum Schluss sei hingedeutet auf das vielleicht wichtigste der schulpolitischen Probleme: die Lehrerfrage. Diese ist aber weniger durch irgendwelche Ausbildungsordnungen zu lösen, wenn auch zugegeben werden mag, dass auch dadurch manches geschehen kann und auch schon in letzter Zeit geschehen ist. Vielmehr wird es darauf ankommen, dass der Lehrberuf, der gleich wertvoll, köstlich und verantwortungsvoll an einer Schule für Schwachsinnige wie an der Universität ist, von wahren Führern des Volkes ausgeübt wird, von starken Persönlichkeiten, die sich letzten Endes als Diener an der Gemeinschaft betrachten. Jeder Lehrer muss in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft gleichmässig zu Hause sein und dauernd bleiben. Er muss getragen sein von wahrem Idealismus, von jenem Idealismus, der unser armes Vaterland nicht nur einmal aus tiefster Not errettet und zu neuer Blüte und neuer Kraft geführt hat. Der freilich seinen Blick auch über die Grenzen des so jammervoll verkleinerten Deutschen Reiches hinüberlenken soll auf die anderen Völker, zu denen wir trotz Versailles und trotz Spaa wieder in ein Verhältnis kommen werden, das uns befähigen wird, mit ihnen an den Aufgaben der Welt gemeinschaftlich zu arbeiten. So verstanden, sind Nationalismus und Internationalismus keine Gegensätze, sondern zwei Faktoren, die sich gegenseitig ergänzen. Volksversöhnung und Völkerversöhnung, das muss der Stern und die Zukunftshoffnung nicht nur des deutschen Volkes sein.

Ueber Alter und Jugend

Von Professor Paul Friedrich Richter (Berlin)

Tief eingewurzelt ist im Menschen der Drang, die natürlichen Grenzen, die seinem Erdenwallen gesetzt sind, weiter zu stecken. Auch der hartgesottenste Pessimist, dem die Lehre vom Unwert und der Bedeutungslosigkeit des Lebens ein unerschütterliches Dogma ist, er möchte nicht — man braucht nur an Schopenhauer zu denken — von der „süssen und freundlichen Gewohnheit des Daseins“ scheiden. Zwar: *Alt werden* will jeder, *alt sein* aber keiner. Denn er teilte sonst das Schicksal des Tithonos in dem feinsinnigen griechischen Mythos, dem die rosenfingerige Göttin Eos bei Zeus wohl ewiges Leben, aber nicht ewige Jugend erbeten hatte, und den sie treulos verliess, als er alt und bresthaft geworden war.

Darum gehört das Problem der *Verjüngung* zu denen, welche die Menschheit von jeher beschäftigt haben, und worüber schon

„Manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andere
Arme schwitzende Menschenhäupter“ (Heine).

Freilich in verschiedener Weise, je nach dem Grade der biologischen Kenntnis und Erkenntnis der Zeit. Magier und Alchimisten, Gaukler und fahrende Leute ziehen heute nicht mehr auf den Märkten umher, ihre Mixturen anzu-

preisen. Und ein genialer Abenteurer wie Cagliostro würde in unserer Aera, die auf ihre „Aufklärung" so stolz ist, mit seinem tausendjährigen Verjüngungstrank wohl kaum ein gläubiges Publikum finden. Der moderne Faust verschmäht das Gebräu der Hexenküche: er zieht sich in das Laboratorium zurück und sucht zunächst einmal zu ergründen, ehe er die Natur ihres geheimnisvollen Schleiers beraubt, worin das Rätsel des „Alterns" besteht. Folgen wir ihm auf diesem Wege.

Die Zellen des menschlichen Organismus sind in einem fortwährenden Erneuerungsprozesse begriffen. In diesem Abnutzungsprozesse, diesem ewigen „Vergehn", dem aber auch ein ebensolches „Werden" entspricht, beruht im weitesten Sinne der Begriff des „Stoffwechsels". Solange der Mensch jung ist, ist in reichem Masse für den Ersatz der abgenutzten, unbrauchbar gewordenen Teile gesorgt. Die Neubildung der wertvollen, arbeitenden Zellen stellt den Prozess der Verjüngung dar. Der Hauptnachdruck ist dabei auf das Wort „wertvoll" zu legen. Die minder wertvollen Teile, wie Haare, Nägel usw., können auch im Alter wachsen. Aber der Schwund der lebenswichtigen Zellen ohne gleichmässige Wiedererneuerung, das ist das Charakteristikum des Alterns, des natürlichen sowohl als des vorzeitigen.

Was bewirkt aber diesen Schwund der Zelle? Sind es Störungen der Blutversorgung, die den Stoffwechsel in der Zelle selbst verändern? Man hat dabei zunächst an gewisse Drüsen gedacht, welche die Blutversorgung regeln, wie die Schilddrüse und andere. In der Tat ruft ein Schwund der Schilddrüse einen Zustand hervor, das sogenannte Myxödem, der in manchem dem Prozess des Alterns gleicht. Aber diese Aehnlichkeit ist doch wohl nur eine äusserliche.

Oder sind es Störungen in der Wand der Gefässe, die sogenannte Verkalkung der Gefässwand, die Arteriosklerose? Sicherlich ist das bekannte Wort richtig: „Der Mensch altert in seinen Gefässen." Aber durch nichts ist erwiesen, dass die Verkalkung der Gefässwand eine Ursache des Alterns ist: sie ist nur sein häufigstes Symptom, seine fast ständige Begleiterscheinung. Eine dritte Theorie endlich hat der bekannte

Forscher Metschnikoff aufgestellt. Nach ihm sind es rein mechanische Momente, welchen die Zerstörung der lebenswichtigen Teile in den Organen zuzuschreiben ist, nämlich die Wirksamkeit gewisser Zellen, der sogenannten „Fresszellen“ oder „Phagocyten“. Diese Zellen vernichten die edleren Elemente unseres Körpers, namentlich die Muskelzellen und die Nervenzellen, indem sie diese in sich aufnehmen, sich mit ihnen beladen. Gewiss kann man direkt unter dem Mikroskop solche Vorgänge beobachten. Aber damit ist durchaus noch nicht festgestellt, ob sie auch eine vitale Erscheinung sind und ob die „Fresszellen“, diese „Lastträger“ des Organismus, nicht vielmehr nur totes, abgestorbenes Material vom Schauplatz wegschleppen.

Aber welche dieser Theorien auch richtig ist, sie erklären alle nur den Schwund der Gewebe im Alter, nicht die Momente, welche den untergehenden Zellen neue Reize zuführen, sie zum Wachstum anspornen, aus der „Degeneration“ eine „Regeneration“ machen.

Im wesentlichen sind diese Reize in chemischen Vorgängen und chemischen Stoffen gesucht worden. Das gilt schon von den Versuchen Brown-Séquards. Es sind etwa 30 Jahre her, dass die Angaben dieses berühmten Physiologen Aufsehen erregten, man könne durch Injektion von Emulsionen, die aus Geschlechtsdrüsen hergestellt waren, Altersbeschwerden zum Verschwinden bringen, eine neue Jugend herbeiführen. Leider haben sich die darauf gesetzten Hoffnungen nicht bestätigt, wenn sich auch der Extrakt als ein wirksames, sogenanntes tonisierendes Mittel erwies, d. h. als ein Mittel, die Muskelleistungen zu steigern.

Die Versuche Brown-Séquards haben ihren greisen Autor am Abend seines erfolgreichen Lebens — alle seine Beobachtungen sind Selbstbeobachtungen — beinahe der Lächerlichkeit überliefert. Und doch sind sie von weittragender Bedeutung geworden. Denn sie eröffnen die Lehre von der sogenannten „inneren Sekretion“, eine Lehre, die sich für die Erklärung physiologischer Vorgänge sowohl wie auch mancher rätselhafter Krankheitserscheinungen ausserordentlich fruchtbar erwiesen hat.

Was verstehen wir darunter? Es war längst bekannt, dass es die Funktion der Drüsen im menschlichen Körper ist, Stoffe nach aussen abzusondern. Aber erst neuen Datums ist die Erkenntnis, dass eine Reihe von Organen — darunter auch solche, deren drüsige Natur und Struktur bis dahin nicht bekannt war — chemische Produkte liefert, die nicht nach aussen abfliessen, sondern nach innen, in den Organismus hineingelangen. Dort entfalten sie in der verschiedensten Weise ihren Einfluss, zumal die einzelnen derartigen Drüsen in einer Wechselwirkung stehen, bald in einer sich gegenseitig steigernden, bald in einer antagonistischen, so dass also das Spiel der Kräfte ein sehr mannigfaltiges sein muss.

Nach dem Engländer Starling werden diese Stoffe als „Hormone“ bezeichnet. Zu den Drüsen mit innerer Sekretion gehören nun auch die Keimdrüsen. Der geniale Wiener Physiologe Steinach ist es gewesen, der in systematischer Arbeit die biochemische Bedeutung dieses Sekretes für den Organismus — und zwar nach einer ganz ungeahnten Richtung hin — nachgewiesen hat. So scheint er an die Brown-Séquardschen Forschungen anzuknüpfen, und doch ist seine Lehre etwas toto caelo davon Verschiedenes. Denn sie beschäftigt sich nicht mit dem „germinativen“ Anteil des Keimdrüsensekretes, d. h. mit demjenigen, welches die der Fortpflanzung dienenden Elemente desselben enthält. Es ist für die innere Sekretion gleichgültig. Dagegen enthalten die Keimdrüsen gewisse Zellen — beim Manne die sogenannten Leydigschen Zwischenzellen, beim Weibe die Luteinzellen —, die Steinach unter dem Namen der „Pubertätsdrüse“ zusammenfasst. Die von ihnen gebildeten „Hormone“ sind es, die nach Steinach die männlichen und weiblichen Geschlechtsmerkmale beim Individuum zur Ausbildung bringen, und zwar die körperlichen sowohl als die psychischen, die also geschlechtsgestaltend sind.

Aber, so lautet die Steinachsche Lehre weiter, diese chemische Wirkung der Pubertätsdrüse ist nicht immer die gleiche. Sie ist gebunden an zeitliche Vorgänge, d. h. sie schwankt im Laufe der Entwicklung. Sie ist zeitlich begrenzt und steht in einer gewissen Beziehung zu quanti-

tativen Verhältnissen. Je mehr wirksame Pubertätsdrüsensubstanz, um so stärker auch die Entwicklung der einzelnen Geschlechtsmerkmale, je weniger, desto geringer diese Entwicklung oder sogar eine „Unterentwicklung“, eine Rückbildung. Diese Rückbildung zeigt aber vollständige Uebereinstimmung mit den Zuständen am alternden Tier. Sie hat das Gepräge des Alters genau so, wie die volle Entfaltung der körperlichen und seelischen Geschlechtscharaktere, der strotzenden Fülle und Vollkraft der Jugend zu eigen ist, und daraus zieht Steinach den Schluss:

Es ist möglich, einem solche Rückgange Einhalt zu gebieten, indem man die unwirksam gewordene oder ihrer Wirksamkeit wenigstens teilweise verlustig gegangene Pubertätsdrüse zu neuer Tätigkeit anreizt. Darin beruht das Wesen der „Verjüngung“.

Diese Anreizung bezweckt die künstliche Wucherung der Elemente der Pubertätsdrüse, die eine innersekretorische Wirkung entfalten, d. h. einmal die Geschlechtscharaktere zur Ausbildung bringen, dann aber vor allem dieselben auf ihrer Höhe und Vollkraft erhalten. Nachdem Steinach schon in früheren Arbeiten gelegentlich auf Mittel hingewiesen, durch die ein solches verstärktes Wachstum der Pubertätsdrüsenzellen erzielt werden kann, hat er nun diese Mittel systematisch studiert und erprobt und findet folgendes: Erstens die Unterbindung der Samenwege beim männlichen Tier, dann die Röntgenbestrahlung der Pubertätsdrüse und endlich chemische Mittel. Von ihnen ist die Unterbindung das wirksamste Verfahren, und zwar genügt schon die Unterbindung e i n e r männlichen Keimdrüse. Ihre Folge ist zunächst eine Rückbildung der der Samenbereitung und damit der Fortpflanzung dienenden Elemente auf Kosten der eigentlichen, die „Hormone“ bereitenden Pubertätsdrüsenzellen. Aber dieser Zustand ist kein dauernder: an der allgemeinen Erneuerung, die sehr bald in den Organen des Körpers einsetzt, nimmt an sich auch die eigentliche Samendrüse teil, so dass eine Schädigung der Fortpflanzung nicht eintritt.

Bei dem weiblichen Tier ist ein derartiges Verfahren naturgemäss nicht möglich. Dafür treten dann die Röntgen-

bestrahlung und die Transplantation weiblicher Keimdrüsen von jugendlichen Individuen ein.

Es ist ein bewundernswertes Werk deutschen Gelehrtenfleisses, das in diesen experimentellen Studien, von denen hier nur ein kleiner Ausschnitt gegeben werden konnte, vorliegt. Und es muss um so grösseres Staunen erregen, wenn man bedenkt, dass Steinach dies alles in einem kleinen Laboratorium, ohne jegliche Unterstützung, zum Teil unter unendlichen Mühen geschaffen — ein Beweis dafür, dass die echte Wissenschaft sich unter den widrigsten Umständen durchsetzt. Auch in der Wüste wurde ja bekanntlich gelehrt.

Aber: Amicus Plato, sed magis amica veritas. Auch dem bewundernswerten Forscher gegenüber darf die Kritik nicht schweigen.

Im Mittelpunkt der Steinachschen Lehre steht, wie wir sahen, die „Pubertätsdrüse". Nun sei einmal ganz davon abgesehen, dass die Existenz dieser Pubertätsdrüse oder wenigstens die Möglichkeit ihrer exakten Differenzierung von dem anderen Anteil der Keimdrüsen durch namhafte Forscher bestritten wird.

Aber das ist heute allseitig anerkannt, dass eine Reihe von Drüsen mit innerer Sekretion im Körper existiert, die die Entwicklung der Geschlechtscharaktere teils fördern, teils hemmen. Unter den fördernden sind die Keimdrüsen wohl die primi inter pares, aber durchaus nicht mehr. Zwischen allen diesen Drüsen findet in dem komplizierten chemischen Laboratorium des menschlichen Organismus eine vielfach verschlungene, in ihren Einzelheiten durchaus noch nicht genügend entwirrte Wechselwirkung statt. Es erscheint zum mindesten einseitig nach dem heutigen Stande der Forschung, alle die Geschlechtsentwicklung betreffenden chemischen Einflüsse der „Pubertätsdrüse" allein zuzuschreiben. Vom erkenntnistheoretischen Standpunkte aus wohnt ja biologischen Forschungen häufig der Mangel inne, falls e i n e Ursache gefunden ist, das Kausalitätsbedürfnis für befriedigt zu halten und die vielfach unbegrenzten Möglichkeiten, die es in der Natur gibt, zu vernachlässigen. Wir haben das in der

Hochflut der bakteriologischen Aera erlebt und sehen es hier wieder bestätigt.

Aber in der Steinachschen anscheinend so systematisch sich aufbauenden Gedankenreihe findet sich unserer Meinung nach auch ein wunderlicher Sprung. Steinach identifiziert einfach die volle Entfaltung der körperlichen und geistigen Geschlechtscharaktere mit der Jugend, ihren Rückgang mit dem Alter. Nun zeigt wohl der natürlich oder künstlich in dieser Entwicklung Gehemmte, der Kastrat oder der sogenannte Eunuchoide, gewisse Aehnlichkeiten mit dem Alternden. Aber diese Aehnlichkeiten sind doch mehr oder weniger nur äusserlicher Natur und erschöpfen den Begriff des Alterns durchaus nicht.

In äusserster Konsequenz dieser Lehre müsste ja, wenn der Abstieg des natürlichen Lebenslaufes mit dem Rückgang der Geschlechtscharaktere zusammenfiele, schliesslich im Alter ein Stadium existieren, in dem die Geschlechtsunterschiede völlig verwischt wären, wenigstens nach der seelischen Seite hin, und davon kann doch keine Rede sein.

Aber Steinach oder wenigstens seine Mitarbeiter haben auch praktische Folgerungen gezogen und die „Verjüngung" vom Boden des Experimentes auf den Menschen verpflanzt, aus dem sicheren Port des Laboratoriums auf das bewegte und klippenreiche Meer der Therapie getragen. Wie steht es damit?

Steinach berichtet über drei Krankengeschichten, von denen eine ein vorzeitiges Altern bei einem 44jährigen, dem Arbeiterstande angehörigen Manne betrifft. Bei den beiden anderen Fällen handelte es sich um Greise. Der Effekt der Operation — Unterbindung der Samenwege — ist immer der gleiche: Erhöhung der körperlichen und geistigen Kraft, Rückkehr der geschlechtlichen Fähigkeiten, Verschwinden der „typischen Alterserscheinungen": Atemnot, Schwindelanfälle, Gliederschmerzen u. dgl.

Man kann nicht behaupten, dass die Krankengeschichten völlig überzeugend sind. Die Beobachtung des vorzeitig, mit 44 Jahren bereits gealterten Mannes scheidet als nicht beweis-

kräftig ohne weiteres aus. Steinach selbst spricht ja von dem automatischen Absinken und der Wiedererneuerung der hormonalen Elemente in der Pubertätsdrüse, die das Periodenhafte in dem Auf- und Abstieg der Vollkraft erklärt und auch die individuellen Schwankungen in dem Eintritt der Seneszenz glaubhaft macht. Um eine solche gewissermassen negative Periode kann es sich hier gehandelt haben, und gerade, wer auf dem Steinachschen Boden steht, muss sich vorstellen, dass diesem vorübergehenden Abstieg auch ohne Eingriff bei einem Manne von 44 Jahren eine Wiedererneuerung und Wiederbelebung der Pubertätsdrüse folgen kann.

Die beiden anderen Krankengeschichten kranken für den objektiven Beobachter an dem Fehler, dass sie zu viel beweisen wollen, wenigstens in den Angaben, welche die Patienten selbst machen. Die „erotisierende“ Wirkung sei ohne weiteres zugegeben. Auch die Steigerung der Muskelkraft. Wissen wir doch aus Versuchen, die schon über 20 Jahre alt sind, und bei denen jeder suggestive Einfluss ausgeschlossen war, dass die Extrakte aus der männlichen Keimdrüse, wenn sie eingespritzt wurden, das Gefühl der Ermüdung bei Muskelarbeit viel später zustande kommen liessen als bei den unbehandelten Kontrollpersonen, und dass auch die exakt gemessene Muskelleistung eine bedeutend grössere war.

Aber das „restlose Verschwinden der typischen Alterserscheinungen“, die auf Verkalkung beruhen! Was zerstört ist — das ist ein biologisches Gesetz —, ist nicht wiederherzustellen. An einem verkalkten Gefässe gibt es keine Wiedererneuerung. Man könnte sich höchstens, wie auf die anderen Muskeln, auch eine tonisierende Wirkung auf den Herzmuskel, eine Steigerung der Herzkraft vorstellen, wie wir sie auf andere Weise bei unseren arteriosklerotischen Patienten durch Verordnung von kohlensauren Bädern in Nauheim, Kissingen, Marienbad u. dgl. zu erreichen suchen. Auch das wäre schon ein grosser Gewinn.

Ein anderer Punkt muss uns noch kritischer stimmen. Das ist die Tatsache, dass derartige Operationen, wie sie Steinach vorschlägt, nämlich die Unterbindung des sogenannten vas deferens, aus anderen Gesichtspunkten zur Bekämpfung der

sogenannten Vergrösserung der Vorsteherdrüse und ihrer schädlichen Folgen schon vielfach ausgeführt worden sind. Aber niemand, weder die Chirurgen noch die Patienten selbst, hat bisher über einen so weit tragenden und günstigen Einfluss auf die Seneszenz und ihrer Erscheinungen berichtet!

Ganz ähnlich liegen die Dinge beim weiblichen Geschlecht.

Steinach empfiehlt hier auf Grund seiner Tierversuche die Röntgenbestrahlung der weiblichen Keimdrüse. Auch sie ist — aus anderen Indikationen — bisher tausendfach ausgeübt worden. Aber ein objektiver Einfluss auf das Altern hat sich bisher nicht nachweisen lassen! Und die subjektiven Angaben vereinzelter Patientinnen, auf die Steinach sich beruft, halten der Kritik nicht stand.

Noch müssen wir also an der Möglichkeit, die Steinachschen Lehren über das Stadium des biologischen Experimentes hinaus auf den Menschen zu übertragen, gerechte Zweifel hegen. Noch braucht der Soziologe nicht darüber zu grübeln, ob es auch im Interesse der Gattung liegt, wenn das Einzelindividuum länger erhalten bleibt. Noch erscheint die ewige Jugend als ein Traum, wie der ewige Friede — und vielleicht nicht einmal als ein schöner.

Das mindert den Wert der Steinachschen Forschungsergebnisse durchaus nicht, denn sie haben einen grossen puristischen Wert. Sie eröffnen eine grosszügige biologische Altersforschung, die vielleicht auch für die Bekämpfung der hauptsächlichsten Alterskrankheit — oder richtiger gesagt des wichtigsten Altersvorganges —, der Arterienverkalkung, wertvolle therapeutische Resultate verspricht. Das erfordert Zeit, und vor allem auch Geld, und es ist zu wünschen, dass der ausgezeichnete ideenreiche Forscher in den Stand gesetzt würde, in einer gut dotierten Anstalt wenigstens einen Teil seiner Gedankenfülle in die Tat umzusetzen.

Aber bis dahin wird man guttun, sich daran zu erinnern, dass, um „sich zu verjüngen, es auch ein natürlich Mittel" gibt, das dem titanenhaft in weite Fernen schweifenden Faust der kluge Mephisto zuruft:

„Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben!
Begib' dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben.
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise.
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du walzst, selbst zu düngen —
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr' dich zu verjüngen!

Das sind in Kürze auch heute noch die Grundzüge einer vernünftigen Makrobiotik!

Das Rätsel der Hysterie

Von Professor Dr. C. L. Schleich

Wo irgend an einem mannbaren weiblichen Wesen sich die Merkmale eines auffälligen seelisch-leiblichen Betragens finden, wo ein mehr oder weniger deutliches Abweichen aus den Bahnen des Gewohnten stattfindet, wo den erwachsenen Töchtern oder den Ehefrauen von den Hausherren irgendeine Sonderbarkeit, eine Laune, ein Widerspruch, eine paradoxe Auffassung nachgewiesen werden kann, da ist der Mann jeden Alters nur allzu freigebig mit dem halb verächtlichen, halb entschuldigenden Scheltwort: „Das ist ja eine ganz hysterische Person!" Wegen eines unglücklich und falsch gewählten Wortstammes (es stammt vom griechischen „Hystera", dem Namen für die Brutstätte der werdenden Kinder innerhalb des kleinen Beckens der Mädchen und Frauen) hat man geradezu das Weib als solches mit dem Fluch belegt, allein und ausschliesslich „hysterisch" sein oder werden zu können, und damit dieser rätselhaftesten aller Krankheiten eine Beziehung zum Liebesleben des Weibes gegeben, die für die Wertschätzung des gesamten Frauengeschlechtes höchst verhängnisvoll zu werden geeignet war. Ist doch im gewöhnlichen Sprachgebrauch „hysterisch" und „verrücktes Frauenzimmer" beinahe gleichbedeutend, gleich wegwerfend und verächtlich, und ist es doch Brauch geworden, mit diesem Regenschirm von Wort alle möglichen Untugenden der Frau zu schützen oder zu belasten.

Und doch wissen wir Aerzte heutzutage ganz gewiss, dass die Hysterie weder mit dem Nistkörper der Frau noch mit

ihrem Liebesleben irgend etwas zu tun hat, oder nicht mehr als jede andere Krankheit, die geeignet ist, zu färben oder zu beeinflussen. Aber es ist so bequem und auch wohl geheimnisvoll-interessant, ein schwer in die Seele einer Frau eingreifendes Leiden, von dessen eigentlicher Natur auch der Arzt keine Kenntnis hat, mit diesem phosphorischen Moderglanz von Anrüchigkeit und Lasterhaftigkeit zu belegen und eine bequeme Formel bereit zu halten für alle Fälle, die man nicht definieren kann. Dann wird wenigstens der Anschein erweckt, als wisse der dieses verhängnisvolle Urteil fällende Sachverständige unendlich mehr, als er zarterweise nur anzudeuten sich herablässt. Und doch: man frage einmal (Hand aufs Herz!) einen Jünger des Aeskulap nach dem Wesen der Hysterie. Es wird ein niemand befriedigendes Drumherumgehen um den heissen Brei von einem Sammelsurium von Rätseln geben. Das Geheimnis der Hysterie ist bisher unentschleiert. Da gibt es keinen Bazillus, kein Gift, keine wie immer geartete einheitliche, in jedem Falle als ursächlich nachweisliche Veränderung im Bau irgendwelcher Körpergewebe, weder im Nervensystem noch im Gehirn. In den Leichen zufällig an anderen Krankheiten, Verletzungen, Unglücksfällen gestorbener Hysterischer — denn an der Hysterie selbst stirbt man nicht — findet man auch nicht mikroskopisch irgendeine Andeutung, die man als ein konstantes anatomisches Kennzeichen der Hysterie ansprechen könnte. Sie ist eben eine Krankheit, die eigentlich keine ist. Sie ist der Clown, der Nachäffer, der Poseur der Leiden. Sie imitiert Krankheit, verzerrt, vermengt ihre Bilder und übt ein phantastisch-tragisch-komisches Vexierspiel mit der Symptomenfülle aller Abnormitäten. Ja, man kann sagen, es gibt kein Leiden, das sie nicht vortäuschen kann, und es gibt keine Krankheit, in deren Maskenhülle sie nicht umhergeistern und Spuk treiben kann. Sonderbar: eine Phantasmagorie, ein Wechselbalg, ein Rattenschwanz von durcheinander kribbelnden Symptomen ist sie, eine Krankheit übrigens, an der sicherlich die Umgebung der Kranken weit mehr durch Aufregung, Ueberlastung, Inanspruchnahme, Schreck und Angst zu leiden hat, als die Kranken selbst. Ist sie also eine Unart, eine Art

Koketterie, eine Frozzelei? Keineswegs. Es ist ganz falsch, mit dem Eintritt des Leidens irgendeinen wie immer gearteten Vorwurf zu verbinden. Der Hysterische ist kein geheimer Sünder, denn er sündigt auch gegen sein besseres Wissen ununterbrochen. Er befindet sich da, wo er simuliert, übertreibt, schauspielert, erschreckt und verblüfft, in einer durchaus verantwortungslosen Zwangslage seiner Geistigkeit. Er hat nicht die Wahl, dieses zu tun und jenes zu lassen; was er an Sonderbarkeit von Handlungen, Ansichten, Posen, Gesten und Abnormitäten gleichsam schauspielerisch hervorbringt: er kann es nicht unterdrücken oder lassen, er m u s s tun, was er tut. Ein Dämon sitzt ihm im Busen, ein Horla ist ihm ins Genick gesprungen, Schlemihls vom Leib gelöster Schatten geistert ihm im Blut und lässt die Majaschleier der Verwandlungen wie Nebel wallen. Ein Kobold spielt auf der Klaviatur des Gehirns und Rückenmarks, trampelt auf den Bälgen und vermengt sprunghaft alle Register. Die ganze Orgel und die Tastatur sind toll geworden. Aber ebenso oft, wie hier Veitstanz und Epilepsie zu Mustern der vorgetäuschten Rollen genommen werden vom Schratt der seelischen Heimlichkeiten, muss auch die Melancholie, die ganze Skala der depressiven Trauerstimmungen herhalten, das Programm der hysterischen Theatervorstellungen zu füllen. Reizbarkeit, Wehleidigkeit, himmelhohes Jauchzen wechselt oft blitzartig mit Todesbetrübnis. Ja, es gibt keinerlei seelisch abnorme Stimmungen überhaupt, wie es auch keine irgendwie plastische Krankheitsbildungen gibt, die nicht in irgendeiner Weise gelegentlich durch die Hysteriker nachgeahmt oder vorgetäuscht werden könnten. Solche Kranken, wenn man überhaupt ein Leiden ohne einheitliche Erkrankung, nur mit dem Maskenspiel der Wehleidigkeiten behaftet, Krankheit nennen kann, sind gleichsam Vexierspiegel, welche die Bilder der abnormen Zustände zwar spiegeln, aber sie auch zugleich verzerren ins Phantastische, Wesenlose. Sucht man nach ihrer Realität, so greift man in die Luft.

Bei dieser Sachlage kann es nicht wundernehmen, dass alle Kapitel der Krankheitslehre gleichsam Modelle liefern für die vielstrahligen Symptome hysterischer Maskeraden. Um



Max Reinhardt auf der Probe
Nach dem Leben gezeichnet von Professor Emil Orlik

anschaulicher zu werden, will ich versuchen, an einzelnen Krankheitsbildern revueartig die ungeheure Zahl der Möglichkeiten im Fluge passieren zu lassen mit absichtlicher Betonung des mysteriösen Charakters der ganzen Symptomenverkettung, weil meiner Meinung nach, neben dem materiellen Geschehen, diese Krankheit noch von einem metaphysischen Unterton beherrscht wird, auf den hinzuweisen hier genügt, ohne ihn, wie er es wohl verdiente, in das Zentrum der Betrachtung zu rücken.

Ein junges Mädchen, bleichsüchtig, etwas absonderlich im Behaben, hört im Morgenschlaf die Schreckenskunde, dass Tante Martha plötzlich gelähmt sei. Die Depesche sei soeben eingetroffen. „Wie entsetzlich! Denke nur, Anna! Gelähmt!“ Anna schreit auf, wirft sich in die Kissen zurück und — ist von Stunde an gelähmt durch drei Monate hindurch, und zwar auf der ganzen rechten Seite, wie bei einem schweren Schlaganfall, ohne einen solchen erlitten zu haben; denn die Lähmung hört eines Tages plötzlich auf, und Anna geht wieder frei umher. Das Sonderbare aber ist, dass sich herausstellt, dass bei Tante Martha die Lähmung auch auf der rechten Seite war. Zufall? Nein! Denn es ist beinahe charakteristisch, dass bei diesen Suggestionslähmungen wie bei der mediumistischen Clairvoyance Gleichseitigkeit notiert wird.

Ein 14jähriger Junge sieht auf der Strasse einen Epileptiker umsinken und unter Schaumbildung vor den Lippen bewusstlos werden. Er erzählt davon bei Tische ganz ruhig und objektiv, als aber Eierschaum hineingebracht wird zum Ueberfüllen der Weinsuppe, fällt er unter Krämpfen vom Stuhl. Ein zweiter Anfall ist nicht aufgetreten. Der Knabe hat sich im Anfall die Zunge durchgebissen, was auch bei jenem Epileptiker auf der Strasse der Fall war; der Junge hat es aber gar nicht wahrgenommen.

Ein 12jähriges Mädchen kommt in die Klinik und behauptet, in anderen Umständen (angeblich durch einen Verbrecher vergewaltigt) zu sein. Die Gebärmutter steigt in monatlichen Phasen genau wie bei einer normalen Schwangerschaft. Aber im zehnten Monat erfolgt noch keine Geburt, auch im elften und zwölften nicht. Leib-

schnitt — — die Gebärmutter ist kindlich klein, keine Frucht im Leibe. Die Schwangerschaft war funktionell vorgetäuscht. Die Formen waren Gelehrten und Spezialisten palpabel vorhanden, aber der Inhalt fehlte. Woher weiss ein 12jähriges Mädchen etwas von den Wachstumsphasen der sich vergrössernden Gebärmutter? Und wenn sie sie schon wusste, mit welchen Mitteln bringt sie die Täuschung zuwege, der schon grösste Autoritäten erlegen sind?

Eine Negerin blutet an der Brustwarze tropfenweise in einen vorgehaltenen Löffel, als mein Lehrer Virchow sie dazu auffordert. Einer anderen unterläuft der Fingernagel mit Blut, wenn sie einige Willensanstrengungen dazu macht. Dabei muss sie sich mit der Faust der anderen Hand fest auf einen Tisch aufstemmen.

Ein ruhig im Lazarett noch verweilender Verwundeter, dessen vor vier Monaten durchschossene beiden Schultergelenke schon fast vernarbt sind, sieht einen Verwundeten mit Kopfschuss Krämpfe bekommen. Sofort übernimmt er Wundstarrkrampf mit allen Symptomen des Tetanus, nur der Tetanusbazillus — die einzige Ursache dieses komplizierten Krampfleidens — fehlt. Tetanus ohne Ursache, bei verheilter Wunde und doch mit allen Symptomen! Heilung durch Gegensuggestion nach Freud.

Ein Ventilator summt im Zimmer. Ein 16jähriges, sehr exzentrisches Mädchen hält das für ein phantastisches Bienengesumme, schreit: Mein Auge! und bekommt mitten im Winter in meiner Gegenwart eine veritable Bienenstichgeschwulst überm linken Auge mit praller, glänzender Rötung innerhalb von vierzehn Minuten.

Eine Hysterische hört in meiner Sprechstunde, dass eine Kranke mit einem bläschenförmigen Ausschlag der Hand behaftet sei. Am anderen Tage kommt sie mit einer genau ebenso nässenden Ausschlagform an der gleichen Handseite zu mir.

Eine Dame in guter Hoffnung behauptet, sich an einem Gesichtsausschlag „versehen" zu haben. „Passen Sie auf, es geht mir wie meiner Schwester! Deren Kind hat auch ein Muttermal!" Ich lachte; aber nach fünf Monaten gebar sie ein

Kind mit einer Blutgeschwulst auf dem Bäuchlein, das ich dann operiert habe; es war ein echter Blutschwamm.

Professor Arndt in Greifswald berichtet von dem plötzlichen exzessiven Wachstum eines Eckzahnes bei einer Hysterischen nach dem Anblick eines Walrosses in einer Schaubude.

Moll weiss von plötzlich nach hysterischem Wein- oder Lachkrampf ausgelöstem Bart- und Nägelwachstum in exzessiver Art zu berichten bei bisher nicht entstellten jungen Damen.

Man weiss von indianerhafter Gehörschärfe bei Hysterischen und von deutlichem Gehen im Dunklen, fledermausartigem Orientierungstalent zwischen am Boden aufgestelltem Porzellankram in der finstersten Zimmernacht.

Moll erzählt von hysterischen Knochenauftreibungen, Ausschwitzungen, Entleerungen, Gasbildungen, Schwellungen aller Art, ja von Geschwulstbildungen so materieller Art, dass der Hysterie unkundige Chirurgen bei den betreffenden Unglücklichen Glied um Glied fortoperiert haben; natürlich ohne jeden Effekt. — — Man sieht aus diesen Berichten — ich selbst kann all das aus eigener Erfahrung bestätigen —, es gibt keinen Zustand, den die Hysterie nicht nachahmen könnte.

Suchen wir die ungeheure Fülle der Symptome, von denen wir ja hier nur eine leise gruppenweise Andeutung geben konnten — jedes Lehrbuch der Hysterie, z. B. Geheimrat Molls klassischer Bericht über die Hysterie in Eulenburgs „Medizinischer Enzyklopädie" vervielfältigt diese Typen ins Tausendfache — suchen wir, sagte ich, diese unzähligen Einzelerlebnisse zu klassifizieren, so kann man sagen: die Hysterie kann imitieren:

Jede Funktion und jede Form pathologischen Geschehens!

Das bezieht sich ebenso auf geistige, seelische, pathologische Zustände, wie auf rein körperliche, mit Substanzenbildung oder Substanzverlust einhergehende Prozesse.

Es gibt kein Kapitel abnormer Geisteskrankheiten, das nicht in hysterischer Spiegelung vorkäme. Von den auffallenden Heiterkeitsausbrüchen bis zu Wutanfällen, von Krämpfen, Lähmungen, jeder Form pathologischen Ganges, bis zur vorgetäuschten Rückenmarksschwindsucht, von jeder Form funk-

tioneller Perversion des Ichgefühls kommt jede Phase geistig-funktioneller Störung zu einem hysterischen Paradigma. Es ist, als wüsste der Hysteriker mediumistisch, wie im Trance, die ganze Erscheinungs- und Geschehensweise der Krankheiten auswendig wie ein perfekter Arzt und habe noch dazu die höchste künstlerische Begabung, alle diese Krankheitsbilder meisterhaft zu imitieren. Dem unbewussten Gaukler in der Seele der Hysterischen ist nichts unnachahmlich, er kopiert ganz lückenlos und echt. Aber, und das ist das Wunderbarste und das Entscheidende: es ist auch ein schöpferischer Zauberer in ihm, ein Bildner, Erzeuger, der alle Art physischer Elementarbildung im Leibe hervorrufen kann, genau so wie die bildnerische Natur selbst. Der Hysteriker kann Form, Substanz, Material ansetzen. Und zwar in allen drei physikalischen Urformen der Materie, in flüssiger, fester und gasförmiger Art, ist die Hysterie des plastischen Neuerzeugens von Formen fähig. Einzig in der ganzen Natur beweist sich in der Hysterie das Grundprinzip der Schöpfung selbst: Die Idee, etwas Geistig-Bildnerisches, ein an sich immaterielles Bewegen erzeugt Gebildetes, Geformtes. Hier liegt der Kernpunkt zur Entschleierung des Rätsels der Hysterie. Sie ist eine Perversion, eine Entartung der Phantasie des betroffenen Menschen. Hysterie ist eine Phantasiekrankheit, also rein geistiger Natur, eine Geisteskrankheit, eine geistige Zwangslage, bei der eine abnorme Fähigkeit der Phantasie einsetzt. Während bei den sogenannten normalen Menschen die Phantasie nicht weiter reicht in die Funktionswerkstätten und Formateliers des Körpers, als sich eine Vorstellung etwa vom Ablauf der Verdauung, des Blutkreislaufes, der Schilddrüse zu machen, also die Tätigkeit der Gewebe gedanklich zu umkreisen, während unser gewöhnlicher Einfluss der Gedanken höchstens beim Anblick von Speisen Wasser im Munde zusammenlaufen lässt, was allein schon den Einfluss des Geistigen auf mechanisches Geschehen bedeutet, vermag die Phantasie der Hysterischen ihre Krallen weit tiefer ins Körpergeschehen einzugraben. Sie kann die Blutgefässe (weit über den Mechanismus des Rotwerdens bei der Scham) überdehnen, bis sie Wasser aus-

treten lassen (wässerige Schwellungen nennt man Oedeme, solche sind häufig im hysterischen Anfall), ja sie kann Lücken reissen in die Gefässwände, so dass Blut austritt (hysterische Blutungen und Blutgeschwülste). Sie kann im Nervenleben jeden Kurzschluss erzwingen (Krampf- und Schmerzbildung) an Stellen, an welchen normalerweise gar keine Funken überspringen; sie vermag alle normalen Bahnen mit Kontaktausfall zu belegen, d. h. zu hemmen (hysterische Lähmungen in jeder Gruppierung der Muskel- und Nervenaktionen). Ja, noch mehr: die Hysterie senkt ihre phantastischen Erregerpfoten bis in das Leben der Zelle selbst hinein bis zum Bildungskern, kann hier seine plastische Kraft ersticken (Rückbildungen, Atrophie, Verkümmerungen, Zerfall, Geschwüre hysterischer Natur) oder aber den Herd der plastischen Fähigkeiten im Zellkern entfachen, befeuern, schöpferisch anregen. (Die hysterischen Ueberbildungen, Anbildungen, Hyperplasien und hysterischen Geschwülste!) Ja, noch einen Schritt weiter ins Gebiet der Wunder kann sie tun: sie kann die Gewebe entzünden, aufpuffen lassen, sie kann Gas bilden in kolossalen Mengen, so dass hysterische Entgasungen in einer an groteske Komik gemahnenden Fülle im Magen oder Darm resultieren und die bedauernswerte Umgebung in Staunen und Schrecken versetzen.

Der Gesichtspunkt, dass die Hysterie also ihrem Wesen nach eine Störung und Abnormität der Phantasietätigkeit ist, ist ganz allein geeignet, alle Symptome der Hysterie zwanglos unter einen Hut zu bringen; man muss nur das Wesen der Phantasietätigkeit des Menschen richtig erfasst haben. Die Vorstellungsfähigkeit unseres Denkapparates erreicht und richtet nicht nur unsere Hirnganglien, sie erreicht, wie das Erröten, Erblassen, das Herzstocken oder -zucken, der Speichelfluss, die Angstsekretionen beweisen, auch die Zellen der Blut- und Drüsenorgane, ja sie berührt abnormerweise auch das innere Gefüge und Gewoge jeder Zelle. Die abnorme Phantasiehöhe eines Hysterikers überspringt die Schranken, die für gewöhnlich zwischen Idee, Vorstellung, Wille und Zellterritorien barrikadenartig gezogen sind. Sie durchrieselt mit molekularen Ideenströmen die Wiesen der Körpergewebe

und biegt Halm um Halm und Blatt um Blatt nach ihrem Zwangswillen. Ja, sie kann an Stiel und Stengel auswuchsartige Ueberbildungen zu Wucherungen in ihrer ungesunden Treibhausglut entfachen und jedes Spiel von urwaldartiger Halmverschlingung im Hauch ihres Zauberodems aufwühlen. Nun erkennen wir mit einem Schlage, warum wir geruhig den Fluch, allein hysterisch werden zu können, von dem ganzen Frauengeschlecht nehmen müssen. Denn zur Phantasie gehört keine Gebärmutter, man phantasiert nicht mit ihr, sondern mit den Aeolsglöcklein des Gehirns und Rückenmarks. Die aber hat auch jeder Mann, ja jedes Kind. Die Hysterie hat mit Erotik gar nichts zu tun; nur insofern, als die Phantasie in ihrer ganzen Ausartung, die wir als das Wesen der Hysterie aufgedeckt haben, alle Gebiete durchgeistern und durchhuschen kann, färbt sie auch die erotische Sphäre dieser scheinheiligen Leidenden, die dunkel fühlen, was sie tun, und doch einem dämonischen Zwange folgend, ihre Prestidigitateurkünste, ihre Instinktmätzchen nicht lassen können. Wir verstehen auch jetzt mit einem Schlage, dass es eben Menschen, mit Phantasie begabt, Künstlernaturen, Bohême-Disponierte, Sentimentale, wirklich schlappe Charaktere sind, die hysterisch bedroht erscheinen, weil dieser Menschen geistiges Leben weniger auf den Bahnen der abziehenden Denk- oder Schaffenstätigkeit abläuft, als auf den Wolkengeleisen der Vorstellungsmöglichkeiten, eine Disposition, die eben das Künstlerische ausmacht. Und zwar sind es nicht die wirklich Schöpferischen, die diese Leidenskrone bedroht, sondern die, bei denen ein innerer Künstlerbetrieb zwar peitscht und gärt, aber die naturgegebenen Anschlüsse (Talent) nicht sprungbereit genug sind, um die Motivenfülle auf die äusseren Bahnen der erlösenden Tat abzulenken. Da findet dann eine Art Phantasieaufstauung, eine Akkumulation gespeicherter Seelenenergie statt, die dann explosiv, affektartig in irgendein geringsten Widerstand bietendes Körpersystem eingreift und es brandungsartig überflutet mit Hochspannungen geistiger Impulse. Der Anfall ist da. So endlich erhellt sich auch ein kardinales Symptom der Hysterie: der enorme, alles auf sich kon-

zentrierende Egoismus, die Unfähigkeit zur Hingabe an eine Aufgabe oder ein Opfer für andere. Natürlich: denn unsere Phantasie ist unser Persönlichstes, sie ist der Massstab unserer Individualität, sie ist das Kernproblem unseres Ichs, denn wir sind nur ein „Ich" vermöge der Fähigkeit, uns uns vorzustellen, was kein Tier kann. Eine Reizbarkeit unserer Phantasiezonen muss also eine Uebersteigerung unseres Ichgefühls zur Folge haben. Daher der masslose Eigensinn der Hysterischen, ihre Selbstsucht, ihre Sucht, alles auf sich zu beziehen, sich alles um sie drehen zu lassen und selbst unter Anwendung von Gewaltsmitteln (Pseudoattentate, geheuchelte Verunglückungen, Selbstmordkomödien) die allgemeine, oft sogar publizistische Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Jeder Hysteriker ist für sich der Nabel der Welt, der Mittelpunkt des Erd- und Lebenskarussells. Er hat die volle Eitelkeit des ewigen Gekränktseins durch Gott, Schicksal, Zufall und Menschen. Denn es ist eben alles seinetwegen im Weltall so angeordnet, um ihn zu beleidigen und seine allzu feine Seele zu brüskieren. So ist er das feinste und erbärmlichste, bewundernswerteste und bemitleidenswerteste Individuum unter der Sonne zu gleicher Zeit. Er kann alles und kann doch nichts, ist allen über- und unterlegen. Genug, er zickzackt von Ueberschätzung des Ichs zu seiner Selbstverachtung, aber immer zwingt ihn die zappelnde Phantasie, sich selber zu umkreisen:

„Armes Ich ans Ich gebannt:
So wie Hand verkrallt in Hand!"

Wir werden also den Begriff Hysterie in irgendeine Beziehung zur Hystera, zur Liebe und zum Geschlechtsleben als ursächlich, gänzlich zu streichen haben und werden von nun an lachen über den erbärmlichen Rat aller Weisen und Unweisen: „Das arme Mädchen muss heiraten!" Wir wissen, dass die Hysterie, in der Phantasieperversion begründet, auch nur durch Phantasiekorrektur, durch einen geistigen Drill gelindert oder geheilt werden kann, und dass einzig allein eine zielbewusste Kenntnis vom Wesen der Phantasie hier eine Besserung verspricht.

Das führt aber, begleitet von schönsten Resultaten, allzu tief in die Theorie und Praxis hinein, als dass es an dieser Stelle erörtert werden könnte.

Es handelt sich um eine systematische Dressur der Vorstellungstechnik des Gehirns. Von nun ab sollte man statt von Hysterie nur noch, nach meinem Vorschlag, von Phantasiasis der Funktion und Phantasiasis der Form sprechen.

Die das Medusenhaupt der Hysterie verhüllenden Nebelschleier sinken. Das dämmernde Licht der Erkenntnis lässt uns fest in das Antlitz der Fürchterlichen sehen, und staunend erblicken wir nicht die entstellte Maske einer unmenschlichen Wesenheit, sondern das Wesen des Menschen selbst, den Kernpunkt seiner Geistigkeit, nicht in Qualität vergiftet oder verdorben, sondern nur dem Grade nach qualitativ verödet, wie ja alles kranke Leben nur eine Variation des gesunden Ablaufes ist.

Einsteins Relativitätstheorie

Von Professor Dr. M. Schlick (Rostock)

Wir denken uns zurückversetzt in die dämmernde Frühzeit der Wissenschaft, als der Mensch über den Bau des Alls nachzusinnen begann. Damals galt den meisten Völkern die Erde als eine feste Scheibe, deren flache nach oben gewandte Seite die Wohnstätte der Menschen bildete. Was hiess das: nach „oben" gewandt? Nun, das liess sich nicht weiter angeben, denn „oben" galt eben als ein **absoluter** Begriff, die Richtung nach oben oder nach unten betrachtete man als eine besondere, im Raum schlechthin festliegende Richtung; und die Tatsache, dass alle schweren Gegenstände nach „unten" fallen, legte man sich so zurecht, dass man erklärte, „unten" sei der „natürliche" Ort der Dinge, nach dem sie strebten. Es ist uns heute schon schwer, uns in diese Anschauung hineinzudenken, und so vermögen wir kaum die ganze Wucht des Gedankens jenes kühnen Geistes zu empfinden, der als erster die Lehre von der Kugelgestalt der Erde aufstellte (es soll ein Philosoph der Schule des Pythagoras gewesen sein). Die Richtung von oben nach unten, vom Kopf zu den Füssen, war nun nicht mehr etwas Absolutes, sondern es war die Richtung nach dem Mittelpunkt der Erde, also eine andere für verschiedene Stellen ihrer Oberfläche; der Begriff der Vertikalen war etwas Relatives geworden, war nur in bezug auf die Erde definiert.

Aber noch einen weit kühneren Erkenntnisschritt auf dem Wege zu Relativierung wichtiger Naturbegriffe bedeutete es, als der Gedanke sich Bahn brach, dass unsere Erde nicht fest und unerschütterlich in der Mitte des Weltalls ruhe. Sie sollte sich nicht nur um ihre eigene Achse drehen (auch dieser Gedanke war schon den Pythagoräern geläufig), sondern sogar in ungeheurem Schwunge den fernen Sonnenball jährlich einmal umkreisen. Bekanntlich war es die Lebensarbeit des Kopernikus, die dieser („heliozentrischen“) Anschauung zum Siege verhalf; weniger bekannt aber ist, dass schon achtzehn Jahrhunderte vor Kopernikus der grosse alexandrinische Astronom Aristarch von Samos die heliozentrische Lehre von der Bewegung des Erdballs mit aller Klarheit verkündet hat, ohne damals mit einer so kühnen Behauptung bei seinen Fachgenossen oder gar bei der grossen Menge Anklang zu finden. Das war im dritten vorchristlichen Jahrhundert. Aha, sagt der Geschichtskundige: also zur Zeit der Ptolemäerherrschaft in Aegypten.

Wann wird die Zeit kommen, da man nicht mehr in dieser Weise die grossen Geistestaten der Menschheit als Nebenerscheinungen in den Gang der politischen Ereignisse nachträglich einreiht, sondern sie als die Marksteine ansieht, an denen alle historische Betrachtung sich zu orientieren hat? Wenn Geschichte erst so gelernt wird, dann wird ein künftiger Historiker, den man nach der Zeit des grossen Weltkrieges fragt, vielleicht die Antwort geben: der grosse Krieg? ach ja, der fand in jener Epoche statt, als Einstein die Relativitätslehre vollendete!

Diese Lehre ist in der Tat etwas Gewaltiges. Sie bedeutet für unsere physikalische Weltanschauung eine Umwälzung ohnegleichen, einen Erkenntnisfortschritt, für den alle, die überhaupt nach Weltanschauung streben, Verständnis suchen müssen. Und sie haben alle ein Anrecht darauf, schon jetzt, nicht erst nach 1800 Jahren, einen Hauch des Geistes zu spüren, der heute befreiend durch die Gefilde des Naturerkennens weht und die vertrocknenden Reste überwundener Weltansichten reinigend hinwegbläst. Die alten kosmologischen Errungenschaften, von denen ich soeben sprach — die Erkenntnisse der Kugelgestalt und der Bewegung der Erde —, sind mit den

Theorien Einsteins nicht nur äusserlich vergleichbar wegen der Weitung des Blickes, die dem Menschen durch sie zuteil ward, sondern es besteht auch eine innere Verwandtschaft. Denn Einsteins Entdeckungen liegen in derselben Richtung wie jene: sie vollenden die Relativierung grundlegender Naturbegriffe, die durch jene ersten grossen Befreiungen vom räumlich Absoluten angebahnt war.

1. Die spezielle Relativitätstheorie.

Noch Kopernikus dachte sich die Sonne in Ruhe in des Universums Mitte verharrend. Aber längst wissen wir: sie bewegt sich samt ihrer ganzen Planetenfamilie mit einer Geschwindigkeit von fast 20 Kilometer in jeder Sekunde gegen die Fixsternwelt. Wenn sich diese aber nun auch bewegt? Dann wäre die wirkliche Geschwindigkeit der Sonne im Raum doch nicht 20 Kilometer? Hat die Frage nach der „wirklichen Geschwindigkeit im Raum" überhaupt einen Sinn? Offenbar nur dann, wenn es eine „absolute" Bewegung gibt, d. h. eine Bewegung, die man definieren kann, ohne auf irgendwelche Vergleichskörper Bezug zu nehmen. Dagegen nennen wir eine Bewegung, die nur in einer Lageänderung des Bewegten im Verhältnis zu anderen Körpern besteht, relativ. Mein Schreibtisch ist in Ruhe relativ zur Erde, aber in heftiger Bewegung relativ zur Sonne, da ja die Erde samt meinem Zimmer die Sonne mit einer Geschwindigkeit von etwa 30 Kilometer pro Sekunde umkreist.

Kann man Ruhe und Bewegung voneinander unterscheiden, ohne sich auf Vergleichskörper zu beziehen? Oder gibt es Bewegung und Ruhe nur in bezug auf Körper? Bereits alltägliche Erfahrungen scheinen zu lehren, dass es zum mindesten bei einer Klasse von Bewegungen unmöglich ist, einen absoluten Sinn für sie zu finden: das sind die „geradlinig-gleichförmigen". Denn wenn irgendein Fahrzeug (Schiff, Eisenbahnzug, Ballon) sich durchaus gleichförmig über den Boden bewegt, d. h. in gerader Linie mit unveränderlicher Geschwindigkeit fährt, so vermögen die Insassen ihre Bewegung nur am Vorübergleiten der Umgebung (Erdoberfläche, Luft) zu konstatieren, nicht aber durch irgendwelche Beobachtungen

im Innern ihres Vehikels. In einem auf völlig geraden und glatten Schienen gleichförmig rollenden Eisenbahnwagen mit verhängten Fenstern wäre es gänzlich unmöglich zu entscheiden, ob er rollt oder stillsteht; alle mit beliebigen mechanischen Apparaten angestellten Versuche (Pendelschwingungen, freier Fall usw.) fallen im bewegten Wagen nicht um Haaresbreite anders aus als im ruhenden. Es gilt z. B. das Trägheitsgesetz („ein Körper, auf den keine Kräfte wirken, bewegt sich geradlinig und gleichförmig, oder ruht") in dem fahrenden Wagen genau so gut wie im „ruhenden" Zimmer. Und wenn wir dennoch in der Eisenbahn gar wohl spüren, ob der Zug gerade hält oder in Fahrt begriffen ist, so sind daran allein die praktisch nie fehlenden Erschütterungen oder Wendungen des Wagens schuld, d. h. die Störungen der Gleichförmigkeit oder der Geradlinigkeit seiner Bewegung. Eine schlechthin erschütterungs*freie* Bewegung dagegen ist die der Erde um die Sonne; von ihr können wir daher unmittelbar gar nichts merken. Als die antiken Astronomen die Behauptung der Erdbewegung wagten, müssen sie also die Einsicht besessen haben, dass sich Ruhe und Bewegung zum mindesten nicht immer voneinander unterscheiden lassen. Freilich ist die Erdbewegung nicht genau geradlinig, aber der Radius ihrer Bahn ist so gross, dass die während einer kurzen Zeit von ihr beschriebene Bahnstrecke ohne merklichen Fehler als gerade betrachtet werden kann.

Die Erfahrung lehrt also folgendes. Wenn ein Körper (z. B. Eisenbahnwagen) sich relativ zu einem zweiten (z. B. Erde) geradlinig-gleichförmig (doch mit beliebiger Geschwindigkeit) bewegt, so spielen sich alle Naturvorgänge auf dem ersten ganz genau so ab wie auf dem zweiten; die Naturgesetze sind für beide vollkommen gleichlautend. Dies ist das — von Einstein so genannte — „Spezielle Relativitätsprinzip".

Die Gültigkeit dieses Prinzips für alle *mechanischen* Vorgänge war bereits den Begründern der klassischen Mechanik, Galilei und Newton, wohlbekannt. Sie wussten: wenn ihre Grundgesetze der Mechanik (z. B. das Trägheitsgesetz) in bezug auf einen bestimmten Körper galten, so galten sie auch in bezug auf jeden, der sich gegen den ersten gerad-

linig-gleichförmig bewegt. Betrachten wir irgendeinen Körper, für den jene Gesetze gültig sind, als „ruhend", so dürfen wir mit genau dem gleichen Rechte jeden anderen zum ersten geradlinig-gleichförmig bewegten Körper als ruhend auffassen und dem ersten die Bewegung zuschreiben, denn es gibt schlechterdings keinen Grund, den einen Körper in dieser Hinsicht dem anderen vorzuziehen. Geradlinig-gleichförmige Bewegungen haben eben keine „inneren" Eigenschaften, woran man sie unterscheiden könnte, sondern bestehen einzig und allein in der Ortsveränderung gegenüber anderen Körpern: sie sind r e l a t i v.

Während es also längst anerkannt war, dass Ruhe und geradlinig-gleichförmige Bewegung sich durch mechanische Experimente nicht unterscheiden liessen, durfte man eine Zeitlang glauben, dies müsste mit Hilfe optischer oder elektrischer Versuche möglich sein, so dass also für die Erscheinungen des Lichtes und der Elektrizität das Relativitätsprinzip nicht gelten würde. Zu diesem Glauben musste man z. B. durch folgende Ueberlegung kommen. Das Licht besteht bekanntlich in elektrischen Wellen von der gleichen Art wie die, welche in der drahtlosen Telegraphie benutzt werden (nur dass die letzteren eine viel grössere Wellenlänge haben). Als Träger dieser Wellen dachte man sich einen das Weltall überall erfüllenden Stoff, den „Aether", der die Lichtwellen fortleite, so ähnlich wie die Luft der Ausbreitung der Schallwellen dient. Wenn ein Körper sich gegen den Aether bewegte, so müsste sich dies offenbar durch optische Beobachtungen prinzipiell nachweisen lassen, denn die Lichtwellen müssten sich in bezug auf ihn anders bewegen, als wenn er ruhte; eine solche Ruhe gegen den Aether dürfte man als „absolute" bezeichnen, und jede Bewegung relativ zu ihm müsste dann „absolute Bewegung" heissen. Es schien z. B. möglich zu sein, unsere oben aufgeworfene Frage nach der „wahren Bewegung der Sonne im Raume" zu beantworten — darunter wäre eben die wahre Bewegung im Aether zu verstehen. Wir betrachten zu diesem Zweck das Sonnensystem zu einer Zeit, wo der Planet Jupiter sich ungefähr in derselben Richtung von der Sonne befindet in der die Eigen-

bewegung unseres Systems erfolgt. Dann flieht der Jupiter gleichsam vor den von der Sonne ausgehenden Lichtstrahlen her, sie werden längere Zeit gebrauchen, um ihn zu erreichen, als wenn das System im Aether ruhte; ihre Fortpflanzungsgeschwindigkeit relativ zum Jupiter wird also verringert sein. Nun möge sich in derselben Entfernung von der Sonne, aber auf der entgegengesetzten Seite, zur selben Zeit einer der Planetoiden befinden, z. B. Hektor, so dass also die Bewegung unseres Planetensystems ungefähr in der Richtung Hektor—Sonne stattfindet. Hektor läuft dann den Lichtstrahlen der Sonne entgegen, sie legen mithin den Weg von ihr zu ihm in kürzerer Zeit zurück, ihre Geschwindigkeit relativ zum Hektor ist vergrössert. So hätte es sein müssen.

In Wirklichkeit aber ist nichts davon zu bemerken, dass das Licht verschiedene Zeit gebrauchte, um von der Sonne zu verschiedenen Stellen der Jupiter-Bahn zu gelangen. Ihr Licht verhält sich genau so, als ob die Sonne im Aether ruhte, obgleich wir doch aus astronomischen Beobachtungen mit Sicherheit wissen, dass sie sich gegen die Fixsternwelt mit einer Geschwindigkeit von etwa 20 Kilometer in jeder Sekunde bewegt. Gelingt es vielleicht auf andere Weise, Ruhe oder Bewegung gegen den Aether festzustellen? Wenn es einen solchen Stoff gibt, bewegt sich die Erde ganz bestimmt relativ zu ihm; legt sie doch bei ihrem Umlauf um die Sonne in jeder Sekunde 30 Kilometer zurück! Eine solche Geschwindigkeit, wenn sie auch klein ist gegen die des Lichts (300 000 Kilometer pro Sekunde) müsste durch die modernen Methoden der Physik mit aller Sicherheit und Genauigkeit konstatierbar sein, und man hat geistreiche optische und elektrische Versuche erdacht, mit deren Hilfe diese Konstatierung hätte möglich sein müssen. Aber diese oft wiederholten Versuche führten mit aller Bestimmtheit zu dem Resultat, dass die optischen und elektrischen Erscheinungen durch eine Bewegung „gegen den Aether“ nicht beeinflusst werden. Das heisst: auch durch optische und elektrische Methoden ist der Zustand geradlinig-gleichförmiger Bewegung vom Zustand der Ruhe durchaus ununterscheidbar. Mit anderen Worten:

das Relativitätsprinzip gilt für alle physikalischen Vorgänge, nicht bloss für die Mechanik.

Dieser Tatbestand ist einfach genug. Aber wie gewaltig sind die Konsequenzen, die Einstein aus ihm zu ziehen lehrte! Das Beobachtungsergebnis, dass das Licht sich relativ zu jedem Beobachter stets mit der gleichen Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde fortzupflanzen schien, ganz unabhängig von der Bewegung des Beobachters selbst, war mit den Grundvoraussetzungen der Physik unvereinbar. Man stelle sich vor: an einem Beobachter laufen die Lichtwellen mit der eben angegebenen Geschwindigkeit vorbei, ein zweiter Beobachter rast an dem ersten mit der Geschwindigkeit von 30 Kilometer pro Sekunde vorüber, dem Licht entgegen, und doch sollen dessen Wellen mit genau der gleichen Geschwindigkeit am zweiten vorbeiziehen wie am ersten, nicht 30 Kilometer schneller! Dies schien völlig undenkbar, es widersprach den Grundvorstellungen der Bewegungslehre und verhielt sich auch weder bei der Schallausbreitung noch bei irgendeiner anderen Bewegung so. Deshalb versuchte man früher, die Versuchsergebnisse durch physikalische Hilfsannahmen zu erklären: man glaubte, die Lichtausbreitung erfolge für den „bewegten" Beobachter in Wahrheit doch mit einer anderen Geschwindigkeit als für den „ruhenden", nur entzöge sich der Unterschied der Feststellung, weil infolge eines eigentümlichen Naturspiels unsere physikalischen Apparate durch die Bewegung eine Aenderung ihrer Dimensionen von solcher Grösse erlitten, dass der sonst zu beobachtende Effekt dadurch gerade wieder aufgehoben würde.

Einstein aber betrachtete die Sache als der unvoreingenommene Philosoph, der er ist, und sagte sich: wenn kein Einfluss wahrzunehmen ist, so tun wir am besten, anzunehmen, dass er nicht existiert; ist eine „absolute" Bewegung, eine Bewegung gegen den Aether, nicht nachzuweisen, so gibt es eben dergleichen gar nicht, das Prinzip der Relativität aller geradlinig-gleichförmigen Bewegungen gilt nicht bloss scheinbar, sondern ist ein strenges Naturgesetz!

Und jener Widerspruch mit der Galileischen Bewegungslehre? Der ist natürlich vorhanden; aber muss denn jene

Lehre richtig sein? Einstein zeigte, dass sie tatsächlich auf unhaltbaren Voraussetzungen ruht, nämlich auf der Voraussetzung, dass den Begriffen der Länge, der Zeitdauer und der Gleichzeitigkeit eine absolute, vom Bewegungszustande des Beobachters unabhängige Bedeutung zukomme. Diese Annahme erkannte er als ein blosses, Jahrtausende altes Vorurteil, das wir nur fallen zu lassen brauchen, um die störenden Widersprüche zum Verschwinden zu bringen.

Wir kehren, um dies einzusehen, zu einer früheren Betrachtung zurück und denken uns, wir beobachteten unser Sonnensystem von einem fernen Stern aus und sähen, dass es sich mit grosser Geschwindigkeit nach links bewegt. Jupiter stehe links von der Sonne, Hektor in gleicher Entfernung rechts. Jetzt flamme auf der Sonne eine mächtige, nach beiden Seiten sichtbare Protuberanz auf. Die von dieser Erscheinung ausgehenden Lichtstrahlen werden, so müssen wir urteilen, den Jupiter später treffen als den Hektor, weil ja Jupiter wegen der Bewegung des Sonnensystems vor den Strahlen fortläuft, Hektor ihnen entgegeneilt. Wir werden sagen: auf dem Hektor sieht man die Protuberanz früher als auf dem Jupiter. Aber ein relativ zur Sonne ruhender Beobachter wird ganz anders urteilen. Für ihn breitet sich das Licht relativ zur Sonne nach allen Seiten gleich schnell aus; und da Jupiter und Hektor von ihr gleich weit entfernt sind, so muss er urteilen, dass ein Jupiter-Bewohner die Protuberanz genau zur gleichen Zeit aufleuchten sieht wie ein Hektor-Bewohner. Ein Betrachter auf der Sonne selbst erklärt also zwei Ereignisse — Sichtbarwerden der Protuberanz auf Jupiter und auf Hektor — für gleichzeitig, die für einen Beobachter auf einem an der Sonnenbewegung nicht teilnehmenden Sterne nicht gleichzeitig sind. Wer von beiden hat recht? Wenn man entscheiden könnte, wer eigentlich in Wahrheit ruht, ob der Stern oder das Sonnensystem, so könnte man einen der beiden Beobachter des Irrtums überführen; da aber wegen der Relativität der Bewegungen beide mit schlechthin gleichem Rechte sich als ruhend betrachten dürfen, so sind die Behauptungen beider eben auch gleich richtig, jeder hat von seinem Standpunkt aus recht. Zwei

Ereignisse an verschiedenen Orten, die für einen Beobachter gleichzeitig sind, finden für einen, der sich gegen den ersten bewegt, zu verschiedenen Zeiten statt. In diesem Satze liegt durchaus kein Widerspruch; er widerspricht nur der Meinung, dass Gleichzeitigkeit etwas Absolutes sei, aber diese Meinung war eben unbegründet. Auch ein Widerspruch mit unseren Wahrnehmungen liegt nicht vor; unmittelbar wahrnehmen können wir nur die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse, die praktisch am gleichen Ort stattfinden, aber bei räumlich getrennten Ereignissen kann über ihre Gleichzeitigkeit nur indirekt mit Hilfe von Signalmethoden entschieden werden, und wer sagt uns, dass die Anwendung dieser Methoden für verschieden bewegte Beobachter nicht einen verschiedenen zeitlichen Abstand der Ereignisse ergeben sollte?

Aber weiter. Ein Mensch mit einem festen Stabe fahre mit grosser Geschwindigkeit in der Richtung des Stabes an mir vorüber und stelle mir die Aufgabe, dessen Länge zu messen. Ich werde das so machen, dass ich eine Messstange in dieselbe Richtung halte und in dem Augenblick, wo der Anfang des bewegten Stabes den Nullpunkt meines Metermasses passiert, von einem Gehilfen ablesen lasse, bei welcher Zahl das Ende des Stabes sich befindet. Diese Zahl gibt dann die gesuchte Länge an. Wegen der Relativität der Gleichzeitigkeit wird aber der mit dem Stab bewegte Beobachter behaupten, dass mein Gehilfe und ich unsere Ablesungen nicht genau in demselben Moment ausgeführt hätten, und dass folglich unsere Längenbestimmung nicht richtig sei. In der Tat erhalten wir (auch wenn wir die Messung nach einer anderen als der beschriebenen Methode vornehmen) eine etwas geringere Länge für den bewegten Stab als jener, der den Stab ausmisst, während er mit ihm ruht. Dennoch ist unsere Messung genau so richtig wie seine eigene, denn keine der beiden Parteien kann ihren Standpunkt als den einzig zulässigen erweisen, beide dürfen ja mit dem gleichen Rechte behaupten, dass sie sich in Ruhe befinden. Von einer allein „wahren" Länge eines Stabes darf man nicht sprechen; sie ist eben für verschiedene Beobachter verschieden, und zwar um so kürzer, je schneller die Bewegung. Also auch Längen

sind etwas Relatives. Freilich sind die Unterschiede nur klein, solange die Geschwindigkeiten gering sind im Vergleich zu der des Lichts; Einsteins Formeln geben darüber Aufschluss. Ein ausserhalb der Erde stationierter Beobachter zum Beispiel, an dem die Erde mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometer pro Sekunde vorbeisauste, würde ihren etwa 12 700 Kilometer betragenden Durchmesser nur für 6 Zentimeter kürzer erklären als wir, die wir ruhend auf ihr wohnen. Es handelt sich also um feinste Unterschiede, denen wir in Wirklichkeit nicht mit einer Messstange beikommen können, wie wir es eben der Anschaulichkeit halber vorausgesetzt hatten.

Auch das Mass für die Zeitdauer (Sekunde, Minute) ist nach Einstein relativ. Dies macht man sich leicht klar, wenn man bedenkt, dass das Licht für jeden Beobachter die Strecke von 300 000 Kilometer in einer Sekunde zurücklegen soll. Da eine und dieselbe Strecke für verschiedene Beobachter verschieden lang ist, so folgt die Relativität der Zeitmasse: ein und derselbe Vorgang (z. B. der Umlauf des Zeigers einer bestimmten Uhr) hat für verschieden bewegte Beobachter verschiedene Dauer.

Noch eine fremdartige, für die physikalische Weltanschauung höchst wichtige Konsequenz ergibt sich aus dem Relativitätsprinzip: der Glaube an die Existenz eines stofflichen, substantiellen Aethers muss aufgegeben werden. Von einem Stoffe darf man nur sprechen, wenn ihm ein bestimmter Zustand der Ruhe oder Bewegung zu einem Vergleichskörper zugeschrieben werden kann; es war aber gerade der Sinn des Relativitätsprinzips, dass sich für k e i n e n Körper der Bewegungszustand eines Lichtäthers relativ zu ihm feststellen lässt. Die Vorstellung, dass die Lichtwellen einen stofflichen Träger haben, dass in einem Lichtstrahl die Zustandsänderung einer Substanz sich fortpflanzt, diese Vorstellung ist damit unhaltbar geworden. Der Gedanke einer stofflosen Lichtausbreitung stellt hohe Ansprüche an unser Abstraktionsvermögen, aber auch diesen Gedanken vollzieht das immer abstrakter werdende physikalische Denken schliesslich bereitwillig, denn er enthält keinen Widerspruch und liegt zudem

in einer Richtung, die von der wissenschaftlichen Philosophie auch in anderen Zusammenhängen schon eingeschlagen wird.

2. Die allgemeine Relativitätstheorie.

Das „spezielle" Relativitätsprinzip, von dem bisher allein die Rede war, heisst deshalb so, weil es nur die Spezialklasse der geradlinig-gleichförmigen Bewegungen für relativ erklärt, Vom philosophischen Standpunkt ist es aber ganz unverständlich, dass diese Art von Bewegungen in dieser Hinsicht ausgezeichnet sein sollte, denn die philosophischen Gründe für die Relativität scheinen auf Bewegungen von veränderlicher Geschwindigkeit oder Richtung genau ebenso gut anwendbar zu sein. Für Geschwindigkeits- und Richtungs*änderungen* schien nun aber die Erfahrung auf Schritt und Tritt zu lehren, dass ihnen tatsächlich ein absoluter Charakter zukomme, d. h. dass ihr Vorhandensein ohne jeden Bezug auf Vergleichskörper festzustellen sei. Wir hatten ja schon darauf aufmerksam gemacht, dass man auch in einem dicht verschlossenen Eisenbahnwagen jede Richtungsänderung, Beschleunigung oder Verlangsamung der Bewegung gar deutlich empfindet. Jeder Stoss ist eine plötzliche Beschleunigung, beim Anfahren werden wir gegen die Rückwand des Wagens gedrückt, beim plötzlichen Bremsen gegen die Vorderwand geschleudert. Schon auf der Schule lernen wir, dass dies auf dem *Trägheits*gesetz beruht; jeder Körper setzt einer Veränderung der Grösse oder Richtung seiner Bewegung einen Widerstand, den „Trägheitswiderstand", entgegen, einen um so grösseren, je grösser seine „Masse" ist. Im Falle des Eisenbahnwagens und anderer irdischer Bewegungen könnte man versuchen, die Beschleunigungen als nur relativ zur Erde aufzufassen — aber auch die Drehung der Erde selbst lässt sich bekanntlich ohne Beobachtung ausserirdischer Körper leicht konstatieren, z. B. durch Pendelversuche; diese Drehung ist also doch wohl eine absolute Bewegung? Der grosse Newton glaubte es in der Tat, aber vor allen Ernst Mach hat energisch darauf hingewiesen, dass man so viel doch nicht behaupten dürfe, sondern nur von einer Drehung relativ zum Fixsternhimmel reden könne.

Jedoch erst Einstein verstand diesen Gedanken fruchtbar zu machen. Er fragte sich: haben wir irgendeinen Anhalt dafür, dass wirklich, wie es dieser Gedanke fordert, das Fixsternsystem schuld ist an den Trägheitswiderständen, die bei jeder Beschleunigung relativ zu jenem System auftreten? Was kennen wir denn für Wirkungen, die von den Fixsternen ausgehen? Abgesehen von ihrer Strahlung nur eine: das ist die allgemeine Massenanziehung, die nach Newton zwischen allen Körpern der Welt besteht. Sie bewirkt auch die Schwere der Körper, denn das Gewicht der irdischen Gegenstände beruht ja auf der „Anziehung", welche die Erde auf sie ausübt. Kann diese allgemeine Anziehung, die Gravitation, irgend etwas mit dem Auftreten von Trägheitswiderständen zu tun haben? Ein Umstand von ganz fundamentaler Bedeutung weist darauf hin, dass wirklich der engste Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungsklassen besteht: nämlich der vor Einstein fast nie beachtete merkwürdige Umstand, dass für beide Wirkungen eine und dieselbe Grösse massgebend ist, und das ist die Masse. Dass der Trägheitswiderstand, den ein Körper einer bestimmten Beschleunigung entgegensetzt, seiner Masse proportional ist, erwähnten wir schon; genau das gleiche gilt aber auch von der Gravitationskraft, die er an einer bestimmten Stelle unter dem Einfluss der vorhandenen Himmelskörper erleidet, also z. B. von seiner Schwere an der Erdoberfläche. Wegen dieser Proportionalität wird sozusagen bei jedem Körper sein Trägheitswiderstand von seiner Schwere in gleichem Masse überwunden, so dass die Schwerebeschleunigung für jeden Körper dieselbe wird; in der Tat fallen bekanntlich alle Gegenstände gleich schnell (wenn störende Einflüsse, wie z. B. die Luftreibung, ausgeschaltet werden).

Am anschaulichsten wird die Beziehung zwischen Trägheit und Gravitation wohl vor Augen geführt durch Einsteins berühmtes Liftbeispiel. Ein Physiker möge sich in einem allseitig geschlossenen Kasten irgendwo im Weltall befinden und beobachte, dass jeder losgelassene Körper alsbald auf den Boden des Kastens stürzt, und zwar ganz unabhängig von seiner Natur stets mit der gleichen Beschleunigung. Er

könnte hieraus schliessen, dass sein Kasten mit eben jener Beschleunigung durch einen gigantischen Zug wie ein Lift nach „oben" gerissen würde, während die losgelassenen Gegenstände vermöge ihrer Trägheit zurückbleiben und folglich nach „unten" zu fallen scheinen. Dieser Schluss ist aber nicht zwingend; der Physiker könnte ebenso gut annehmen, dass ein Kasten auf irgendeinem Weltkörper ruhe und dass das Fallen der Körper auf die von diesem ausgeübte Anziehung zurückzuführen sei. Wir sehen also: die Erscheinung könnte auf zwei verschiedene Weisen ganz genau gleich gut erklärt werden, nämlich entweder als Trägheits- oder als Gravitationserscheinung. Der Mann im Kasten hat, solange ihm der Ausblick nach draussen verwehrt ist, schlechterdings kein Mittel, zwischen Trägheits- und Gravitationswirkung zu unterscheiden. Den Satz, dass es unter den angegebenen Umständen prinzipiell keine Möglichkeit der Entscheidung zwischen beiden Erklärungsarten gibt, bezeichnet Einstein als Aequivalenzprinzip.

Dies Prinzip lehrt uns, dass unsere frühere Annahme, als könnten wir absolute Beschleunigung ohne Beobachtung von Vergleichskörpern mit Sicherheit konstatieren, doch nicht zutrifft; denn für das in einem abgeschlossenen Wagen beobachtete eigentümliche Verhalten der Körper brauchten nun nicht mehr notwendig Beschleunigungen des Wagens verantwortlich gemacht zu werden, sondern man könnte es prinzipiell auch durch Gravitationswirkungen ausserhalb befindlicher Massen erklären. Dadurch öffnet sich die Möglichkeit, vielleicht auch alle beschleunigten und krummlinigen Bewegungen nur als relativ zu grossen Massen (z. B. des Fixsternhimmels) aufzufassen. In den Naturgesetzen kommt möglicherweise der Begriff absoluter Bewegung in keiner Form vor, d. h. alle Naturgesetze sind vielleicht so beschaffen, dass sie — im Gegensatz zur Newtonschen Mechanik — erlauben, jeden beliebigen Körper willkürlich als „ruhend" zu betrachten, welches auch seine Bewegung relativ zu allen übrigen Körpern sein möge. Erst wenn diese Möglichkeit sich als wirklich erwiese, wäre der philosophischen Forderung der Relativität des Bewegungsbegriffes überhaupt Genüge getan. Einstein

hat diesen Gedanken in zehnjährigem unermüdlichen Ringen verfolgt, bis es schliesslich im Jahre 1915 seinem Genie gelang, eine neues Grundgesetz der Mechanik aufzustellen, welches tatsächlich das „allgemeine Relativitätsprinzip“ erfüllt. Dies Prinzip besagt: alle Bewegungen (auch ungleichförmige und krummlinige) sind relativ, haben Sinn und Dasein nur in Beziehung zu anderen Körpern. Damit ist die alte klassische Mechanik von Galilei und Newton, wie sie auf den Schulen gelehrt wird, als unzureichend erkannt; die Einsteinsche Mechanik tritt an ihre Stelle. Sie muss nach dem Gesagten die Erscheinungen der Trägheit und der Gravitation in eins umfassen, da ja beides gar nicht voneinander getrennt werden kann. Die Formulierung des Grundgesetzes dieser neuen Mechanik, obgleich an sich überraschend einfach, ist nicht wohl ohne Bezug auf mathematische Begriffe möglich und kann daher an dieser Stelle nicht gegeben werden. Es bedeutet besonders deshalb einen so ungeheuren Fortschritt, weil es eben die Erscheinungen der Gravitation mit einschliesst und damit eins der grössten physikalischen Rätsel löst, mit dem so viele vergangene Generationen sich vergeblich abgemüht hatten: das Rätsel der Schwerkraft. Freilich sieht die Lösung ganz anders aus, als man sich sie früher dachte: die gegenseitige Anziehung aller Massen erklärt sich nicht durch irgendwelche Strahlungen oder durch Stösse unsichtbarer Teilchen, wie man wohl gemeint hat, sondern die Erklärung ist viel abstrakterer Natur, sie hängt nämlich mit dem neuen Raumbegriff der Relativitätslehre zusammen; in den an einer bestimmten Stelle herrschenden Gravitationskräften drückt sich gleichsam die dortige Beschaffenheit des Raums selber aus. Was damit gemeint ist, wird nachher noch etwas deutlicher werden.

Wenn früher niemand an der Richtigkeit der Newtonschen Mechanik zweifelte, so liegt das einfach daran, dass deren Formeln in der Tat mit so grosser Annäherung gültig sind, dass eine Abweichung von ihnen bei den in der Natur gewöhnlich vorkommenden Geschwindigkeiten nicht beobachtet werden konnte. Es folgt z. B. aus den Gleichungen Einsteins ohne weiteres, dass alle Körper sich innerhalb der gewöhn-

lichen Beobachtungsgenauigkeit gerade so verhalten, als ob sie sich nach dem Newtonschen Gesetze anzögen. Nur ein Fall war bekannt, in dem dies Gesetz nicht ganz auszureichen schien: der Planet Merkur zeigte in seinem Lauf um die Sonne eine zwar sehr kleine, aber doch merkliche Abweichung von dem Verhalten, das jenes Gesetz ihm vorschrieb. Es war einer der ersten erstaunlichen Erfolge der allgemeinen Relativitätstheorie, dass Einstein mit ihrer Hilfe diese Abweichung mühelos und zahlenmässig ganz genau erklären konnte.

Aber noch in viel weiter gehendem Masse werden unsere Vorstellungen von dem gesetzlichen Zusammenhang der Naturerscheinungen durch die neue Theorie verändert und erweitert. Wir denken uns wieder einen Physiker in einem abgeschlossenen Lift wie vorhin. Alle Gegenstände sollen, wenn losgelassen, alsbald mit gleicher Beschleunigung „nach unten fallen". Ausserdem aber durchquere ein Lichtstrahl den Kasten von rechts nach links. Der Beobachter kann nun auf den Gedanken kommen, dass es mit Hilfe dieses Lichtstrahls eigentlich doch möglich sein müsste zu entscheiden, ob der Kasten sich nach oben bewegt, oder ob er unter dem Gravitationseinfluss eines unter seinen Füssen befindlichen Weltkörpers steht. Im ersteren Falle nämlich müsste der Kasten während der Zeit, die das Licht zum Durchlaufen der Kastenbreite gebraucht, sich ein wenig nach oben bewegt haben, der Lichtstrahl müsste auf seinem Wege von der rechten zur linken Seite des Käfigs ein wenig nach unten gebeugt erscheinen. Wenn nun das Aequivalenzprinzip und damit das allgemeine Relativitätsprinzip wirklich richtig sein soll, so muss die gleiche Erscheinung, die gleiche Ablenkung des Lichts auch dann eintreten, wenn der Kasten auf einem Weltkörper ruht. Denn wäre dies nicht der Fall, so liessen sich die beiden gedachten Fälle ja doch unterscheiden, und es gäbe ein Mittel, eine absolute Beschleunigung des Kastens zu konstatieren. Das Relativitätsprinzip fordert also, dass ein Weltkörper auf einen Lichtstrahl in seiner Nähe eine ablenkende Wirkung ausübt — eine für die Vor-Einsteinsche Wissenschaft gänzlich überraschende Forderung! Wegen der fabelhaften Geschwindigkeit des Lichts ist allerdings

seine Ablenkung so klein, dass sie sich auf der Erde mit irgendwelchen experimentellen Hilfsmitteln in keinem Falle konstatieren liesse. Aber ein Lichtstrahl, der an der ungeheuren Masse unserer Sonne vorbeiläuft, müsste durch ihre Gravitationswirkung — oder, wie der Physiker sagt, „in ihrem Gravitationsfelde“ — eine durch feinste Beobachtungen wohl feststellbare Ablenkung erfahren. Diese Folgerung kann man an dem Licht von Fixsternen prüfen, die von der Erde aus gesehen in der Nähe der Sonne zu stehen scheinen, denn die Lichtstrahlen solcher Sterne gehen ja, bevor sie zur Erde gelangen, dicht an der Sonne vorbei. Werden sie wirklich abgelenkt, so muss der Stern aus seiner gewöhnlichen Lage ein wenig verschoben erscheinen. Nun sind in Sonnennähe stehende Sterne für gewöhnlich nicht zu beobachten, weil der Glanz der Sonne sie überstrahlt — aber bei einer Sonnenfinsternis werden sie dem menschlichen Auge und der photographischen Platte sichtbar, weil der Glanz der Sonne durch den vor sie tretenden Mond abgeschirmt wird. Bei der letzten totalen Sonnenfinsternis am 29. Mai 1919 wurden von zwei eigens zu diesem Zwecke ausgesandten englischen Expeditionen entsprechende Beobachtungen angestellt, und in der Tat: die im Herbst 1919 vollendete Ausmessung der photographischen Aufnahmen zeigte das Vorhandensein einer scheinbaren Verschiebung der Sternorte genau in dem von Einstein zahlenmässig vorhergesagten Betrage! Die Kunde von dieser unerhört glänzenden Bestätigung der Relativitätstheorie ging damals in alle Welt, und der Ruhm, den Einsteins Name in Fachkreisen längst genoss, verbreitete sich nun in der grossen Menge.

Doch hiermit ist die durch Einsteins Theorie bewirkte Umwälzung unserer physikalischen Anschauungen nicht erschöpft; noch tiefer hat sie die Elemente aufgewühlt, aus denen das Weltbild der Physik sich aufbaut. Auch die Raumlehre, die Geometrie, die sonst als eine von der Naturlehre unabhängige Wissenschaft und als deren unerschütterliche Grundlage galt, auch sie bleibt von dem grossen Umschwung nicht unberührt. Die allgemeine Relativitätstheorie zeigt unwidersprechlich die von den grossen Mathematikern

des vorigen Jahrhunderts vorausgeahnte unauflösbare Verflochtenheit der Raumlehre mit der Physik, und ausserdem führt sie zu dem für die meisten so erstaunlichen Ergebnis, dass die gewöhnliche auf der Schule gelehrte Geometrie, die Euklidische, zur exaktesten Naturbeschreibung nicht passend ist und durch eine allgemeinere Raumlehre ersetzt werden muss. Dies hängt damit zusammen, dass die Geometrie schliesslich auf Streckenmessung mit Hilfe von Massstäben beruht und dass die allgemeine Relativitätstheorie zu ganz eigentümlichen Konsequenzen in bezug auf alle Längenmessungen führt. Schon in der speziellen Theorie hing, wie wir sahen, die Länge eines Stabes von seiner Geschwindigkeit zum messenden Beobachter ab, aber eben nur von der Geschwindigkeit; die allgemeine Theorie geht hierüber durch eine weitergehende Relativierung aller Massverhältnisse hinaus. Das spezielle Relativitätsprinzip bezog sich ja nur auf geradlinig-gleichförmige Bewegungen; wo Beschleunigungen oder Gravitationswirkungen auftreten, sind seine Konsequenzen zu modifizieren. Und zwar lehrt die allgemeine Theorie bei eingehender Durchführung, dass die Masse eines Körpers unter diesen Umständen auch von dem an seinem Orte herrschenden Gravitationsfelde abhänge, welches seinerseits wieder durch die Lage und Bewegung der übrigen Körper bestimmt wird. Der Leser kann sich denken, dass bei dieser Sachlage jeder Versuch einer Anwendung der gewöhnlichen Geometrie illusorisch wird, denn die Euklidische Messkunst setzt voraus, dass die Länge eines Massstabes als eine von seinem Orte unabhängige Grösse betrachtet werden kann. Sobald dies nicht mehr der Fall ist, wird die Gleichheit zweier Strecken an verschiedenen Orten zu einem relativen Begriff, und die strenge Gültigkeit der vertrauten geometrischen Sätze hört auf; in der Einsteinschen Welt herrscht eine allgemeinere, nicht — Euklidische Raumlehre.

Aber müssen wir denn die Längen von Strecken durch Anlegen von Massstäben miteinander vergleichen, stehen uns nicht optische Methoden zur Ausführung solcher Messungen zur Verfügung? In der Tat ist in der Natur das trefflichste Urbild einer geraden Linie nicht ein Lineal oder ein

gespannter Faden, sondern vielmehr der Lichtstrahl. Aber man denke an das besprochene Verhalten von Lichtstrahlen unter dem Einfluss von Gravitationswirkungen und überlege, dass in der Welt kein Punkt von solchen Einwirkungen frei ist. Dann erkennt man, dass auch den Lichtstrahlen nicht die Eigenschaften zukommen, welche die Geraden der Euklidischen Geometrie besitzen. Der Laie wird hier sagen: „Das ist kein Wunder, denn diese Lichtstrahlen s i n d eben keine geraden Linien mehr! Wenn ich nun aber an der bekannten Definition festhalte, dass die Gerade die kürzeste Linie zwischen zwei Punkten ist, dann wird doch wohl meine altgewohnte Euklidische Geometrie anwendbar bleiben?" Wir wollen es sehen! Die Einsteinsche Theorie ergibt folgendes. Wenn wir zwischen zwei Punkten eine Menge von Verbindungslinien ziehen und ihre Längen ausmessen, indem wir an jeder einen Massstab so oft hintereinander abtragen, wie es geht, so stellt sich heraus, dass wir mit der geringsten Zahl von Abtragungen gerade auf derjenigen Linie auskommen, auf welcher der Lichtstrahl läuft: der Weg des Lichtes ist also auch in der allgemeinen Relativitätstheorie die kürzeste Verbindungslinie zweier Punkte. Alles Bemühen, der Euklidischen Geraden ihre Bedeutung für das Universum zu retten, bleibt vergeblich: es gibt in der Einsteinschen Welt keine „Geraden", sondern nur „geradeste", kürzeste Linien — und das sind die Lichtstrahlen im leeren Raum. Es ist in unserem Raume ähnlich wie auf einer Kugeloberfläche, auf der sich auch keine Geraden, wohl aber kürzeste, geradeste Linien (die grössten Kreise) ziehen lassen. Dabei ist natürlich immer im Auge zu behalten, dass die Abweichungen von den Euklidischen Geraden so gering sind, dass sie nur durch die allerfeinsten astronomischen Messungen unter günstigsten Umständen gerade noch erkannt werden können.

Und nun vielleicht das Wunderbarste der Einsteinschen Weltansicht: Wenn ich in unserem Raume von einem Punkte ausgehend eine solche geradeste Linie immer weiter und weiter verfolge, so komme ich niemals „ins Unendliche", sondern gelange schliesslich in die Gegend des Ausgangs-

punktes zurück. Das heisst aber: der Raum ist endlich. Wohlverstanden: ich bin dabei nicht etwa auf einer Kreislinie herumgegangen, die Welt ist nicht ein endlicher in einem unendlichen Raume schwebender Kosmos, sondern das Universum hat schlechthin keine Grenzen, und der Raum hat erst recht keine. Dennoch, trotz seiner erhabenen Grenzenlosigkeit und so schwer der Gedanke zu fassen sein mag, ist er endlich. Es ist sogar möglich, seine Grösse zu schätzen. Der Astronom de Sitter gelangte unter Benutzung von Einsteins Formeln zu der Annahme, dass ein Wesen, das auf dem geradesten Weg und mit der Geschwindigkeit des Lichts unermüdlich durch den Raum reiste und reiste, nach ungefähr hundert Millionen Jahren wieder in der Gegend des Ausgangspunktes eintreffen würde.

Damit nähert sich die exakteste Naturwissenschaft Dingen, von denen man bis vor kurzem noch glauben musste, dass sie immer nur ein Gegenstand metaphysischer Träume bleiben würden. Freilich hat sie hier die Grenzen dessen, was unserem anschaulichen Vorstellen zugänglich ist, längst überschritten; aber keine Philosophie kann daraus einen Einwand gegen die Richtigkeit ihrer Ergebnisse herleiten. Die Relativitätstheorie ruht fest auf dem ehernen Boden der Erfahrung und der Tatsachen; sie stellt die Wirklichkeit auf die voraussetzungsloseste Weise dar und mit Hilfe von Grundgedanken, die trotz ihrer verwickelten mathematischen Einkleidung doch im Prinzip die allereinfachsten sind.

Mit ehrfürchtigem Staunen sehen wir den Forschergeist in alle Weiten des Universums dringen, sehen ihn der Natur seine grosse Fragen vorlegen und ihre Antwort im voraus erraten. Vielleicht werden spätere Generationen uns glücklich preisen, die wir diese Epoche der Wissenschaft mit erleben. Welch ein Weg vom ersten Aufdämmern des Gedankens raum-zeitlicher Relativität bis zu seiner Vollendung durch die kühnste Theorie, die Menschengeist noch ersann!

Sprüche in Versen

Von Arthur Schnitzler

Flüstert die Welle zum Meer: Du dünkst dich mit Unrecht gewaltig.
Zwar nur ein Teilchen von dir, flut ich nach eig'nem Gesetz.
Braust aus der Tiefe die Antwort: Schon bist du gestaltlos zerflossen,
Eh du der Sterne Gebot schauernd erkannt über dir.

Gehn die Jahrhunderte hin, verlischt auf dem Grabstein dein Name –
Wär' er in Goldschrift geprägt, und auch der Marmor zerfällt.
Doch es entblühn deinem Staub noch in den entlegensten Lenzen
Ewigen Duftes gewiss Blumen von Faltern umschwebt.

Achtung, der Pöbel rückt an – der Literat an der Spitze.
– Ach, wann erblick' ich das Volk – aber vom Dichter geführt?

Die Fortschritte der drahtlosen Telegraphie.

Von Dr. Graf Arco.

Wie war die technische Lage der drahtlosen Telegraphie noch im Sommer 1914? Etwa 95 Prozent aller drahtlosen Sendestationen arbeiteten mit Schwingungserzeugung durch Funkenentladungen. Drahtlose Telegraphie war Funkentelegraphie. Zwar hatte ihr Poulsen durch seine damals schon zirka zehn Jahre zurückliegende Erfindung einen neuen Weg gezeigt. Es war ihm gelungen, aus dem Gleichstrom der Starkstromtechnik von einigen 100 Volt auf direktem Wege schnelle Schwingungen herzustellen. Er benutzte dazu einen besonders geschalteten und in Wasserstoff brennenden Lichtbogen. Gegenüber den durch Funken erzeugten diskontinuierlichen Schwingungen wies er auf den grossen Vorteil der Kontinuierlichkeit der Energie der neuen Anordnung hin.

Bei diesen Sendern fiel aber zunächst ein Merkmal fort, das, bei Funkensendern vorhanden, in hohem Masse für die Störungsfreiheit des Empfängers ausgenutzt wurde. Beim Funkensender ist nämlich neben der Zahl der sekundlichen elektrischen Schwingungen noch die Häufigkeit der sekundlichen Funkenentladungen, welche an der Empfangsstelle im Telephon in ganz charakteristischer Weise als Ton wiederkehrt, ein vorzügliches Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen Funkensendern. Den Empfängern der Poulsen-Lampe aber fehlte jeder Toncharakter. Die Signale wurden als Geräusche zischender und kratzender Art aufgenommen, was die Unterscheidung von Störung häufig unmöglich machte.

Diese Nachteile verlängerten die Herrschaft der im Prinzip unvollkommeneren Funkenmethode. Diese Erscheinung ist ein vielfach bei Entwicklungen verschiedenster Art beobachteter Vorgang: die hochwertige Durchbildung eines an sich unvollkommenen Prinzips erbringt oft höhere Leistungen als umgekehrt ein vollkommeneres Prinzip in schlechter Durchbildung.

Aber andere Umstände drängten zum Uebergang auf kontinuierliche Schwingungen und gleichzeitig eröffneten sich zwei neue Methoden hierfür, die von den Unvollkommenheiten des Lichtbogens frei waren: die Hochfrequenzmaschine und die Kathodenröhre.

Die Hochfrequenzmaschine ist ein Wechselstromerzeuger, dessen Wechselzahl weit oberhalb der in der Starkstromtechnik üblichen Wechsel- oder Periodenzahlen liegt. Schon vor den ersten drahtlosen Versuchen Marconis in England hatte in Amerika Tesla eine Hochfrequenzmaschine gebaut, die einen Strom von enorm hoher Wechselzahl lieferte. Diese Maschine würde heute, nach 30 Jahren, wenn sie noch vorhanden wäre, zweifellos eine brauchbare Energiequelle darstellen. Damals aber, im ersten und auch noch im Beginn des zweiten Dezenniums der drahtlosen Entwicklung, fehlten die übrigen nötigen theoretischen Grundlagen und praktischen Einrichtungen, um diese für die drahtlose Technik abnorm niedrigen Schwingungszahlen anwenden zu können. 1906 erbaute Fessenden in Amerika eine weitere Hochfrequenzmaschine, die er zu praktischen drahtlosen Telephonieversuchen benutzte. Aber auch ihr war keine Einführung beschieden, denn ihre Konstruktion war zu zart und den harten Anforderungen des praktischen Gebrauchs nicht gewachsen.

Vor etwa zehn Jahren erfand Professor Goldschmidt ein neues Verfahren, wonach die Periodenzahl der Maschine innerhalb der technisch möglichen Grenzen belassen und eine Steigerung auf die zwei- bis dreifache Periode durch besondere Mittel erzielt wurde. Die Periodensteigerung erfolgte aber innerhalb der Maschine. Kurz darauf führte die Telefunken-Gesellschaft ein anderes Verfahren ein und erprobte es in ihren Grossstationen. Dies zeigt, vom Standpunkt der allgemeinen Entwicklungslehre be-

trachtet, die Merkmale der weiteren Vervollkommnung gegenüber den Goldschmidtschen. Während bei Goldschmidt in einem Organ — nämlich in der Maschine — niedrige Perioden und gleichzeitig eine Periodenerhöhung auftraten, verlegte Telefunken diesen zweiten Prozess in besondere Organe, die ausserhalb der Maschine liegen und keiner mechanischen Beanspruchung unterworfen sind. Es sind dies ruhende Transformatoren, in denen eine Erhöhung der Periode des Wechselstroms hinauf bis zur verlangten Hochfrequenzperiode stattfindet. Wir verfolgten damit das allgemeine Gesetz der fortschreitenden Funktionsteilung, wie es auch in der organischen Entwicklungsreihe stets als Merkmal des Fortschrittes auftritt. Bei dieser Anordnung kann die Maschine für fast jede beliebige Leistung ausreichend gross und robust hergestellt werden.

Nach diesem Prinzip war Anfang 1914 in der Grossstation Nauen, die ihren elektrischen Leistungen nach auch schon als Funkenstation zu den stärksten der Erde gezählt hatte, eine Anlage von 150 KW im Luftdraht und 1916 eine solche für 400 KW hergestellt. Von dieser Leistung wird natürlich nur ein bestimmter, ziemlich kleiner Bruchteil als „Fernwirkung" ausgenutzt, d. h. als elektrische Welle in die Ferne gestrahlt. Durch die Maschine als solche und durch die Sonderheit der Telefunken-Maschine ist zum erstenmal eine drahtlose Senderstationstype geschaffen, die nicht mehr den Charakter des „Apparates", sondern den einer technischen Maschinenanlage trägt, d. h. mit derselben Betriebssicherheit arbeitet wie jede gebräuchliche Licht- oder Kraftanlage. In häufig 20stündigem Dauerbetrieb hatten diese Maschinen trotz aller Kriegsschwierigkeiten die gestellten Aufgaben in den vier folgenden Kriegsjahren gelöst, ohne dass auch nur eine Stunde lang der Betrieb infolge einer Maschinenreparatur hätte unterbrochen werden müssen. Dabei geht der Umformungsprozess der Energie aus der normalen technischen Stromart der Elektrizitätszentrale Spandau, die den Strom liefert, zu der im Luftdraht schwingenden Hochfrequenzleistung sehr ökonomisch vor sich. Etwa 60 % der zugeführten

Spandauer Leistung treten in der Antenne als Hochfrequenz-wieder auf.

Die Maschine ergibt im Verhältnis zum Lichtbogensender eine wesentlich bessere Konstanz der Wellenlänge und der Stärke der Schwingungen. Deshalb erhöht sich die Abstimmschärfe des Empfängers und vor allem ergab sich die Möglichkeit, auf sehr grosse Schwingungs- und Strahlungsleistungen überzugehen und so die Empfangswirkungen auf das Vielfache des Bisherigen zu steigern. Unter sonst gleichen Verhältnissen ist aber am Empfänger die Störungsfreiheit um so grösser, je stärker die Signale sind. Wenn die Hochfrequenzmaschine als wichtigste Methode zur Schwingungserzeugung für Grossstationen erst so spät zur Einführung kam, so sprechen besonders auch die veränderten und in gewisser Hinsicht erleichterten Anforderungen in bezug auf die Wellenlängen hierbei mit. Auf Grund erweiterter Erfahrung und vermehrter theoretischer Erkenntnis in bezug auf die Energieausbreitung und Absorption sind für die immer grösseren Entfernungen immer längere Wellen eingeführt worden. Um 1908 herum wurde auf die damals grösste vorkommende Entfernung von etwa 3000 km mit etwa 5000 m Welle gearbeitet. Heute werden 10 000 und noch mehr Kilometer verlangt und hierfür Schwingungszahlen von weniger als 20 000 pro Sekunde, d. h. Wellen, die länger als 15 km sind, verwendet. Bei dem langen Wege längs der Erdkrümmung erfahren die elektrischen Wellen dieser grossen Wellenlängen einen viel geringeren Verlust durch Absorption. Allerdings ist auch bei der 125-km-Welle, d. h. bei 24 000 Perioden eine Aufnahme der Nauen-Signale in Neuseeland, also auf 18 000 km — fast am Gegenpol von Nauen — möglich! Indessen ist die Uebermittlung hiermit nicht die allerökonomischste.

Jede Verzögerung und Unterbrechung der Telegrammbeförderung muss vermieden werden, denn sonst verringern sich der Umfang des täglichen Telegrammumsatzes und die tägliche Wortzahl. Nur durch grosse Wortzahlen sind grosse tägliche Telegrammeinnahmen und damit Rentabilität auch bei niedriger Wortgebühr denkbar. Die Grundlage für eine



Die Ostender Madonna

Nach einem Gemälde von Erich Heckel in der Nationalgalerie

Zu dem Artikel „Neue Kunst"

wirtschaftliche Konkurrenz mit dem Kabel hängt hiervon ab. Zur Erzielung dieser Schnelltelegraphie war zunächst die Aufgabe zu lösen, am Sender die gewaltige Hochfrequenz durch besonders schnell gehende Schalter im Tempo der Morse-Zeichen zu unterbrechen, d. h. „zu tasten". Hierbei müssen mehrere 100 KW elektrischer Leistung etwa 30 bis 50 mal in jeder Sekunde ein- und ausgeschaltet werden. Es ist dies eine Aufgabe, die in der Starkstromtechnik bisher an keiner anderen Stelle gelöst war. Aber auch die Aufzeichnung des Telegramms an der Empfangsstelle bildete keine viel leichtere Aufgabe. Die Energiebeträge, die ausreichen, um für das menschliche Ohr hörbare Töne in einem Telephon zu erzeugen, sind ausserordentlich gering — so gering, dass man mit diesen „Arbeitsleistungen" keine Aufzeichnungen irgendwelcher mechanischen Art bewirken kann. Der Telegraphist kann aber bei Schnelltelegraphie diesem Tempo nicht folgen. Hilfe kam erst, als es gelang, eine Verstärkung der Telephonströme vorzunehmen. Zwar waren Verstärker bereits vielfach in Anwendung. Sie beruhten auf mechanischer Grundlage, d. h. auf Bewegungen von Massen. Daraus folgten eine grosse und störende Empfindlichkeit gegen Erschütterungen und zahlreiche weitere Mängel, die besonders im Dauerbetrieb hervortraten.

Es gibt Verstärker, die nach einem neuen Prinzip arbeiten, und zwar rein elektrische Relais, d. h. ohne bewegte Massen. Der „Kathodenröhren-Verstärker" ist eine Erfindung des vor wenigen Jahren verstorbenen österreichischen Ingenieurs v. Lieben und inzwischen von deutschen Firmen, besonders von der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, zu seiner heutigen Vollkommenheit umgestaltet. v. Lieben ging von der bekannten Tatsache aus, dass man durch eine Glühlampe, wenn man in diese ausser dem vorhandenen Glühfaden noch eine zweite Elektrode einführt und dazwischen eine Spannungsquelle anlegt, einen elektrischen Strom, und zwar durch den luftleeren Raum der Röhre hindurch schicken kann. Er erfand das Relais, indem er die Aufgabe löste, den hindurchgehenden Strom durch sehr kleine elektrische Kräfte zu beeinflussen. Die Arbeitsweise seines Verstärkers ver-

stehen wir hydraulisch, wenn wir uns an Stelle des Elektronenstromes einen Wasserstrahl vorstellen, der durch eine leicht bewegliche Blende, wie die Irisblende der photographischen Kamera, mehr oder weniger abgeschnürt wird. Diese Funktion übernimmt das neue Liebensche Steuerorgan, die sogenannte „Gitter-Elektrode". Mit dem Empfangsapparat passend verbunden, verstärkt das Kathodenrelais den Telephonstrom auf das Tausend-, ja Zehn- und Hunderttausendfache, ohne den schnell der Sprache folgenden Stromcharakter zu fälschen oder zu „verzerren".

Auf diese Weise gelingt es, Telephonströme so zu verstärken, dass sie nicht nur gehört werden, sondern dass sie ausreichen, um mechanische Wirkungen zu hinterlassen. Man kann hiermit durch den Schreibstift eines Phonographen die Wachswalze furchen lassen und die Morse-Zeichen so in die Wachswalze eingraben. Man kann aber auch die Betätigung eines weiteren gewöhnlichen Relais erreichen, durch das ein schnellschreibender Morse-Apparat oder irgendein anderer Schnellschreiber für Telegraphenzwecke betrieben wird.

Ein weiteres Mittel, um die tägliche Telegrammzahl zu vermehren, ist die jetzt technisch vollkommen durchgearbeitete Einrichtung des sogenannten „Gegensprechens" von Grossstationen, d. h. eine Anordnung, vermöge derer von beiden Seiten dauernd gleichzeitig Telegramme abgegeben werden, während die Aufnahme der Telegramme auf gesonderten Empfangsstationen erfolgt, die 10 bis 20 Kilometer von der Landstation entfernt aufgestellt sind.

Für diesen sehr wichtigen Fortschritt war die Voraussetzung eine ganz besonders grosse Störungsfreiheit und Abstimmschärfe des Empfängers. Darüber hinaus musste noch die weitere Bedingung erfüllt werden, die Störungen des nahen Senders auf dem Empfänger auszuschalten, ohne die Aufnahmefähigkeit aus der Ferne zu schädigen. Beides wurde erreicht durch eine Verbesserung des Empfangsluftleiters.

Wie so häufig bei der Entwicklung der Technik, tritt eine neue Einrichtung zum erstenmal zu einer Zeit auf, wo die sonstigen Bedingungen für die technische oder wirtschaft-

liche Verwendung noch unerfüllbar sind. Dies trifft auch für die neuen Empfangsantennen zu. Diese zu einem „Rahmen" umgestaltet, d. h. auf einem quadratischen oder runden Holzrahmen als mehrfache Drahtwindungen aufgebracht, bieten heute gegenüber den bisherigen bekannten geradlinigen, nach oben geführten Luftleitern zahlreiche Vorteile. Die erste Anwendung fällt in die Anfänge der drahtlosen Telegraphie. Erst Ferdinand Braun, der kürzlich verstorbene Mitbegründer der drahtlosen Telegraphie, dessen Namen an den verschiedensten Stellen der Entwicklung dieser Technik für alle Zeiten unvergesslich bleiben wird, hatte 1913 den Rahmen wieder zur Anwendung gebracht, und zwar besonders, um von der Strassburger Universität aus eine Peilung, d. h. Ortsbestimmung, der Station des Eiffelturmes vorzunehmen. Dies gelang ihm vollkommen. Seit dieser Zeit hat die Arbeit der Telefunken-Gesellschaft an der Verbesserung des Rahmens nicht mehr geruht, die einseitige Richtbarkeit des Rahmens, „die Peilwirkung", für verschiedene Zwecke, besonders auch für das Gegensprechen von Grossstationen, auszunutzen. Die Rahmenantenne wird so angeordnet, dass sie von der nahen Grossstation nichts aufnimmt, dagegen die Signale der zugehörigen weit entfernten Grossstation ohne Schwächung.

Wenn das Grossstationsproblem mit Schnelltelegraphie und Gegensprechen am besten durch die Hochfrequenzmaschine als Schwingungserzeuger gelöst ist, so ist inzwischen noch eine zweite Methode, ungedämpfte Wellen zu erzeugen, besonders für die Verbindungen auf kleinere und mittlere Entfernungen, gelungen.

Die Kathodenröhre ist nicht nur zur Verstärkung aller elektrischen Wechselströme, also auch der Hochfrequenzströme geeignet, sie hat eine so vielfache und wichtige Anwendung gefunden, dass man sie geradezu als Kennzeichen der letzten Entwicklungsphase der Schwingungstechnik ansprechen kann. Durch die Kathodenröhre wird jetzt ermöglicht, Gleichstromenergie direkt in kontinuierliche Schwingungen umzuformen, und zwar bis zu beträchtlichen Leistungen.

Diese Erfindung kommt aus der deutschen Technik und ist bereits, wie sich aus den ausländischen Fachzeitschriften erweist, in die Welttechnik übergegangen. Das grundlegende Patent stammte von dem Ingenieur der Telefunkengesellschaft Dr. Alexander Meissner. Ueberraschend erscheint es auch heute noch, dass ein wegen seiner Herstellung in Glas so zarter Apparat, der doch im wesentlichen eine Glühlampe mit hohem Vakuum darstellt, als Starkstromformer dienen kann. In etwa fünfjähriger Arbeit hat die Technik diese Schwierigkeiten mannigfaltigster Art überwunden. Die neue Methode ergibt so vorteilhafte Bedingungen für die Erzeugung aller in der Praxis vorkommenden Wellenlängen und eine so unerhörte Konstanz der Schwingungszahl und Schwingungsstärke, dass eine Reihe von ungeahnten Möglichkeiten in greifbare Nähe gerückt ist. Natürlich ist vor der Hand die Schwingungserzeugung von 100 KW und mehr durch die Maschine noch die ökonomischere — aber für den Kathodenröhrensender eröffnet sich doch schon ein weites Gebiet unterhalb dieser grössten Leistungen. Er scheint bestimmt, das grosse Gebiet zu übernehmen, das bisher den Funkensendern reserviert war. Infolge der vermehrten Störungsfreiheit des Empfängers können die Stationen viel enger aneinander als bisher gelegt werden. Die Kathodenröhre als Betriebsmittel für den Sender und Empfänger macht die drahtlose Nachrichtenübertragung der Drahttelegraphie nach den verschiedensten Richtungen hin ähnlicher und bringt die drahtlose Technik dem Getriebe des öffentlichen und privaten Lebens näher.

Der Kathodenröhrensender ähnelt mehr dem Lichtbogen als der Maschine, aber er ist vollkommen frei von den Nachteilen des ersteren. Die Wartung und Bedienung ist aufs äusserste vereinfacht. Nur noch die Notwendigkeit, einen morsekundigen Telegraphisten zu halten, erschwert die Einführung. Dieser Uebelstand kommt bei der Telephonie in Fortfall. Auch für diese ist die Kathodenröhre als Sender sehr geeignet. Das gewöhnliche Mikrophon der Drahttelegraphie wird in einfachster Weise mit dem Steuerorgan der Röhre verbunden, und letzteres ermöglicht eine Beein-

flussung der ungedämpften Wellenzüge, die als Träger der Sprache dienen und an der Empfangsstelle nicht mehr Morse-Zeichen ergeben, sondern als Sprache hörbar sind. Zahlreiche kleine Telephonieanlagen solcher Art befinden sich heute schon im Betriebe, besonders an den Stellen, wo das Drahttelephon nicht anwendbar ist, z. B. zwischen Küste und fahrenden oder vor Anker liegenden Schiffen. Um einem unbegründeten Optimismus vorzubeugen, muss festgestellt werden, dass bis heute noch nicht alle Voraussetzungen für eine bequeme Telephonie erfüllt sind. Der in der Drahttelephonie so einfache Anruf durch ein Klingelzeichen ist drahtlos nur mit komplizierter Apparatur zu erreichen, weil die am Empfänger verfügbaren elektrischen Kräfte sehr gering sind.

Wenn auch der Telephonapparat noch nicht genügend einfach ist, um in der nächsten Zeit das Drahttelephon zu verdrängen, so ist es doch unzweifelhaft, dass ein bedeutender Schritt auf diesem Wege gemacht ist. Ebenso nähern wir uns dem Zeitpunkt, wo die drahtlosen Grossstationen einen Teil der bisherigen Aufgabe des Ueberseekabels übernehmen. Von diesen aus werden auch telephonische Uebermittlungen in die Praxis Eingang finden. Gerade jetzt nach dem Kriege, wo die Steigerung der Oekonomie bei jedem Arbeitsprozess in allen Ländern als fast souveränes Mittel angesehen werden muss, um aus den durch den Krieg geschaffenen wirtschaftlichen Nöten herauszukommen, erscheint es dringend geboten, die Eigenarten der drahtlosen Uebertragung, die in dieser Beziehung Vorteile bieten, weitgehend auszunutzen.

Nachkriegswirkungen haben noch in folgender Richtung eine neue Entwicklungsphase eingeleitet:

Es besteht heute die europäische Telegraphen- und Telephonmisere, die sich in der unliebsamen Tatsache ausdrückt, dass selbst dringende Telegramme erst nach Tagen die Adressaten erreichen und dringende Telephongespräche innerhalb 24 Stunden häufig keine Abwicklung finden.

Selbst in den neutralen Ländern ist während der Kriegsdauer die Instandhaltung und Vergrösserung der Telegraphen- und Telephonanlagen in bedauerlicher Weise zurückgeblieben.

Hier tritt die „Drahtlose“ als „Ersatz“ ein, aber ohne den aus der Kriegszeit uns gewohnten üblichen Beigeschmack.

Elektrische Schwingungsenergie, von einem Punkte ausgestrahlt, breitet sich im Raum kugelförmig aus, so dass die Empfangsenergie mit dem Quadrat der Entfernungen abnimmt. Ganz anders, wenn die Schwingungsenergie an einem metallischen, leitenden Drahte fortgeführt wird. Hier findet keine Ausbreitung im Raum, sondern Fortleitung in der Umgebung längs des Drahtes statt. Die Schwingungsenergie verhält sich daher ganz ähnlich wie die des üblichen technischen Stromes: Fast gar keine Strahlung, sondern nur Fortleitung.

Die Praxis hat gezeigt, dass selbst, wenn die Telegraphenleitungen an einem Gestänge in einem elektrisch sehr mangelhaften Zustande sind und dieses für die übliche Telegraphie oder Telephonie nicht mehr für eine gute Verständigung ausreicht, eine gute Uebertragung mittels schneller Schwingungen immer noch gut möglich ist.

Gibt man den drahtlosen Sendern und Empfängern, die auf denselben Leitungen arbeiten, verschiedene Wellen, so kann man neben den gewöhnlichen telegraphischen oder telephonischen Gesprächen ohne jede merkliche Rückwirkung gleichzeitig noch viele drahtlose Gespräche hinzufügen. Man kann also sagen, dass die Einführung der Schwingungstechnik eine hohe Vervielfachung der Gespräche auf vorhandenen Leitungen gestattet, so dass diese in viel höherem Masse ökonomisch ausgenutzt werden. Wer von Berlin aus mit einem Geschäftsfreunde in Hannover sprechen will, tut dies (ohne es zu merken) seit einigen Monaten mit hoher Wahrscheinlichkeit auf drahtlosem Wege. Die Verbindung zwischen dem Hausanschluss der Teilnehmer und der drahtlosen Fernübertragung geschieht auf dem postalischen Fernamte in fast ebenso einfacher Weise, wie wenn normale Drahtleitungen geschaltet würden.

Für dieselbe Methode eröffnet sich ein weiteres grosses Anwendungsgebiet:

Die Hochspannungsfernleitungen der Elektrizitätswerke, die mehr und mehr alle Teile der Kulturländer überziehen.

Während in der Hochspannungsleitung Tausende von Kilowatt Wechselstromenergie von irgendeinem Kohlenfelde oder Wasserfall nach den Kulturzentren geleitet werden, geben diese Leitungen gleichzeitig den Richtungspfad für drahtlose Ferngespräche. Bei Betriebsstörungen in der Leitung, Kurzschlüssen u. dgl., ist es von ausserordentlich grossem Werte, dass die Betriebsleiter in den elektrischen Zentralen und Unterstationen usw. möglichst schnell in Gedankenaustausch treten, um den Fehler zu beseitigen. Dies wurde bisher durch gesonderte, kostspielige Telephonleitungen ermöglicht, die vielfach gerade in dem Augenblick versagten, wo sie gebraucht wurden, nämlich bei Defekten der Hochspannungsleitungen.

Die Betriebssicherheit der drahtlosen Methode hat auf diesem Spezialgebiet der Telephonie nicht nur die Höhe der älteren Technik erreicht, sondern sie vielleicht schon überschritten.

Für Schiffzeitungen der zwischen Europa und den Vereinigten Staaten verkehrenden Schnelldampfer, für Zeitsignale, meteorologische Nachrichten usw. war vor dem Kriege schon ein Dienst von einigen Zentralstationen eingerichtet. Der weitere Ausbau scheint dringend erforderlich. Man denke beispielsweise an die zahllosen Börsen- und Handelsnachrichten, die, obwohl gleichlautend, bisher von vielen verschiedenen Punkten immer wieder aufs neue durch ungezählte Drahtleitungen an die Tausende von Interessenten telegraphiert wurden. Ihre Beförderung sperrte stundenlang die zahlreichen Leitungen für anderen Verkehr, verschlechterte ihre wirtschaftliche Ausnutzung und beschäftigte zahllose Telegraphenbeamte, die mit dieser Wiederholung auf den verschiedenen Linien unproduktive Arbeit leisteten. Welche Ersparnisse würden erzielt, wenn einige wenige drahtlose Stationen als Zentralstellen diese Tätigkeit übernehmen würden, sei es durch Telegraphie oder besser noch mit telephonischer Uebermittlung! Die weitere Konsequenz

dieses Gedankens führt zu jenem Idealzustand, in dem die ganze Erde von einer Organisation planmässig zentralistisch zusammenarbeitender drahtloser Grossstationen umspannt wird, denen ungezählte Empfangseinrichtungen zugeordnet sind.

Selbst die grössten Fortschritte der Technik allein können dieses Ziel nicht erreichen. Es gehört dazu eine die Interessen aller Völker in passender Weise berücksichtigende Organisation, wie sie einmal kommen muss: ein Völkerbund mit den notwendigen Zentren für die Organisierung der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Interessen der Kulturmenschheit.

Max Reinhardt

Das Werden und Wirken eines Künstlers

Von Fritz Engel

Max Reinhardt: seit der Wende des Jahrhunderts der stärkste Künstlername Deutschlands, darüber hinaus von Klang in Europa und Amerika. Nun, da er seine Tätigkeit am Deutschen Theater in dieser oder jener Form einschränkt, empfinden wir ihn noch einmal als einen Mann von vielfältigster Begabung, seinem Werke mit äusserster Energie und nie zu ermüdendem Arbeitsfleiss hingegeben und als eine Persönlichkeit von ungewöhnlicher Bestimmtheit der Umrisse.

Erst später wird man ganz erkennen, wie weit er von den geistigen Strömungen der Zeit getragen war, wie weit er sie selbst durch die Mittel der Bühne erzeugt und geleitet hat. Aber schon heute, da Weltkrieg und Revolution die vorhergehende Epoche von uns abgrenzen, wissen wir, wie Reinhardts Werden und Wirken mit dem wirtschaftlichen Gedeihen Deutschlands bis 1914 verbunden war und dadurch mit der Lust an farbiger und oft üppiger Entfaltung. Dem „Betrieb", der alle Welt innerhalb des Deutschen Reiches erfasst hatte, genügte nicht mehr eine karge Theaterkunst, die lieber in sich hinein- als aus sich herausblickte. Richard Wagner und die Meininger hatten vorgearbeitet — so war die Tür offen für eine junge Kraft, die aus dem theaterfreudigen Oesterreich kam, aber mit klugem Instinkt erriet, dass Berlin der Platz für neue Taten wäre. So säte und erntete Reinhardt auf gelockertem Boden. Er brachte viel mit, in seiner Unverbrauchtheit, in seinem

Blut, in Ueberlieferungen und Jugendeindrücken. Die Zeitgenossen freilich sahen ihn nur in einem gegensätzlichen Zusammenhang mit Otto Brahm, der ihn als Schauspieler entdeckt und gefördert hatte. Der Gegensätze gab es gewiss genug. Unterschiede des Temperaments, des Zeit- und Kunstgefühls, aber es soll nicht vergessen sein, wieviel Reinhardt bei Brahm und von Brahm gelernt hat.

Die Wiege des Brahmschen Geistes haben wir im Norden der deutschsprechenden Länder zu suchen, in der kühlen und kritischen Luft unserer engeren Heimat, den Spuren Max Reinhardts müssen wir fast bis zur südöstlichen Grenze des deutschen Sprachgebietes nachgehen. Er ist in der Nähe von Wien geboren, und wir wissen, dass in diesem Teil von Mitteleuropa die jahrhundertelange Berührung mit dem Orient in vielen Beziehungen auf das öffentliche und das private Leben eingewirkt hat. Dort lebt viel mehr als in unseren Graden die Lust an den Farben, wie sie berauschend das Leben des Orients beherrscht. Wenn lange Jahrzehnte hindurch von allen nichtromanischen Ländern Oesterreich das Land gewesen ist, das im Burgtheater die glänzendste Stätte der Bühnenkunst besass, wenn in diesem Wien ein Maler wie Hans Makart zu den höchsten Erfolgen kam, so lag das eben daran, dass die Luft dort so gedeihlich für alles bunte Fabulieren war. Der junge Max Reinhardt hat später einmal gesagt, er sei sozusagen auf der vierten Galerie des Burgtheaters aufgewachsen. Das war die Bühne, an der Franz v. Dingelstedt nicht mehr tätig war, aber noch nachwirkte. Es war nach der Herbigkeit Laubes der Geist der starken Bewegung, der koloristischen Durchdringung, wohl auch der Geist der Veroperung, d. h. der Geist der Veräusserlichung. Man kann sich leicht vorstellen, wie der Knabe, gleich vielen, die von dort aus zum Ruhme gelangt sind, an dieser Stätte lebenstiefe Eindrücke gewonnen hat. Er findet Aufnahme in der Schauspielschule, die dem Wiener Konservatorium angegliedert war, und wird ein Schüler Emil Bürdes. Es ist dann im Jahre 1892 — Reinhardt war noch nicht zwanzig Jahre alt — dass er zum erstenmal mit seinem späteren



Skizze zum »Sommernachtstraum«. Von **Ernst Stern**.
(Mit Genehmigung des Verlages.)
Zu dem Artikel »Max Reinhardt«.

Direktor und seinem noch späteren Rivalen in Berührung kommt. Brahm sah den Schauspielerschüler, liess ihn noch für ein Jahr zur Uebung in der Mozartstadt Salzburg, nach der es Reinhardt jetzt wieder hinzieht, und verpflichtete ihn für später nach Berlin.

Es hat die innere Wahrscheinlichkeit für sich, dass Reinhardt sich schon vorher dem geistigen Einfluss Brahms nicht entzogen hat. Wie Dingelstedt und der in allen Bühnenpraktiken herrisch bewanderte Richard Wagner auf ihn gewirkt haben, so wird es einem offenen Kopf wie dem seinen nicht verborgen geblieben sein, dass an den Namen Brahm sich etwas Neues und Gegensätzliches knüpfte und dass hier Keime, ja nicht erst Keime einer besonderen Entwicklung lagen. Max Reinhardt, der späterhin selbst die Kurve von Dingelstedt über Brahm zu etwas Neuem führen sollte, hatte das Organ des Verständnisses für den revolutionären Geist dieses zähen Mannes, der auch vor dem hochheiligen genius loci des Burgtheaters keinen anbetenden Respekt hatte, und der in Berlin die Geister hatte durcheinanderwirbeln lassen. Brahm machte die Probe auf seine ästhetischen Exempel; mit einigen Gesinnungsgenossen schuf er im Jahre 1889 nach dem Vorbild des Franzosen Antoine die Freie Bühne. Er, dem nach einem Wort Gerhart Hauptmanns das Theater ein „Atmungsorgan der Volksseele" war, wollte die Herbheit des wirklichen Lebens im Spiegel der Bühne auffangen. Er war durchaus Gegenwartsmensch. Er glühte, wie er sich ausdrückte, „für das Recht der Lebendigen", er dachte nicht daran, für das „Ehemals das Jetzt zu opfern". Ganz wie ehedem Heinrich Laube.

Ich rufe diese wichtigsten Züge des Brahmschen Kunstwillens in die Erinnerung, um von dem Reflex zu sprechen, den sie übten und üben mussten. Nun übernahm Brahm das Deutsche Theater, die schon historische Kunststätte, die doch erst elf Jahre vorher gegründet worden war, gerade nachdem Dingelstedt in Wien die Augen geschlossen hatte. Aber Revolutionäre wandeln sich in Beharrende, Umstürzler in Erstarrende, und um den glühenden Kern der Idee legt sich der Mantel der Gewohnheit, die zum Ab-

sterben führt. Nirgends geht das rascher und bemerkbarer vor sich, als beim Theater. Wenn Heinrich Laube gesagt hat, ohne persönlich danach zu handeln, es sollte niemand länger als fünf, sechs Jahre Theaterleiter sein, so hat er gewusst, wie schnell sich auf der Bühne Geburt in Tod verwandelt. Jener Dingelstedt hatte sich erschöpft, noch ehe er starb. Die Meininger blühten und verblühten, Adolf L'Arronge liess ihnen einen neuen Frühling folgen, um nach einigen Jahren von seinen Kritikern, und nicht zuletzt von Otto Brahm zu hören, dass er versteinere. Und derselbe Otto Brahm sah sich später demselben Vorwurf gegenüber, und Reinhardt wurde der Mann des jüngeren Geschlechts.

Brahm hatte sich also nach Mühen und Kämpfen, nach Verkennung und Anerkennung das Deutsche Theater erobert, beinahe „Feindesland". Zu seinen Schauspielern stösst Max Reinhardt, den er unter den vielen, die er geprüft hatte, würdig befindet als einen Schauspieler, um mit Brahmschen Worten zu sprechen, „von reifem Kunstverstand und auch von gefühlsmässigem Instinkt geleitet". So ist Max Reinhardt in Berlin. Als Schauspieler begreift er sofort den Grundton der Brahmschen Spielweise, die auf die äusserste Schlichtheit und die letzte Annäherung an die Natur gerichtet war. Dieser Zwanzigjährige, der dann als Theaterleiter so viel brausende Jugend ausströmte, spielte mit vollkommener Zurückdrängung aller überflüssigen Zutaten alte Männerrollen. Man denkt noch heute gern an die Nebenfiguren Ibsenscher Werke, geduckte und verschmitzte, die er spielte, an seinen Schiffer Wulkow aus dem „Biberpelz", an seinen Michael Kramer, an den alten Baumert aus den „Webern", an den Vater Friedeborn im „Käthchen".

Otto Brahm hatte sich nun am Deutschen Theater vollkommen durchgesetzt. Er war eine richtunggebende Instanz geworden, war manchmal unterlegen und aus jeder Niederlage als ein unbeugsamer Charakter hervorgegangen. Doch in die Vielfältigkeit des weltstädtischen Lebens drängten sich auch die Elemente vor, die Brahm nicht gerade stürzen und seinen Tempel einreissen, aber ihn doch ergänzen wollten. Der

Naturalismus hatte sich, durchaus nicht nach dem ursprünglichen Wunsch seiner Wortführer und ganz besonders gegen die Ueberzeugungen Brahms, zum Pessimismus gewandelt, die Wirklichkeit auf der Bühne war fast schon wieder unwirklich geworden, weil sie nur die Abgründe dieses wunderlichen Erdenlebens, und nicht seine lachenden Höhen sah. So erzeugte dieser Druck den Gegendruck, ein karnevalistischer Trieb kam in die Menschen, lange, ehe noch der Krieg sie an Vergänglichkeit und Rausch gewöhnt hatte, und das Gelächter des Ueberbrettls klang auf. Das Publikum wünschte wieder seinen Spass zu haben, ein Spiel, das nichts anderes als Spiel sein wollte. Bis tief in die Künstlerwelt drang dieser Trieb. In kleinen Zirkeln erholten sich Schauspieler und Poeten unter allerlei geistreichem Hokuspokus von der Farblosigkeit der theatralischen Epoche. In einem Bierkeller in der Lessingstrasse nächtete die „Brille", wie dieses Konventikel sich nannte. Die Lust, sich schauspielerisch auszuleben, fand ihre Fortsetzung in grotesken Zeremonien, und es gehörte zur Luft der Stätte, sich parodierend an die grossen Dichter heranzuwagen. Das ist ja nur eine andere Form der Huldigung. Dort entstand jene Parodie „Don Carlos an der Jahrhundertwende", eine tolle Verknäulung des Hohen mit dem Niedrigen, dort entstand der Wunsch, den heimlichen Scherz vor ein grösseres, nun ja doch, vor ein zahlendes Publikum zu tragen. Man suchte für das Unternehmen, das nun öffentlich werden sollte, nach einem Namen, fand, dass Name Schall und Rauch sei, und gründete das Kabarett „Schall und Rauch". Es ist später in anderer Form wieder auferstanden.

Es sind nun über fünfundzwanzig Jahre her, dass der Saal des Berliner Künstlerhauses sich in einen Schauplatz heitersten Spuks verwandelte. Mancher Künstlername, der heute über die Grenzen Berlins hinaus besten Klang hat, wie Friedrich Kayssler, Hans Wassmann, Gertrud Eysoldt und Else Heims, die später die Gattin Max Reinhardts wurde, sah sich zum erstenmal beachtet. Aber solche Dinge wären belanglos gewesen, wenn hier nicht der Mutterboden einer neuen Entwicklung gewesen wäre. Wenn sonst das Kabarett-

wesen sich selbst immer tiefer nach unten gezogen, sich selbst kopiert und vielfach der nackten Zote ausgeliefert hat, so war jenes Schall und Rauch nur eine Uebergangsform und Durchgangsstation, nur Vorübung und Experiment.

Schall und Rauch war bald in einen Hotelsaal Unter den Linden verlegt worden, in dem man bis dahin friedliche Familienhochzeiten gefeiert hatte. Die Ausstattung des Raumes rückte vom rein Parodistischen schon etwas ab, und neben den Spass, ja bald vor den Spass trat ein künstlerischer Betätigungsdrang, der wieder zum uneingeschränkten Respekt vor der Dichtkunst zurückkehrte und bereits etwas wie Tendenz zeigte. Man meinte, dass Brahm die Modernen nur einseitig pflege und neben seinen Göttern Hauptmann und Ibsen keine anderen gelten lasse. Da dachte man an jenen wilden Schweden, August Strindberg, der eine gewaltige Fackel schwang, nicht helleuchtend, nein, verdunkelt vom Qualm seiner Hassfähigkeit, an diesen Strindberg, den der Brahm der Freien Bühne im Frühjahr 1892 noch mit einer Aufführung des „Fräulein Julie" gefördert hatte, eben den Strindberg, der nun vergeblich an die Türen der Berliner Theaterhäuser pochte. Man zieht Emanuel Reicher und Rosa Bertens heran, die dann die Strindbergspielerin par excellence werden sollte, man gibt auch deutsche Naturalisten, die sonst keine Unterkunft finden.

Das geschieht im Handumdrehen: so denkt man. Aber heute sehen wir die Linie des Vorwärtsschreitens, die beim Burgtheater der achtziger Jahre beginnt, die über die Meininger geht und dann vom Brahmschen Realismus genährt, aber von ihm nicht gesättigt wird. Wir sehen, wie Reinhardt, der Schüler Brahms, seinen Meister zunächst der Einseitigkeit beschuldigt und mit ihm auf dessen eigenstem Gebiet die Waffen kreuzt. Wir sehen weiterhin, wie er sich bald und immer mehr aus dem Brahmschen Bezirken verlor und neue Kunstgegenden aufsuchte. Es war die innere Notwendigkeit einer schönheitsdurstigen, einer nach Kolorit und starkem Ton lechzenden, von der Wirklichkeit übermüdeten und deshalb von jederlei Symbol angeregten Natur.

Reinhardt hat sich auch äusserlich von Brahm getrennt. Er hat die Schall-und-Rauch-Bühne „Kleines Theater" genannt und ist in aller Form Rechtens ihr Direktor geworden. Ein stürmischer Entdeckergeist kommt über ihn.

In jenem Jahre, da seine theatralische Sendung als deutscher Bühnenleiter begann, im Jahre 1902 im Kleinen und bereits ein Jahr darauf im Neuen Theater am Schiffbauerdamm, das er mit übernahm, war er durchaus schon der ganze Reinhardt und er war es echter als gelegentlich später, wo er sich hier und da ins Aeusserliche verlor. Die Werke, die Reinhardt damals spielte, sind allesamt dichterische Schöpfungen gewesen. Einige dieser Autoren sind erst durch die Aufführungen Reinhardts berühmt geworden, einige sind seitdem feste Grössen, die in jeder Erörterung über moderne Geistesströmungen ihren Platz haben. Reinhardt nahm sich damals ganz im Sinne der Freien Bühne Ludwig Anzengrubers an, er spielte seine „Kreuzelschreiber". Den Namen Oskar Wilde kannte man kaum in Deutschland; Reinhardt gab seine „Salome", in blühender Sinnlichkeit und viel Schönheit. Frank Wedekind war bis dahin nur wenigen Literaten aufgefallen — Reinhardt spielte seinen „Erdgeist". Er spielte Maeterlinck, er zeigte, angeregt von dem Russen Stanislawsky und unterstützt von dem früh verstorbenen Regisseur Richard Vallentin, das „Nachtasyl" des Russen Gorki, diese Szenen aus den Tiefen des Lebens, die dem russischen Dichter, der, damals noch ein primitiv und gross empfindendes Kind des Volkes, ein wahrer Barfüsslerdichter war, auch in Deutschland einen raschen und grossen Ruhm bereitet haben.

Für Reinhardt gab es keine Schlagbäume und keine geographischen Abgrenzungen. Er empfand, dass die ganze Welt voll von Kunst ist, und dass es ein schönes, wenn auch gelegentlich missbrauchtes Vorrecht der deutschen Bühne ist, eine Mittlerin internationaler Dichtung zu sein. Der Spielplan war ausgezeichnet. Und doch nur ein hohes Wollen und noch nicht ein Können, nur grosse Absicht und noch nicht Vollendung, wenn dieser Direktor, der sich als ein so vortrefflicher Talentfinder



»Ophelia«. Szenenbild von Ernst Stern aus Shakespeares »Hamlet« im Grossen Schauspielhaus.
Zu dem Artikel »Max Reinhardt«.

erwies, nicht zugleich der geniale Regisseur gewesen wäre. Von Brahm hat er gelernt, in stillen Dichtungen die letzten Untertöne hörbar zu machen. Was er aus Eigenem hinzufügte, das eben hatte Brahm nicht gehabt und allerdings auch nicht haben wollen. Brahms erster Respekt galt der Dichtkunst; sein zweiter erst der Schauspielkunst. Grundsätzlich wirkte auch diese Lehre, die eine alte, aber immer wieder vergessene Lehre der Bühnenkunst ist, in Reinhardt fort. In einzelnen Fällen gab er dem Bedürfnis eines Schauspielers, sich über die Grenzen des Ensembles hinauszuspielen, nach. Aber was er sich von jener Zeit erhalten hat und was er damals mit bewunderungswürdiger Kraft zum ersten Male zeigte, war eine bis dahin nicht gekannte Kunst, das Ensemblespiel auf grössere Massen auszudehnen. Darin war er der Fortsetzer, war er der Vollender der Meininger, die zu ihrer Zeit waren angestaunt worden, weil sie das „Volk" aus der Steifheit des alten Opernchores befreit und zu lebendiger Teilnahme am Wesen der Dichtung geführt hatten. Reinhardt gab die stärksten Proben seiner Massenregiekunst schon in seinen ersten Jahren. Der Fortschritt bestand darin, dass er den Chor mit der Sicherheit eines wahrhaft malerischen Auges wieder in sich gliederte. Er tat es in der Bewegung, in der Loslösung kleinerer Gruppen und dann wieder in der Zusammenballung des Ganzen. Er tat es durch eine verblüffende Individualisierung, die er mit Hilfe der Maske und der Haltung des Einzelnen herbeizauberte. Wie prachtvoll, um nur ein Beispiel anzuführen, charakterisierte er die Menschheit von Judäa in Hebbels „Judith". Das war alles zusammen Volk und war im einzelnen doch jedes ein Geschöpf für sich, von dem man sagen konnte, man verstehe und kenne es persönlich. Immer wieder haben wir ähnliches empfangen, immer wieder gespürt, auch wenn wir es nicht aus eigenem Miterleben wussten, wie stark und fortreissend bei den Proben das Wort, die vorbildliche Geste, die ganze, von seinem Werk erfüllte Autorität des Regisseurs auf alle seine Darsteller wirkt, auf die grossen und auf die geringsten. Es ist die schwer zu enträtselnde, aber stets erkennbare Kraft einer magischen Persönlichkeit, die aus

den tausend Einzelnotwendigkeiten eines szenischen Geschäfts die Harmonie des geschlossenen Bildes herstellt. So können zwei Aussprüche, die einander zu widersprechen scheinen, mit Recht auf ihn angewandt werden. Einem Franzosen galt er als der „Meister des künstlerischen Jiu-Jitsu", und für Paul Schlenther, der ihm kühl gegenüberstand, war er trotzdem „ein Poet der Regie".

Ich nannte Reinhardts Auge malerisch; ich muss von seinem Ohr auch sagen, dass es ein Musikerohr ist. Reinhardt wachsen aus jeder Dichtung Bilder auf; aus jeder Dichtung hörte er Tonwerte heraus. Wie hat er das einförmige und einfältige Gemurmel älterer Bühnengenerationen zu zerlegen verstanden, wie oft hat er die vox populi vom leisen Hauch der Verwunderung bis zum dröhnenden Schrei des Entsetzens anschwellen lassen und aufgepeitscht! Auch die anderen Künste rief er der Schauspielkunst zu Hilfe. Er bestimmte Tonsetzer, gewissen Dichtungen eine musikalische Unterlage zu geben, welche die Melodie der Dichtung aufnehmen und verstärken sollen.

Die Meininger hatten Kunst- und Kulturhistoriker mobil gemacht um der Bühne die letzte „Richtigkeit" der Zeit zu sichern, der alte Herzog, der nicht nur ein eigenwilliger Mäzen, sondern ein Kenner gewesen, war auch auf die vollkommene Echtheit der letzten Hellebarde bedacht. Wenn diese Reformen zu ihrer Zeit durchaus nötig waren, um den Schlendrian der landläufigen Bühnen zu verdrängen, der seit Ifflands Tagen wieder eingerissen war, so liess auch Reinhardt diese Dinge, die inzwischen Selbstverständlichkeiten geworden, nicht ausser acht. Aber er holte sich nun die bildenden Künstler, wie es dereinst Immermann in Düsseldorfs grosser Theaterzeit getan. Er warb Lovis Corinth, Max Kruse, Emil Orlik, Karl Walser, Alfred Roller, Ludwig v. Hofmann. Dann stand ihm lange Jahre hindurch Ernst Stern zur Seite, der so viel Sinn für Raum und Farbe, so viel Grazie in der Linienführung besitzt. Das Verlangen nach „Wahrheit" trat zurück, immer stärker wurde Reinhardts Wunsch, die Visionen des eigenen Regisseurauges malerisch-symbolisch zu umklammern. Kulisse

und Kostüm sollten „echt“ sein, aber sie erschienen echt in höherem Sinne einer einheitlich gestaltenden Regie erst dann, wenn sie dem Stimmungsgehalt des Werkes entsprachen und ihn noch steigerten. Wir erlebten neben fröhlicher Buntheit Szenen von einer Strenge und voll von einem herben Ernst, kaum jemals sind sie vorher so gewagt worden, und wir sahen auch, wie der Beleuchtung Wirkungen abgewonnen wurden, wie sie nie bis dahin die Frömmigkeit oder den Schauer einer Szene überspielt hatten. Wir wurden Zeugen, wie durch die Verengung des Schauplatzes jene Eingeschnürtheit der Stimmung hervorgerufen wurde, jene beklemmende Empfindung des Gedrücktseins, die dem inneren Sinn der Szene entsprach.

So gab Reinhardt in seinen Anfängen eine Verbindung, die man kaum für möglich gehalten hätte. Er führte zwei Ströme, die so weit voneinander abzuweichen schienen, zusammen, den Wirklichkeitssinn des von der Theorie hergekommenen Otto Brahm und den Schönheitssinn der Meininger, die es für eine Ehrenpflicht gehalten hatten, die alten Klassiker mit allem Reichtum zu schmücken. Gleich Brahm war auch Reinhardt aus dem Mittelstand, aus dem Volk, aus sehr kleinen Anfängen, von der vierten Galerie hergekommen; und behielt Brahm deswegen zeitlebens etwas vom Proletarierhass und trug er als Inszenator eine geflissentliche Verachtung des Luxus zur Schau, so lebte in Reinhardt wiederum jener andere Sinn des von unten nach oben steigenden Mannes, nämlich der heisse Wunsch nach der Oberschicht, nach Glanz und Fülle. Wenn er schon nicht wie Georg von Meiningen ein geborener Herzog war, so hatte er doch den Tastsinn für das Herzogliche. Alle seine Kräfte spannten sich damals, wenn es galt, die Pracht der Zeremonie, das höfische Gewimmel und die gepflegte Eleganz der sozial höheren Menschheit zu zeigen. Es gab in der Laufbahn dieses Direktors Abende, wo gerade diejenigen, die sein Genie früh erkannt hatten, in der Hervorkehrung und Häufung pompöser Details ein Zuviel empfanden, wo man Züge eines gewissen Parvenütums bemerkte, in denen manche dichterische Zartheit erstickte.

Wenn wir hören, dass Reinhardt in jenen Anfangsjahren und dann vom Herbst 1905 ab einen Spielplan von grösster Breite und Tiefe entwickelte, wenn er Goethe, Schiller, Lessing, Tolstoi, Hofmannsthal, Bernhard Shaw und die griechischen Klassiker, Strindberg und Björnson, Schnitzler, Kleist, Ibsen, Hauptmann, Tschechow, Grillparzer, Molière, Offenbach und Shakespeare, immer wieder Shakespeare spielte — ich nenne natürlich nur einen Teil der Namen — so lagen ihm die verschiedensten Stile ob. Er aber brachte allemal das Gefühl für das jeweilig Besondere eines Stils mit. Einem Dichterwerk ins Herz zu sehen und sich das Urwesen eines Dramatikers aus dem vielfältigen Um und Auf der drei, vier und fünf Akte herauszuschälen, ist die schwerste Aufgabe und die eigentliche Kunst des Regisseurs. Man darf Euripides und Bernard Shaw an zwei Abenden hintereinander spielen, aber man muss selbst an jedem Abend ein anderer sein, wenn man sie richtig spielen will.

Brahm hatte das bei den Dichtern seiner Observanz verstanden, die Meininger hatten Shakespeares und Schillers inneren Glanz von neuem aufleuchten lassen. Nun kam Max Reinhardt, um auf dem Boden dieser Ueberlieferungen der Auffrischer, der Mehrer, der Erweiterer zu sein. Er reisst den Spielplan der ganzen Kulturwelt, der ältesten, neuen und neuesten, sogar das Ballett, in sein von Arbeit und Unternehmungslust berstendes Haus hinein. Seit den Meiningertagen hat sich schon wieder Staub auf Schätze unserer Literatur gelagert. Reinhardt kommt und bläst ihn fort. Wie man sich einst höchlich verwundert hatte, dass Wallenstein noch einmal über die pädagogischen Zwecke der Schule hinaus Leben gewinnen konnte, so ist man jetzt verdutzt, dass Gotthold Ephraim Lessings Soldatenstück „Minna von Barnhelm", zu dem man höchstens die Kinder, wenn sie artig waren, in die Sonntagsnachmittagsvorstellung schickte, dass dieses Lustspiel nun wirklich auf einmal wieder ein Spiel voll Lust wird, dass es sprüht und funkelt und leuchtet von innen und von aussen! Ein künstlerisches Liebeswerk: wieder junggemacht wird, was schon so unsterblich schien, dass es nur noch Ehrfurcht, aber nicht mehr Begeisterung

erweckte. Die Konventionslosigkeit, ich will ruhig sagen die Pietätlosigkeit, feiert einen hohen Triumph.

Die attischen Klassiker, die nur hingehauchte Symbolik moderner zartkränklicher Poeten, die jauchzende Rüpelhaftigkeit Shakespearischer Spassmacher, die düstere Lebensfülle Hauptmannscher Dorfszenen: aus Reinhardts Hand kam jegliches mit verschiedenem Antlitz, jegliches mit der gleichen zaubernden Kraft. Durfte man ihn nicht einen Mann der unbegrenzten Möglichkeiten nennen? Seinen Freunden, die ihn gern gesammelt sähen, wird es zu viel, wenn er sich nicht auf Berlin beschränkt. Er spielt auch in München und Wien, zeigt den Parisern eine Pantomime, den Londonern ein Mysterium, den Breslauern ein Festspiel von Gerhart Hauptmann mit einem Chor von 2000 Personen, den Dresdenern eine Oper von Richard Strauss. Allseitig, allseitig! Man hat ihn mit Wilhelm II. verglichen. Manchmal schien es, als ob er die wilhelminische Aera mit ihrem Fieber nach Glanz auf der Bühne abspiegele. Aber was der Staat nicht durfte, darf immerhin das Theater. Und dem Theaterleiter gelang es. Das ist der Unterschied.

Auch in Berlin erweitert er sich immer mehr. Sein Stilgefühl lässt ihn empfinden, dass der Raum des Deutschen Theaters Stücken von sanfterem Reiz nicht willfährig ist. An die Stelle eines Studentenballsaales lässt er von William Müller die schlicht-schönen, betsaalartigen Kammerspiele bauen. Sie sollen ein Klublokal der künstlerisch empfindenden Elite werden. Das ist sein Vorhaben. Es ist nicht ganz zur Ausführung gekommen.

Der Betrieb Reinhardts wird noch unruhiger als andere. Es wird viel geplant, nicht alles wird vollendet. Im Kriege, da Deutschland noch auf Sieg hoffte, wird ein „Deutscher Zyklus“ begonnen. Er sollte Werke bringen, „die das sich wandelnde Verhältnis der deutschen Dramatik zu den staatenbildenden Kräften Nationalbewusstsein, Heeresmacht, Politik dartun“. Dieser Kreis von Bühnenwerken gab überaus Interessantes: Klinger, Lenz, Schiller, Lessing, Hebbel und Georg Büchner. Der Abschluss, wie er gedacht war, erfolgte nicht. Aber szenisch und darstellerisch zeigte



Figurinen von Ernst Stern aus »Lysistrata« in der Aufführung des Grossen Schauspielhauses.
Zu dem Artikel »Max Reinhardt«.

sich die Tendenz einer neuen Verjüngung, deren letzte Formungen sich heute noch nicht übersehen lassen. Es ist die Bewegung, die unter dem unglücklichen Namen „Expressionismus" zusammengefasst wird und aus der Gegenständlichkeit des Naturalismus, aus dem Einzelgefühl des Impressionismus (o diese Fremdworte!) zu einer kosmischen Empfindung hinüberleiten will. Es wird dabei wieder einmal reichlich ästhetisiert, es werden viel Worte gemacht, und nur weniges, was sich unter dem Schlagwort der Ausdruckskunst als dichterische Schöpfung gebärdet, wird Dauer haben. In logischer Vorwärtsbewegung mündet Max Reinhardts Vormarsch in der neuen Kunst. Er begann ihr bereits vorzuarbeiten, als er von Brahm abzweigte. Immer mehr gab er der Szene eine wirklichkeitsfremde, magische Gestalt und Lichtfarbe, immer bewusster steuerte er zum Phantasieland; immer stärker begriff er die metaphysischen Kräfte, an denen ein neues Geschlecht, angewidert durch die brutalen Tatsachen des Irdischen, sich aufzurichten wünscht. Mit seiner Licht- und Raumtechnik, mit den Möglichkeiten der Drehbühne, deren Wert er früh begriffen, hat er die jungen Poeten vielfach angeregt. Bewusst oder unbewusst begannen sie für Reinhardt und sein Regievermögen zu schreiben. Als der Krieg endlos wurde, als Deutschlands Hoffnung sank, als die ersten Gischtperlen der revolutionären Bewegung aus der dumpfdröhnenden Tiefe nach oben drangen, als eine jugendliche Dichterschar und die neue Kunstrichtung ihre Forderungen erhoben, gründete er den Verein „Junges Deutschland". Es gab stürmische Erfolge, stürmische Ablehnungen. Es gab auf der Bühne Bilder und Masken, die jeder Ueberlieferung spotteten. Reinhard Sorge, Reinhard Goering, Walther Hasenclever, Franz Werfel, Fritz v. Unruh, Rolf Lauckner, Else Lasker-Schüler, Kokoschka, Arnold Zweig, Paul Kornfeld haben die wilde Weihe dieser Vormittage empfangen. Es herrschte wieder die Bewegung, die in den Tagen des beginnenden Naturalismus unter einem ganz anderen Kunsthimmel die Gemüter erregt hatte. Dass jüngere Dichter auch wirtschaftlich unterstützt wurden, machte das Dasein des Vereins beson-

ders wertvoll. Reinhardt hatte oft hören müssen, dass er sich in seiner Vorliebe für die grossen Weltdichter, für die Unsterblichen, derer nicht genug annehme, die erst noch leben wollen. Hier tat er es; leider nur drei Jahre lang. Der Verein „Junges Deutschland" löste sich auf, und manche Möglichkeit zerschmolz.

Die Allseitigkeit Reinhardts und seine immer wagende Neuerungslust zeigten sich auch sonst. Er errichtete eine Schauspielschule, damit die Darsteller wieder sprechen lernen. Er schloss, wie ich schon sagte, dem Deutschen Theater, einem Haus von Durchschnittsgrösse, die kleinen Kammerspiele an. Er strebte auch ins Grössere. Was ihm zu weit erschien, dünkte ihm auch zu eng. Schon im Deutschen Theater gab er gewissen Stücken eine Vorbühne, die tief in den Zuschauerraum vorgebaut war. Bereits Schinkel hat diese Idee gehabt, aber Reinhardt war dann der erste, der dem Stallgeruch des Zirkus trotzte und den öden gewaltigen Raum mit dem uralten Schicksal des Oedipus herzbeklemmend und illusionierend erfüllte. Er übernahm für zwei Jahre die Leitung der Volksbühne am Bülowplatz, um vor einer grossen Menge zu spielen. Mehr, noch mehr. Er träumte lange von einem Riesenvolkstheater. In den Kammerspielen der Idee nach Aristokrat, nun auch Volksfreund: das ist seine Doppelseele. Der alte Traum wird Erfüllung, noch während des Krieges. Meister Hans Poelzig baut den Zirkus Schumann um, aus der beflitterten Schaubude wird eine kühne Grotte, von Märchenlichtern durchflossen. Hinterbühne, Bühne, Vorderbühne, Plattformen, die sich verschieben lassen, Treppen, die bis in den Himmel führen: ein Triumph der Technik. In den Logen, den Rängen, den Galerien drängt sich die Masse wie in der Arena selbst, ganz, wie sie Reinhardt erahnt und gestaltet, ein massiertes Megatherion und doch in ungezählte Einzelheiten getrennt. Im ersten Spieljahr wird die „Orestie des Aeschylos" gezeigt, „Hamlet" und „Julius Cäsar", Romain Rollands „Danton", Hasenclevers „Antigone", die „Lysistrata" von Aristophanes, in der Bearbeitung von Leo Greiner.

Wiederum, der Spielplan war kostbar. Augenblickseindrücke stärkster Art wurden erzeugt, der Menge im Zuschauerraum stockte der Atem, wenn sie sich selbst im Abbild gegen das Podium branden und brausen sah. Das Volk von Berlin, zum rücksichtslosen Selbstbewusstsein erwacht, mochte die Huldigung wohl empfinden, die der Beherrscher der Bühnenvölker ihm hier erwies, wie einst das Volk von Rom jubelte, wenn die Macht des Imperiums sich durch pomphafte Aufzüge von Menschen und Tieren im circus maximus bekundete.

Dennoch melden sich Einwände. Sie sind akustischer und optischer Natur und an den Raum gebunden. Sie sind zugleich künstlerischer Art und darum besonders ernst. Der leise Atem der Dichtungen verweht, das geistige oder lyrische Herzstück einer poetischen Gestaltung verschwindet im Hall und Schall der Massenszene. Vorerst ist das Grosse Schauspielhaus ein Versuch, einer mit vorher nie gekannten Mitteln. Wir wollen abwarten, wie es sich entwickelt. Helfen könnte ihm ein Dichter, der in grosser, schlichter, gemeinverständlicher Sprache, mit einfacher Gebärde, mit klar und rasch ansteigender Handlung die auseinanderfliessenden Stimmungen der Nation auf eine einheitliche Idee brächte. Vorerst schreiben unsere Poeten nur für sich selber und ihresgleichen. Alle Bemühungen, dem „Volk" seine Kunst zu geben, scheitern daran.

Dem Erwecker so vieler Probleme wollen wir trotzdem dankbar sein. Reinhardt hat jenes Wort Heinrich Laubes zuschanden gemacht. Länger als fünf, sechs Jahre, ein Vierteljahrhundert hindurch hat er aus dem Quell seines reichen Könnens für die Reichshauptstadt Neues und Neues geholt. In einem Zeitenlauf, in dem Deutschlands Selbstgefühl täglich erröten muss, dürfen wir seiner mit Stolz gedenken.

Die Literatur des Jahres

I. Deutsche Dichtung 1919/20

Von Georg Witkowski

Dreissig Jahre — nach der üblichen Rechnung ein Menschenalter — waren am 20. Oktober 1919 vergangen, seit im Berliner Lessing-Theater Gerhart Hauptmanns soziales Drama „Vor Sonnenaufgang“ zum ersten Male erschien, von der Jugend begeistert begrüsst, von den Alten ebenso leidenschaftlich bekämpft.

Damit begann das Zeitalter der literarischen Revolutionen. Unser zuvor so friedlicher Helikon wurde zu einem Vulkan, der das Gartenland der alten Kunst mit glühenden Lavaströmen überschüttete. Bis der jüngste, wildeste Ausbruch nicht nur dem eigentlichen Kunstbereich, auch allem befruchtenden Denken und Fühlen den Untergang zu drohen schien.

Dem ruhigen Beobachter erregt diese vermeinte Gefahr keine Besorgnis. Er sieht die Gipfel alter klassisch-romantischer Dichtung wieder im ewigen Glanze leuchten, mit reineren Linien als zuvor, da die umlagernden Schuttmassen der Epigonen vom Abgrund verschlungen worden sind. Und als mächtig vorgelagertes, unerschütterliches Granitmassiv bewährte sich auch im Literaturjahr 1919/20 die grosse realistische Prosa des 19. Jahrhunderts: Meister Gottfried Keller, dessen Werke zur Säkularfeier seiner Geburt in

gereinigter Gestalt von Ermatinger und Hunziker dargeboten wurden; Theodor Storm, nach dem Ablauf der Verlagsfrist in zahlreichen guten Gesamt- und Einzelausgaben unverminderte Lebenskraft bezeugend; Theodor Fontane, durch die fünfbändige Auswahl seiner autobiographischen Schriften und Briefe und durch das schöne, ihm geweihte Buch Conrad Wandreys als Mensch und Künstler gleich erfreulich verkörpert.

Als über der deutschen Welt das Denken Nietzsches aufleuchtete, riss es die Jugend mit sich aus Trübe und Enge empor zu lichten Höhen starken, freien Menschentums. Kein Dichter lässt uns in seinem Schaffen diesen Aufstieg besser erkennen als Richard Dehmel, der uns am 8. Februar 1920 entrissen ward, der schmerzlichste Verlust dieses Jahres im literarischen Bereich. Der Inhalt seiner Dichtung war das Ringen mit den Dämonen in der eigenen Brust, das Herrwerden über das Ich, durch alle Verwandlungen der Venus hinschreitend, und am Schlusse die grosse Bejahung der Gemeinschaft mit allem Sein dieser schönen, wilden Welt. Auf der Mitte des Weges schuf Dehmel seine Kindergedichte, im Verein mit der Gattin Paula Dehmel, deren liebenswerte Gaben von ihm kurz vor seinem Tode unter dem Titel „Das liebe Nest“ als Denkmal der Vorausgeschrittenen vereint wurden.

Echtes Künstlerwollen, das mit festen Füssen auf der mütterlichen Erde einherschreitet, eignet auch Thomas Mann, von jeher gezügelt durch den zähen Willen zur Form. Zwei Gaben leichteren Gewichts sind die gut beobachtete Skizzenreihe „Herr und Hund“ und der damit zu ungleicher Paarung vereinte „Gesang vom Kindchen“, die erste in durchziselierter Prosa, der andere in rhythmisch etwas gewaltsamen Hexametern. Wer heute als Dichter von Tier und Kind unseren Dank ernten will, muss einen Hauch jener Göttlichkeit spüren lassen, die aus den Augen der Unmündigen vernehmlicher zu uns spricht als in den Worten der Weisen.

Längst suchten die im Banne der altgewordenen Intellektualität Aufgewachsenen den Aufstieg zum Geiste, wenn sie empfanden, wie alles, was die entgottete Zeit an Verfeinerung, Technik, Organisation hervorbrachte, die höheren Bedürfnisse der Seele verkümmern liess. Gleich den alten Romantikern, die in den Schoss der katholischen Kirche aus gleicher Not flüchteten, findet nun Hermann Bahr im Bekenntnis zu ihren Dogmen das Heil, wie seine interessanten „Tagebücher" zeigen, während Rudolf Hans Bartsch in dem Roman „Heidentum" dass Rousseausche „Zurück zur Natur!" wieder als Kredo verkündet und ein dritter österreichischer Landsmann, Arthur Schnitzler, in der Novelle „Casanovas Heimkehr", keinem seiner stärksten Werke, die Melancholie einer sterbenden Zeit geniesserischer Diesseitigkeit in dem Schicksal des typischen Rokoko-Abenteurers symbolisiert. Diesem wienerischen Rokoko noch nicht fern, strebt Hugo v. Hofmannsthal in der als Operndichtung und Erzählung ausgestalteten „Frau ohne Schatten" in die Tiefe einer etwas unklaren Märchenmystik hinab.

In seinen Anfängen hatte Hofmannsthal dem Kreise Stefan Georges angehört. Hier ward der Widerspruch gegen alle Dienstbarkeit der Kunst, gegen die schlechte Zeit und ihr Abspiegeln in wesensgleichen Gebilden zum Willen der Vergeistigung. Stolz auf alle Wirkung nach aussen verzichtend, bauten George und die Seinen ihre Tempel in einsamen Hainen. Allmählich lockte das reine Feuer ihrer Altäre die zu sich, die den Götzendienst ringsum verachteten. Gefordert und in tiefem Ernst sittlich-künstlerischen Wollens errungen wurde: Emporbilden der Persönlichkeit und ihres Werks zu reinster Form, Sprache und Vers nach dem Vorbild der grossen Wortkünstler aller Zeiten zum eigenen Klang voll Stärke und Schönheit befähigt, der Rohstoff der Alltagsworte zum hochwertigen, jede feinste Linie des innerlich geschauten Bildes abprägenden Edelmetall geläutert. Was erreicht wurde, bezeugt von neuem Rudolf Borchardt durch seine „Gesammelten Werke" und durch die Swinburne-Uebertragungen, die mit denen Georges an Vollendung wetteifern.

Die von Ehrfurcht vor der Vergangenheit, von dem Recht eigner neuer Kunst durchglühten Dichter sind auf dem rechten Wege. Sie geben so viel von der Realität, dass der Leser ihre Visionen mit seinen Augen zu schauen vermag; sie geben das Stoffliche nicht um seiner selbst willen, sondern als Träger des Geistes, als Symbol ewiger Werte; sie genügen dem Verlangen nach Erhebung über die Zeitlichkeit in eine Region des Göttlichen, ohne kalter Abstraktion oder ungestalteter Ekstase zu verfallen. Mag einer irgendeine Weltansicht bejahen oder vermeinen, mag er die Mittel dazu wählen, wo und wie er will, es kommt schliesslich nur darauf an, ob er Bildner ist, wenn wir ihn als Künstler und sein Werk als Gewinn schätzen sollen.

Schreien aber tut's nicht! Sätzeverrenken tut's nicht! Die Wörter „Gott", „Mensch", „Bruder", „Hure" tun es auch nicht! Mitternachtgeborene Kaffeehausverse wahnwitzheuchelnder tanzender Derwische, kaltschneuziger Hohn, ausgegossen in vollen Kübeln über den Bürger und über alles, was ihm teuer ist, Spiele für die Schaubühne, wo es nichts zu schauen und mitfühlend zu erleben gibt, Romane ohne jeden epischen Einschlag mit grobschlächtiger Erotik statt des vorgetäuschten Eros, kurz alle jene Manieren, mit denen seit den Kriegsjahren überreizte Nerven und Verlangen nach dem Neuen aus der Jammerwelt der Gegenwart in eine neue, selbstherrliche Sphäre sich hinüberzuschwingen vermassen, sie sind zum Untergang verdammt und werden höchstens Humus späteren gesunden Wachstums sein.

Wie kam es dazu? In der Jugend, die um das Jahr 1910 mündig wurde, war ein mächtiges Verlangen nach Vertiefung und Erhöhung des Daseins und der Kunst. Wer das spüren will, lese etwa die Schriften und Aufsätze Hans Blühers, darunter jetzt der Beginn der Selbstbiographie „Werke und Tage". Reine Männerfreundschaft, reine Frauenliebe, innige, der Mystik verwandte Versenkung in das Uebersinnliche, leidenschaftliche Gefühlsergüsse und Hass gegen die alte kalte Selbstsucht bäumten sich auf. Los von der Kausalität und los von allem ihr unterworfenen Sein! wurde die Losung. Wer jenseits aller realistischen oder stilisierten Wirklichkeit schuf, wurde auf den Schild erhoben; denn „Kunst ist nicht Wieder-

gabe, sondern Gabe!". So gewann unter den Aelteren Else Lasker-Schüler Bewunderer; ihre von Orientluft durchhauchten Werke kommen nun in zehn Bänden heraus. Theodor Däubler, der deutsche Romane, liess in seinem gewaltigen „Nordlicht" den spielenden Farbenglanz der Opale über dem selbstgeschaffenen Mythos der Menschheit leuchten und fügte in diesem Jahre die „Treppe zum Nordlicht" als ergänzenden Nachtrag an.

In Johannes R. Bechers „Gedichten um Lotte" lehnen sich Gefühle und Satzkonstruktionen an vielen Stellen noch ebenso leidenschaftlich gegen alle hemmende Gesetzlichkeit auf wie in den früheren Gedichtbüchern dieses hochbegabten literarischen Revolutionärs. Daneben kündet sich ein Zurücklenken in die Geleise früherer Kunst- und Fühlarten an. Zum Schlusse singt er mit frevelhaftem Optimismus:

Zum Glück! Zum Glück! Menschheit zum Glück!
Der Mensch ist aufgegangen.
Eröffnet seine finstere Brust.
Wie Peitschen Blitze drangen.
Nicht Umkehr. Kein Zurück.
Die Pflicht zum Glück. Empor zum Glück.
Frei. Brüderlich. Bewusst.

Von hundert Dichtern wurden solche Töne in den ersten Monaten nach dem November 1918 angestimmt. Nun sind sie allmählich verstummt, und nur wenige, z. B. Schönlank in seiner „Blutjungen Welt" oder Max Barthel in der „Utopia", kommen noch nicht davon los. Im übrigen gehört das lyrische Feld wieder der geläuterten Innerlichkeit und grossen kosmischen Gefühlen, die erste vielleicht am reichsten und reifsten in den „Gedichten" der Regina Ullmann und in dem Nachfolger S. Francisci und R. M. Rilkes Adolf v. Hatzfeld mit seinem „An Gott", das zweite in Paul Zechs „Terzett der Sterne".

Die Versuche der radikalen Neuerer, die Bühne ihrer entmaterialisierten Kunst dienstbar zu machen, verblüfften zunächst, wie alles, was auf den weltbedeutenden Brettern vorgeführt wird, wenn es nur den ersehnten nouveau frisson gewährt. Bald genug ist dieser Reiz unwirksam geworden.

So konnte wohl noch ein starkes Bekennertum in Ernst Tollers „Wandlung“, eine überragende Begabung in Fritz v. Unruhs „Ein Geschlecht“ und der Fortsetzung „Platz“ alle Hindernisse äusserer und innerer Art besiegen; aber solche echten Kunstwerke wie die beiden merkwürdigen Dramen Ernst Barlachs „Der arme Vetter“ und „Der tote Tag“ mussten sich in der Hauptsache mit der Anerkennung der literarischen Kritik und der verständnisvollen Leser begnügen. Auch Hermann Kesser, durch seine meisterhafte Erzählung „Die Peitsche“ wieder als werdender grosser Novellist bezeugt, fand für seine politische Tragikomödie „Summa Summarum“ nicht viele Gegenliebe. Verdienter grosser Erfolg wurde noch zuletzt Hanns Johsts Drama des scheiternden Idealisten „Der König“ zuteil. Hier war die Fähigkeit, das Gefühlte zu bühnengemässen Bildern zu ballen, ohne ihm durch den Zwang der Anekdote das Joch äusseren Geschehens aufzulegen. Darin scheint eine der Aufgaben des Gegenwartsdramas zu liegen, wie einst Hebbel die seinige in der entsprechenden Rangordnung von Handlung und Idee erblickte. Elementargefühle, denen alles Stoffliche dienstbar wird, suchen nun alle Dramatiker höheren Strebens als Dominanten im Akkord der Handlung überall durchklingen zu lassen, auch wo sie alte Themata von neuem variieren, wie Hans Franck in seiner „Godiva“ und Wilhelm Schmidtbonn in der auf alter französischer Grundlage ganz selbständig gestalteten „Passion“, beide mit den Hilfen bewährter Technik dem Gegenwartsempfinden angeglichen. Diese Komponenten wirken auch in allen den verschiedenartigen dramatischen Gebilden, mit denen Georg Kaiser in wenigen Jahren die deutsche Bühne bevölkert hat. Gegenwärtig scheint die sprudelnde Quelle weniger ergiebig: der „Gerettete Alkibiades“ wenigstens lässt sich den Vorgängern an Wert nicht zur Seite stellen. So genügt auch Heinrich Manns Napoleon-Drama „Der Weg zur Macht“ nicht den Erwartungen, die der Name des Autors weckt, und das gleiche gilt von Karl Schönherrs jüngstem Sprössling, der „Kindertragödie“.



Dorf am See

Nach einem Gemälde von Karl Schmidt-Rotluff in der Nationalgalerie

Zu dem Artikel „Neue Kunst“

Die letztgenannten Namen wurden den anders gearteten früheren hinzugefügt, um das Bild des literarischen Dramas abzurunden. Die Bühne freilich kann nicht — und konnte zu keiner Zeit — ihr Leben von solchen Dichtergaben fristen. Sie bedarf für den Alltag derberer Kost, die den unverwöhnten Gästen in der Regel besser mundet, hier jedoch, da von „Dichtung" gesprochen wird, nicht aufgezählt werden soll.

Ganz ähnlich steht es mit der unübersehbaren Schar der Romane und Novellen. Aus ihr hebt sich nur eine kleine Zahl künstlerisch beträchtlicher Genossen heraus. Soll unter den Kunstwerken deutscher Prosa, die das jüngste Jahr hervorbrachte, das Beste genannt werden, so kommt nur „Demian" in Betracht, jene tiefsinnige, zwischen Neuem und Altem in wundersamer Mitte schwebende Geschichte, die unter dem Decknamen Emil Sinclair von Hermann Hesse uns geschenkt wurde. Ihr zunächst steht der Roman eines bisher Unbekannten, „Der Kaplan" von Josef Bernhart. Hier ist der Mut und die Bescheidenheit der Jugend, Frische und Innigkeit des Fühlens, derber Erdgeruch und zarte Romantik, Zeitbewusstsein und Blicke jenseits von Zeit und Raum. Jugend, aber trüb und schmerzzerrissen, waltet in dem „Jungen Godeschall" Hans Falladas, und noch schmerzvoller zeigt von neuem die Wunden seiner Trübsal der Pessimist unter den Jüngsten, Albert Ehrenstein, in seinem „Bericht aus einem Tollhaus". Die „stürmische", von allerlei bedenklichen Gasen erfüllte Atmosphäre, in der die neuesten Kunstmoden sich zusammenbrauen, lässt uns Hermann Essig in seinem letzten Werk, dem Roman „Der Taifun", einatmen.

Eine solche Leistung führt schon einige Stufen hinab in jene Zwischenregion, wo zwischen Kunst und Handwerk der Zeitroman angesiedelt ist. Unmittelbar an hohe Kunst grenzt noch Oskar Loerkes „Der Prinz und der Tiger"; aber schon Max Ludwigs „Statthalter" lässt trotz des rühmenswerten Verzichts auf alle gewohnte und dem Roman schier unentbehrliche Erotik doch den Rohstoff zu unverhüllt durch sein Gewebe hindurchscheinen, und der gleiche Mangel nimmt der fesselnden Schilderung Stefan Grossmanns aus

der Wiener Sozialdemokratie „Die Partei" einen Teil ihres Wertes. Das Deutschtum der Zeit des Weltkrieges und seine Rettung aus den schweren Nöten der Gegenwart haben, wie zahllosen anderen Büchern aller Literaturgattungen, auch nicht wenigen Romanen als Gegenstand gedient. Man freut sich oft der kraftvollen vaterländischen Gesinnung, ohne doch dem Kunstwerk aus vollem Herzen beipflichten zu können, so in Friedrich Lienhards „Westmark", Heinrich Lilienfeins „Feurige Wolke", Gustav Kohnes „Hooge-Velt". Gern geniesst man von neuem in den sechs Bänden der ausgewählten Werke die Vorkriegsromane Heinrich Stegemanns, während die Schilderung des sittlichen Niedergangs der Ostjuden in Fingermanns „Menschen im Abgrund" lediglich kulturhistorische Teilnahme zu erregen vermag. Solche Zeitbilder erschütternder Art zeichnet auf dem Hintergrund eines Berliner Vororts die nun 60jährige Clara Viebig in ihrem „Roten Meer" mit unvermindertem, warmherzigem Können.

Nachdem geraume Zeit der geschichtliche Roman in Verruf gewesen ist, wächst jetzt langsam eine neue, andersgeartete Generation historischer Prosadichtung empor. Nicht mehr soll mit dürftiger archäologischer Maskierung die Schar der allbekannten und beliebten Figuren zur Belehrung und Ergötzung ausstaffiert werden; der Dichter will nun mit intuitiver Erkenntnis vergangenen Zeiten ihr innerstes Wesen ablauschen. Diese Fähigkeit bewährt Enrica von Handel-Mazzetti für das ihr vertraute Zeitalter der Gegenreformation wiederum in dem Roman „Der deutsche Held" und noch stärker Eduard Stucken in der Fortsetzung seiner grossen Reihe „Die weissen Götter". Gleich Gerhart Hauptmann und Klabund, der uns ein Gedicht „Montezuma" gab, ist auch Stucken von dem wildgrossartigen Schauspiel der Eroberung Mexikos ergriffen worden: ein merkwürdiges, jedoch aus der Gegenwartsstimmung unschwer erklärliches Zusammentreffen.

Zu einer Modegattung ist in den letzten Jahren der biographische Künstlerroman geworden. Als Beispiele seien genannt Hans v. Hülsen: „Den alten Göttern zu". Ein Platen-

Roman; Adam Müller-Guttenbrunn: „Dämonische Jahre". Ein Lenau-Roman; Joachim Delbrück: „Spiel in Moll". Ein Chopin-Roman; Zdenko v. Kraft: „Barrikaden". Der erste Teil eines Richard-Wagner-Romans. Robert Hohlbaum reiht eine ganze Schar „Unsterbliche" von Fischart bis zu Liliencron in Miniaturbildern zusammen. Etwas anders geartet ist der Roman „Paganini" von Julius Siber, da er nach dem Muster E. Th. Hoffmanns Dämonen der Unterwelt zeugend und lenkend das Dasein des grossen gespenstigen Geigers geleiten lässt. Ein Virtuos des Gespenstigen ist Leo Perutz in „Zwischen neun und neun". Sein folgender Roman „Der Marques von Bolibar" nützt wieder den Reiz des Geheimnisvollen bis zum letzten aus, indem er durch die Macht eines Toten ein deutsches Regiment während der Kämpfe Napoleons in Spanien zugrunde gehen lässt.

Nur ein schmaler Rain trennt solche Wagnisse von dem unübersehbaren Gefilde der Abenteurer- und Detektivgeschichten, das an dieser Stelle nicht zu betreten ist, und ebensowenig dürfen wir uns in der Menge der Familienromane, der Liebes- und Ehegeschichten ohne tieferen Hintergrund zeitgeschichtlicher oder sozialer Art verlieren, um so weniger, da hier auch der ausdauernde Leser nur von bekannten Namen oder vom Zufall geführt werden kann, so dass ein Hervorheben einzelner Werke nur zu leicht ein Unrecht bedeuten würde.

Deshalb mag die ohnehin über die gesetzten Ufer hinausgetretene Betrachtung jüngster deutscher Literatur hier abgebrochen werden. Hat der Leser den Eindruck empfangen, dass dieses Jahr 1919/20 nicht gerade zu denen zählt, die der Winzer als die grossen Weinjahre mit besonderem Stolze nennt, so entspricht dieser Eindruck den Tatsachen. Die Gründe scheinen in dem Elend unserer deutschen Zeit leicht erkennbar. Aber so offen liegen die Zusammenhänge zwischen den Zuständen des öffentlichen und des künstlerischen Lebens nicht zutage. Zeiten tiefen politischen, sozialen, moralischen Niedergangs haben glänzende Kunstblüten erlebt und Völker, die ihre reifste Kraft auf anderen Lebensgebieten ent-

falteten, blieben künstlerisch unfruchtbar. Doch diesen Gesetzlichkeiten in die Tiefen, in denen sie entspringen, nachzugehen, wäre ein weites Feld — wie der alte Fontane zu sagen pflegte.

II. Philosophie

Von Dr. Hermann Michel

Drei bedeutende Philosophen sehr verschiedenen Schlages sind in den letzten Jahren von uns gegangen: Franz Brentano, Paul Deussen, Georg Simmel. Brentano, obwohl mit der Kirche zerfallen, wurzelte noch in der Scholastik, deren philosophische Leistung keineswegs gering einzuschätzen ist. Deussen war der Statthalter Schopenhauers, der ihm die Philosophie vollendet zu haben schien. Simmel, ein ganz moderner Geist, hatte sich vom Skeptiker zum Metaphysiker entwickelt, dem das „Leben" als Generalnenner aller Probleme galt.

B r e n t a n o war der Neffe des romantischen Geschwisterpaares Clemens und Bettina, und eine dichterische Ader besass auch er. Aber er war kein Romantiker oder wollte wenigstens keiner sein; Philosophie war ihm Wissenschaft, für die er keine andere Methode anerkannte als die der Naturwissenschaft. Minder publizierfreudig als die Mehrzahl seiner Fachgenossen, hat Brentano verhältnismässig wenig herausgegeben, aber sein Nachlass birgt noch eine Fülle philosophischer Schriften, die uns hoffentlich nicht vorenthalten bleiben werden. Ein schönes Gedenkbuch, das wir seinem Schüler und Freunde Oskar K r a u s verdanken, macht uns mit der bezwingenden Persönlichkeit Brentanos, seinem wechselvollen Leben und rastlosen Schaffen näher vertraut.

Kam Brentano von der katholischen Theologie zur Philosophie, so D e u s s e n von der protestantischen, und ein starkes Interesse für religiöse Fragen ist beiden zeitlebens geblieben. Es ist auch kein Zufall, dass gerade das indische Schrifttum, in dem Philosophie und Religion untrennbar ver-

bunden sind, auf Deussen so nachhaltigen Einfluss ausgeübt hat. Sein Hauptwerk, die „Allgemeine Geschichte der Philosophie", liegt nun in sechs Bänden abgeschlossen vor: die drei ersten und wertvollsten behandeln die Philosophie der Inder, der vierte die Philosophie der Griechen, der fünfte die biblisch-mittelalterliche, der sechste die neuere Philosophie von Descartes bis Schopenhauer.

Während Deussen stets Schopenhauerianer blieb, hat sich sein Jugendfreund Nietzsche mehr und mehr von Schopenhauer abgewandt. Die beiden Charakterköpfe Schopenhauers und Nietzsches hat wohl am geistvollsten Georg Simmel in einem Vortragszyklus gekennzeichnet. Ihm selbst haben Frischeisen-Köhler und Max Adler zwei wertvolle Studien gewidmet, die uns diesen nicht immer leicht verständlichen Denker näherbringen. Gibt Frischeisen-Köhler einen Ueberblick über Simmels gesamtes Schaffen und sucht er die Vielgestaltigkeit dieser Aeusserungen von innen heraus zu deuten, so zergliedert Adler der Hauptsache nach den eigenartigen Geistestyp des „Relativisten", den die Tyrannei des bloss logischen Weltbildes zur Schilderhebung lockte. Nicht Relativismus, sondern Pluralismus der Prinzipien sollte man diesen Standpunkt nennen, weil Philosophie die nach Erfassung des Ganzen strebende Erkenntnis sei und Totalität von einem ein für allemal festgelegten Grunddogma nicht erreicht werden könne.

Sichtlich von Simmel beeinflusst, doch mehr literarhistorisch als philosophisch orientiert, ist das farbige und kenntnisreiche Nietzsche-Buch Ernst Bertrams, das die fremdartig glänzende Erscheinung des Zarathustra-Dichters in Facetten zerlegt, um die „Legende" festzuhalten, die bereits jetzt den Philosophen umsponnen hat. Aus den fast selbständig nebeneinander stehenden, geschmackvoll aufgebauten und mit vielen Belegen versehenen Kapiteln lässt sich manches lernen, aber die skeptische Haltung des Verfassers, der davon überzeugt ist, dass es kein absolut richtiges Nietzsche-Bild gebe, ja dass alle Geschichte im Grunde Legende sei, können wir uns nicht zu eigen machen.

Nicht bloss auf die Geschichte angewandt, sondern auf die Wissenschaft überhaupt, findet sich diese Art von Relativismus in dem viel beachteten „Reisetagebuch eines Philosophen“ des Grafen Hermann Keyserling, der ausdrücklich behauptet, alle Gedanken seien nur innerhalb einer beschränkten Zeitdauer wahr — was übrigens, von anderen zu schweigen, schon Ibsens Dr. Stockmann verkündet. Diese Zeitdauer scheint bei Keyserling besonders beschränkt zu sein, denn innerhalb seines Tagebuchs, das höchstens drei bis vier Jahre umfasst, finden sich zahlreiche und harte Widersprüche. Allein Keyserlings Buch will gar nicht vom Standpunkt der Philosophie gewürdigt werden: man möge es lesen, sagt der Verfasser gleich zu Anfang, wie einen Roman, es sei eine innerlich zusammenhängende Dichtung. Nun wohl, eine hohe dichterische Intuition, ein starkes, wortkünstlerisches Vermögen wird ihm niemand abstreiten, aber es bleibt doch jedenfalls eine Begriffsdichtung (wenn man will: expressionistischer Art), und so wird sich dies seltsamste aller Reisetagebücher, das so gar nichts Baedekerhaftes hat, auch gefallen lassen müssen, auf seinen philosophischen Gehalt hin geprüft zu werden. Wie sagte doch Kant? „Im Grunde ist wohl alle Philosophie prosaisch, und ein Vorschlag, jetzt wiederum poetisch zu philosophieren, möchte wohl so aufgenommen werden als der für den Kaufmann: seine Handelsbücher künftig nicht in Prosa, sondern in Versen zu schreiben.“

Auch der Wahrheitsbegriff, den August Messer in seinem ebenfalls persönlich gehaltenen Buch „Glauben und Wissen“ vertritt, ist anfechtbar: Wahr, heisst es da, nennen wir Gedanken, deren Inhalt mit ihrem Gegenstand übereinstimmt. Das ist der scholastische Wahrheitsbegriff der adaequatio intellectus et rei, der Uebereinstimmung unseres inneren Vorstellens mit einer draussen gelegenen Wirklichkeit. Von hier aus wird Messers kritisches Verhalten zum wissenschaftlichen Idealismus begreiflich. Aber wenn wir auch diesen und anderen Ausführungen des Verfassers nicht beipflichten können, so sei das allgemeinverständlich und

nicht ohne Anmut geschriebene Buch doch namentlich deshalb empfohlen, weil es, dem Titel entsprechend, eine Gebietsscheidung von Glauben und Wissen vornimmt, die zur Klärung dieser noch immer viel verhandelten Frage manches beitragen kann.

Dass der höchst problematischen Natur August Strindbergs trotz allen Zweifeln und Skrupeln ein tiefer Drang nach Glauben und Gewissheit innewohnte, betont Arthur Liebert in seiner mit warmem Anteil und klugem Verständnis entworfenen Darstellung der Weltanschauung des schwedischen Dichters, die besonders die metaphysischen Grundlagen seiner Kunst scharf hervortreten lässt. Auch Strindberg hat die Pilatus-Frage: Was ist Wahrheit? mit heissem Bemühen umworben. Aber eine Antwort hat er nicht gefunden. Bei der Erörterung dieser Frage im „Traumspiel" geraten sich die Dekane der vier Fakultäten in die Haare. Und wenn uns der Dichter dann Opfer und Gebet als einzige Heilmittel für die Plagen und Tücken des Daseins empfiehlt, so können wir ihm nicht mehr folgen. Mit derlei atavistischen Medikamenten lässt sich die Zerrissenheit des modernen Lebens nicht kurieren.

Opfer und Gebet sind die beiden Grundformen des primitiven Götterkultus, aus dem sich die auf inneren Erlebnissen beruhende Religion entwickelt hat. Das hat Wilhelm Wundt sehr wahrscheinlich gemacht, der in seiner monumentalen „Völkerpsychologie" diesen Gegenstand mehrfach behandelt und ihm auch im zehnten, das grosse Werk nunmehr abschliessenden Bande einige Seiten widmet. Als Anhang bietet der kürzlich Verstorbene einige Betrachtungen über die gegenwärtige Lage und die Zukunft der Kultur, die unter einer einseitigen Auffassung des Weltkrieges leiden. Dem grossen Gedanken des Völkerbundes wird er nicht gerecht und für Kants unvergleichliche Schrift „Zum ewigen Frieden", die bereits diese Idee vertritt, findet er kein anerkennendes Wort.

Ueberhaupt ist Wundts Stellungnahme zu Kant merkwürdig zwiespältig. Darf man nur nach der „Völkerpsychologie" urteilen, so muss man annehmen, dass er den Nach-

folgern Kants, zumal dem Verfasser der „Reden an die deutsche Nation", freundlicher gegenübersteht als dem Vernunftkritiker selbst. Damit hätte denn Wundt eine Wendung mitgemacht, die in der Entwicklung des philosophischen Denkens etwa seit dem Beginn unseres Jahrhunderts immer deutlicher bemerkbar ist. Nicht mehr Kant, sondern Fichte, Schelling und Hegel, nicht mehr die kritische Philosophie, sondern die spekulative steht im Mittelpunkt des philosophischen Interesses der Gegenwart; und dies Interesse ist keineswegs nur geschichtlich, sondern ebenso sehr, ja fast noch mehr, systematisch und methodologisch. Besonders bezeichnend hierfür ist das gedankenreiche, schwungvoll geschriebene Buch „Wie ist kritische Philosophie überhaupt möglich?" des bereits erwähnten Berliner Gelehrten Arthur Liebert, der damit gewissermassen den Weg nach Damaskus angetreten hat und von Kant zu Hegel vorgeschritten ist.

Auch Ernst Cassirer ist an die Darstellung der nachkantischen Systeme, die er uns im dritten Bande seines „Erkenntnisproblems" vorlegt, nicht aus rein geschichtlichem Forschungstrieb herangegangen. Auch ihn hat die Beschäftigung mit den Problemen der modernen Erkenntniskritik auf den Zusammenhang hingewiesen, der zwischen der Philosophie unserer Zeit und den nachkantischen Systemen besteht. Auch er meint, dass die Nachfolger Kants zumindest den Problemkreis der kritischen Philosophie erweitert und wichtige Fragen aufgeworfen haben, die noch heute der Lösung harren. Aber eben eine endgültige Lösung dieser Fragen vermag er in der philosophischen Bewegung, die schon zu Lebzeiten Kants eingesetzt hat, nicht zu erblicken, und bei aller Bewunderung für die Kraft und Tiefe jener spekulativen Fortbildungsversuche sieht er sich doch immer wieder mit innerer Notwendigkeit auf die Methodik Kants als das einzig sichere Fundament wissenschaftlichen Philosophierens zurückgewiesen.

Kühler noch als Cassirer steht den nachkantischen Systemen Kurt Sternberg gegenüber, der in seiner „Einführung in die Philosophie" den Geist des Kritizismus fest-

halten will und, ohne an dem Buchstaben Kants zu kleben, den prinzipiellen Standpunkt des Schöpfers der drei „Kritiken" nicht verlässt. Zur Erkenntnis des Wahren und des Guten im Sinne Kants weiss dies lesenswerte Buch geschickt anzuleiten. Die Probleme der Religionsphilosophie, von Cassirer oft gestreift, bisweilen ausführlich erörtert, behandelt Sternberg nicht mehr. Mit Recht. Denn Kants Religionsbegriff hat keinen wesentlich anderen Inhalt als den der reinen Moral, und so wichtig religionsphilosophische Erwägungen für die geschichtliche Erfassung der kritischen und besonders der spekulativen Philosophie sein mögen: für die Gegenwart stehen sie mehr oder weniger im Hintergrund. Selbst Keyserling glaubt nicht an die Notwendigkeit, kaum an die Möglichkeit einer neuen Religion. An einer der besten Stellen seines „Reisetagebuches" lehnt er den Ruf unserer Tage nach einer neuen Religion überlegen ab und weist darauf hin, dass man heute viel zu vielerlei Religion nenne: „Wer sich irgendwie zur Geltung bringen will, bildet sich deshalb schon ein, religiöses Gefühl zu beweisen." Ob ihm freilich die „gottlose Mystik" gefallen wird, der Fritz M a u t h n e r in seiner „Geschichte des Atheismus" zustrebt, ist eine andere Frage. Bisher liegt von dem grossen Werk, das Mauthners unermüdliche Arbeitslust abermals in Angriff genommen hat, der erste Band vor, der den Atheismus oder, wie Mauthner sagt, „den abendländischen Freiheitskampf gegen die Gottesfurcht" bis zum Ende des 16. Jahrhunderts verfolgt. Es ist unmöglich, den Reichtum des nahezu 700 Seiten starken Bandes in ein paar Zeilen auch nur anzudeuten. Zudem gehört es eigentlich nicht zur Gerechtsame der Philosophie, sich mit diesem Werk auseinanderzusetzen, denn nach Mauthners eigenen Worten hat sich die Philosophie mit der Gottesvorstellung im Grunde ebensowenig zu befassen wie mit dem Stein der Weisen. Was zum Atheismus führen musste und geführt hat, das sei nur die Anwendung philosophisch geschulter Kritik auf geschichtlich gewordene Begriffe gewesen; zuletzt der Sprachkritik, die Mauthner selbst so energisch gefördert hat und deren Verfahren er auch in diesem Buch überall anwendet. Nietzsches grosse

Botschaft: „Gott ist tot" sieht Mauthner als erfüllt an; es sei Zeit, eine Geschichte Gottes zu schreiben. Die Frage nach dem Dasein Gottes scheint ihm keine philosophische, sondern lediglich eine historisch-philologische Frage. Gegen diese Argumentation wird sich wohl Widerspruch erheben, teils der Widerspruch derer, denen die intuitive Gewissheit des Gotteserlebnisses schon Bürgschaft genug ist für die Existenz Gottes, teils der ernster zu nehmende Einwand, den der von Mauthner innig verehrte Lessing einmal so formuliert hat: „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden."

Allein gibt es notwendige Vernunftwahrheiten? Mauthner, dem der Skeptiker im Blute steckt, wird es bestreiten.

Von neuem erhebt sich hier die Frage nach der Wahrheit und heischt gebieterisch Antwort. Sie zu erteilen, ist vielleicht die wichtigste Aufgabe der Philosophie der Gegenwart.

III. Volkswirtschaft

Von Dr. Adolf Roeder

In der volkswirtschaftlichen Literatur spiegelt sich die Umwälzung, die unsere äussere Kultur in den letzten Jahren durchgemacht hat, erklärlicherweise besonders charakteristisch wieder. Der Krieg selbst liess eine ungeheure literarische Massenproduktion entstehen. In seichten Büchern und offiziell inspirierten Artikeln wurde immer wieder die Weisheit verkündet, dass Deutschlands Wirtschaftskraft unzerstörbar wäre, und von seiner Kriegsanleihepolitik wurde behauptet, dass sie für alle Völker vorbildlich sein müsste, während sie in Wirklichkeit verhängnisvoll war und uns noch auf viele Jahre hinaus aufs schwerste belasten wird. Nach dieser Zeit der Selbstüberhebung ist es stiller geworden, die Revolution hat Einkehr gebracht. Die Erzeugung von Kriegsschmökern ist zwar zunächst von einer ebenso üblen Revolutionsschreiberei oberflächlicher Skribifaxe abgelöst worden, die sich rasch

„drehten“, als ihre Politik des Durchhaltens kläglich Schiffbruch gelitten hatte. Allmählich wurde jedoch ihre Produktion durch die enorme Steigerung der Papierpreise und der gesamten Druckkosten eingeschränkt und zum Teil erfreulicherweise ganz zum Erliegen gebracht.

Selbstverständlich bleibt trotz alledem von der Literatur der Revolutionsjahre ein beachtenswerter und ernst zu nehmender Teil übrig. An Stoffen, die bewährte Volkswirte oder auch den nationalökonomisch geschulten Nachwuchs zur Bearbeitung reizen konnten, war ja kein Mangel, und so bietet die volkswirtschaftliche Literatur manches Interessante und Wertvolle, auch wenn man leider feststellen muss, dass nur wenige Ideen geboren wurden. Es ist nicht ganz leicht, sich einen vollständigen Ueberblick über diese Neuerscheinungen zu verschaffen, und ihn hier zu geben, ist bei der Knappheit des verfügbaren Raumes ganz unmöglich. Die wichtigsten Probleme können bloss angedeutet werden; der Literaturnachweis muss sich auf einige Bücher und Schriften beschränken, und zwar soll er erfolgen, ohne dass der Leser in seiner Stellungnahme zu den einzelnen Werken tendenziös beeinflusst wird.

Wer sich zunächst ganz allgemein über die Arbeiterbewegung unterrichten will, wird in dem Buche von Dr. S. Nestriepke: „Die Gewerkschaftsbewegung“ (Verlag Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart) Aufklärung finden. Weiter sind zu nennen: „Wege zum Sozialismus“, eine im Verlage von Paul Cassirer, Berlin, erschienene Schriftenreihe, die in Einzeldarstellungen die Entstehungsgeschichte des modernen Sozialismus vorführen will. Mit der heutigen Revolution beschäftigen sich u. a.: Rudolf Martin, „Die soziale Revolution“ (Musarion-Verlag, München); Prof. Dr. Ballod, „Der Zukunftsstaat“ (J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart), der ein vielen sicherlich nicht sehr verlockend erscheinendes Bild vom sozialen Staat entwirft, und Johann Plenge, „Zur Vertiefung des Sozialismus“ (Verlag „Der neue Geist“, Leipzig).

Die Frage der Sozialisierung ist eine der meist umstrittenen in dem Revolutionsprogramm, und sie spielt dem-

entsprechend auch in der Literatur eine grosse Rolle. Sie wird darin für die Mehrzahl der Gebiete des wirtschaftlichen Lebens in ablehnendem Sinne entschieden. Erwähnt seien: Dr. Bruno Heinemann, „Sozialisierung, ihre Möglichkeiten und Grenzen"; Dr. Hugo Heinricy, „Vergesellschaftung der Privatbetriebe" (beide im Verlag Karl Curtius, Berlin); Dr. H. Giebel, „Die Frage der Verstaatlichung der Kaliindustrie" (Verlag Julius Springer, Berlin); Dr. Fritz Schulte, „Die Sozialisierung der bayerischen Hypothekenbanken" (Verlag J. Schweitzer, München); Dr. van der Borght, „Reichsversicherungsmonopol?" (Verlag Franz Siemenroth, Berlin); Dr. Otto Prange, „Die Sozialisierung des Versicherungswesens" (Verlag Gustav Fischer, Jena); Dr. W. Rohrbeck, „Ein Hagelversicherungsmonopol des Reiches" (Verlag Paul Parey, Berlin); Dr. Hans Vatke, „Verstaatlichung des Feuerversicherungswesens" (Verlag des Verbandes öffentlicher Feuerversicherungsanstalten in Deutschland) und Prof. Dr. Alfred Manes, „Versicherungsstaatsbetrieb im Ausland" (Verlag Karl Siegismund, Berlin).

Viele und heftige Erörterungen hat auch das Problem der Zwangswirtschaft hervorgerufen. Es sei hierbei auf Leopold Wiese, „Freie Wirtschaft" (Verlag „Der neue Geist", Leipzig) aufmerksam gemacht, der sich mit dem „System Rathenau" in geistvoller Weise auseinandersetzt, ferner auf die in Eugen Diederichs Verlag, Jena, erschienene Schriftenreihe „Deutsche Gemeinwirtschaft", die u. a. auch die scharf kritisierte, wieder in der Versenkung verschwundene Denkschrift des Reichswirtschaftsministeriums über die v. Moellendorff-Wissellsche Planwirtschaft enthält. Eine Antwort auf diese Denkschrift erteilt u. a. Richard Calwer, „Gebundene Planwirtschaft" (Zeitfragenverlag, Berlin-Zehlendorf-West), der aber in seiner Ablehnung etwas zu weit geht.

Eines der vielen in der Revolution aufgetauchten Schlagwörter ist „Valuta". Wer kümmerte sich in früheren Zeiten um unsere Währung? Nur die verhältnismässig wenigen, die

beruflich daran ein Interesse hatten. Schon im Kriege hatte die sich verschlechternde Valuta mehr Beachtung gefunden, und in der Revolution gab es Perioden, in denen kaum noch von etwas anderem als der Valuta die Rede war. Allerdings hatte sich der Markpreis auch so katastrophal gestaltet, dass jeder die Wirkungen am eigenen Leibe verspürte. Die meisten plappern Missverstandenes über die Gründe und Ursachen des Sinkens unseres Markkurses nach, und doch gibt es auch für den, der sich auf diesem Gebiete unterrichten will, reichlich Möglichkeit, so z. B. in den Arbeiten von Prof. Dr. Walter Lotz, „Das Papiergeld unter Berücksichtigung der heutigen deutschen Valutafrage“ (Verlag Leonhard Simion Nachf., Berlin); Dr. W. Prion, „Der internationale Geld- und Kapitalmarkt nach dem Kriege“ (Verlag Duncker & Humblot, München); Prof. Dr. F. Schmidt, „Internationaler Zahlungsverkehr und Wechselkurse“ (Verlag G. A. Glöckner, Leipzig); Dr. Rudolf Dalberg, „Finanzgesundung und Währungsnot“ (Verlag Carl Heymann, Berlin); Hans Otto Schultz, „Devisenhandelspolitik“ (Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart) und Dr. Eduard Kellenberger, „Wechselkurs und Zahlungsbilanz im Krieg und im Frieden“ (Verlag Orell Füssli, Zürich).

In engem Zusammenhang mit der Valutafrage steht die unserer Aussenhandelsbeziehungen. Es ist ja zur Genüge bekannt, dass der ungünstige Kurs des deutschen Geldes zu einem grossen Teil auf die ausserordentliche, vielfach bis zur völligen Vernichtung gehende Schädigung unseres Austauschverkehrs mit fremden Ländern zurückzuführen ist. Untersuchungen über dieses Problem stellen an: Paul Koch, „Der Wirtschaftskrieg und der Wiederaufbau unseres Aussenhandels“ (Verlag Karl Siegismund, Berlin); Dr. Th. Schuchart, „Die deutsche Aussenhandelsförderung unter besonderer Berücksichtigung des Wirtschaftsnachrichtenwesens“ (Verlag Leonhard Simion Nachf., Berlin) und Prof. Dr. Adolf Lenz, „Der Wirtschaftskampf der Völker und seine internationale Regelung“ (Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart). Wertvolles Material ist ferner in der vom „Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel“ heraus-

gegebenen und von Eugen Böhler und Dr. Hans Wehberg bearbeiteten Sammlung „Der Wirtschaftskrieg“ zusammengestellt. Bisher sind Arbeiten über England, Russland, Japan, Frankreich und die Vereinigten Staaten erschienen (Verlag Gustav Fischer, Jena). Nicht vergessen seien auch die vom Auswärtigen Amt herausgegebenen „Tagesfragen der Auslandswirtschaft“, in denen die Auslandswirtschaft in Einzeldarstellungen geschildert wird (Verlag K. F. Köhler, Leipzig).

Die unerfreuliche Lage, in die Deutschland durch den verlorenen Krieg geraten ist, lässt vielen als besten Ausweg aus der Misere die Auswanderung erscheinen. Eine grosse Anzahl von ihnen dürfte aber in ihren Hoffnungen getäuscht werden. Es ist ein Schritt, der auf das reiflichste überlegt werden muss, denn mancher bricht für immer die Brücken zur Heimat ab, nicht selten schon deshalb, weil er die heute ganz gewaltig gestiegenen Kosten für die Heimreise nicht mehr aufbringen kann. In zahlreichen „Leitfäden für Auswanderer“ werden Winke und Ratschläge erteilt, und es seien nur vermerkt: Dr. A. Schulte im Hofe, „Auswanderung und Auswanderungspolitik“ (Verlag Dietrich Reimer, Berlin) und die Sammlung „Auslandswegweiser“, die von der Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts und des Ibero-amerikanischen Instituts herausgegeben wird. Bis jetzt liegt ein Band von Dr. B. Stichel, „Argentinien“ (Verlag L. Friederichsen, Hamburg), vor.

Wer sich mit dem einen oder anderen der in dieser kurzen Betrachtung gestreiften Probleme ernstlich beschäftigt, wird bald die Fülle der wirtschaftlichen Revolutionsliteratur gewahr werden. Ohne eine gewisse Vorbildung dürfte er freilich bei seinen Studien über manche hierbei auftauchenden Schwierigkeiten nicht hinwegkommen. Es seien ihm daher noch einige populäre, in der letzten Zeit neu aufgelegte, zum Teil auch neu erschienene allgemein-volkswirtschaftliche Werke mit auf den Weg gegeben: Karl Jentsch, „Volkswirtschaftslehre“ (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig); Prof. Dr. Georg Obst, „Volkswirtschaftslehre“ (Verlag Carl Ernst Poeschel, Stuttgart) und Dr. Georg Mollat, „Volks-

wirtschaftliches Quellenbuch" (Verlag E. W. Zickfeldt, Osterwieck). Selbstverständlich wird jeder, der tiefer in das Wesen der Revolution einzudringen beabsichtigt, auf ältere Werke zurückgreifen müssen und an den Arbeiten von Karl Marx, Engels, Bebel, Kautsky, Bernstein, Brentano, Sombart usw. nicht vorbeigehen dürfen. Auch beherzige jeder, der das Wirtschaftsleben durchforschen will, dass es gerade auf diesem Gebiete vom Uebel ist, einseitig zu sein. Man lasse seinen Blick nach allen Seiten hin schweifen, und man wird nur Gewinn davon haben. So kann z. B. ein Buch wie die Tagebuch-Revue „1919" von Hermann Bahr (Verlag E. P. Tal & Co., Wien) auch dem wirtschaftlich Interessierten manche Anregung geben.

IV. Naturwissenschaft

Von Dr. Adolf Heilborn

Durch das Denken unserer Tage geht eine tiefe Sehnsucht. Aus den Aengsten dieses furchtbaren Weltkrieges geboren, sucht sie nach einer Verbindung der sichtbaren Welt mit dem Unsichtbaren, ersehnt sie eine Befreiung aus dem engen Zwange festgefügter Daseinsnormen. Das helle, kalte Licht der Wissenschaft schmerzt die nach Erlösung spähenden Augen; das warme Dämmerdunkel der Mystik scheint ihnen erquickendes Palliativ. Man will nicht mehr nur wissen, man will lieber naiv glauben können, und die viel und alles verheissenden Betrüger finden leicht und fast zu willig Betrogene. Man hatte sich in diesen trüben, langen Jahren zu viel und eigentlich alles von der Naturwissenschaft erhofft und wendet sich nun enttäuscht von ihr ab. Metaphysik ist wieder einmal grosse Mode, das Uebersinnliche wird vornehmlich goutiert. Und so ist denn die Ausbeute des verflossenen Jahres an naturwissenschaftlicher, im besonderen allgemeinverständlicher naturwissenschaftlicher Literatur vergleichsweise recht gering.

Zunächst sei ein Werk des Schweizer Prähistorikers Otto Hauser genannt, das sich „Urmensch und Wilder" betitelt und die ganz unverkennbaren Parallelen in der Kulturentwicklung der heutigen Naturvölker und der diluvialen Menschheit aufdeckt. C. Arriens, der Maler der Frobenius-Expeditionen und selbst ein gründlicher Kenner des Gebietes, hat das sich an ein grosses Publikum wendende, ausgezeichnet geschriebene Werk sehr anschaulich illustriert. Anschliessend daran sei auf Hermann Klaatschs „Werdegang der Menschheit und Entstehung der Kultur" hingewiesen, das ich aus dem Nachlass des genialen, seiner Wissenschaft viel zu früh entrissenen Breslauer Anthropologen († 5. Januar 1916) herausgebracht habe und das in gewissem Sinne eine Zusammenfassung all der Einzelforschungen Klaatschs, ein Rückblick und ein Ausblick ist.

Mit biologischen Fragen beschäftigen sich drei bedeutsame Neuerscheinungen, von denen zuvörderst Adolf Koelschs „Das Erleben" besprochen sei, der geistvolle Umriss einer im Grunde lamarckistisch-vitalistischen Naturphilosophie, die „das Erlebnis als das schöpferische Prinzip in der Entwicklung und im Heraufstieg der organischen Welt" aufzuzeigen versucht. Indem er den letzten Ursachen der Veränderlichkeit (Variabilität) der Lebewesen, diesem Problem aller Probleme der Entwicklungslehre, nachspürt, findet er sie im Erleben. Er zeigt, wie das Erlebnis umgestaltend wirkt auf den Organismus, das Organsystem, das einzelne Organ, auf den Muskel, den Nerv, das Gewebe, die Zelle, auf die organische Substanz, das Protoplasma, selbst: ununterbrochen formt sich unter dem Eindruck eines Erlebnisses die Anlage eines Organs oder Organgefüges zu etwas anderem aus, als sie ohne jenes Erlebnis sich geformt hätte; ununterbrochen werden neue Formen durch das Erlebnis gezeugt, das sich im Erlebenden seelisch wie körperlich auswirkt. Koelsch belegt seine „aktivistische Lehre vom Leben" mit ungezählten Beobachtungstatsachen, mit den Ergebnissen zahlloser biologischer Experimente, so dass sie etwas ungemein Bestechendes

erhält. Dazu kommt, dass seine Weise darzustellen, offensichtlich an Bölsches Art geschult, dichterische Qualitäten und erfrischend schweizerische Originalität besitzt. — Das zweite Werk, das ich hier nennen kann, ist R. H. Francés „Die technischen Leistungen der Pflanzen". Auch der bekannte Münchener Biologe gibt in dieser „Uebersicht des technischen Könnens der Pflanze" ein Stück Naturphilosophie, die auf dem Erleben basiert. Ihm ist ähnlich wie Koelsch der „Erlebnisinhalt die Summe des Gesetzes des Seins, mit anderen Worten der Inhalt aller Naturwissenschaft im weitesten Sinne; der Erlebungsvorgang aber deckt sich mit der Leistung der Seele, mit ihrem Schöpferischen, letzten Endes also mit der Summe aller Kulturleistungen". Im besonderen sucht er die Parallelen zwischen den technischen Leistungen des Pflanzenorganismus und denen des Menschengeistes zu ziehen und gelangt zu der Erkenntnis, dass der Pflanzenzelle eine Art von „Kulturdasein" mit technischen, künstlerischen und sozialen Leistungen zuzusprechen ist. — Wesentlich anderer Art ist das dritte, hier zu erwähnende Werk: Th. Zells „Die Diktatur der Liebe". Es ist ein heikles Thema, das dieser scharfsinnige Tierkundige hier behandelt; aber er behandelt es so dezent und mit so sicherem, barockem Humor, dass auch „keusche Herzen" darin kaum Anstössiges finden werden. Er verfolgt die geschlechtlichen Aehnlichkeiten bei Tieren und Menschen, die viel zahlreicher sind und viel tiefer gehen, als man gemeinhin glaubt, und deckt dabei höchst eigenartige Beziehungen auf, aus denen sich für Tierzüchter und Tierliebhaber wichtige, praktische Folgerungen ergeben. Zell ist von jeher für die Bedeutung der von Gustav Jäger entdeckten „Ueberkreuzregel" eingetreten: hier bringt er ein reiches Material dazu bei, das unverkennbar zeigt, wie männliche Tiere zu Frauen, weibliche aber zu Männern eine besondere (eben geschlechtliche) Zuneigung haben. — An der Grenze von biologischer und rein beschreibender Naturschilderung steht ein liebenswürdiges Plauderbuch, das Karl W. Neumann zum Verfasser hat, und das sich „Märchenbuch der Natur" nennt. Neumann hat aus dem geheimnisvollen Lesebuch der Natur ein

paar besonders unterhaltsame oder kuriose Geschichten hier für Naturfreunde wieder erzählt, Geschichten aus dem „Irrgarten der Liebe", dem „Kuriositätenkabinett" und den Geheimnissen des Waldes, und Elfriede Musmann hat diese Geschichten mit reizenden schwarzen und farbigen Bildern geschmückt, die das Märchenhafte und zugleich Naturwissenschaftliche wundervoll treffen.

Erwähnt seien schliesslich noch einige Neuerscheinungen auf verschiedenen naturwissenschaftlichen Gebieten. Voran ein paar Büchlein, die sich mit Einsteins Relativitätstheorie beschäftigen. Das eine, nicht gerade leicht verständliche, hat Einstein selbst geschrieben, das andere rührt von Werner Bloch her. Eine gute Einführung in das „Wesen der Materie" gibt der Hallenser Physiker Gustav Mie, der in einem ersten Bändchen die Grundlagen der modernen Physik bespricht, in einem zweiten die heutigen Probleme dieser Wissenschaft anschaulich erörtert. Noch drei andere Werkchen, die gleich den eben genannten in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen sind, mögen hier kurz empfohlen sein: Bavinks „Einführung in die anorganische Chemie", E. Zanders sich nicht ausschliesslich an ein Publikum von Praktikern wendendes Buch „Bienen und Bienenzucht" und A. Heilborns „Entwicklungsgeschichte des Menschen", die ein allgemein verständlicher Grundriss der Embryologie ist. — Ganz ausgezeichnet brauchbare Werkchen sind einige kleine Fachwörterbücher, die gleichfalls Teubner herausgegeben hat, und von denen hier im besonderen genannt seien: O. Gerkes „Botanisches Wörterbuch", Th. Knottnerus-Meyers „Zoologisches Wörterbuch" sowie G. Berndts „Physikalisches Wörterbuch". Auf rund 200 Seiten bringen sie alles Wissenswerte auf dem betreffenden Gebiet in sachlicher und worterläuternder Erklärung und ermöglichen so auch dem Nichtfachmann eine befriedigende Lektüre wissenschaftlicher Arbeiten. — Endlich sei die Aufmerksamkeit noch auf zwei volkstümliche astro-

nomische Bücher hingelenkt: Bruno H. Bürgels „Du und das Weltall", ein schwungvoller Hymnus auf die Himmelskunde, wie ihn nur dieser würdige Jünger des unvergesslichen Wilhelm M. Meyer singen kann, und Georg Eilers' geschichtlich entwickelte, echt volkstümlich gehaltene Astronomie mit dem aparten Titel „Am Schattenstab".

Romane des Buchverlags Rudolf Mosse

„DAS GESETZ." Roman von OTTO GYSAE.

Die Schicksale dreier Männer, von der dämonischen Gestalt einer Frau bestimmt, werden mit psychologischer Kunst geschildert. Eine sehr bewegte Handlung, die sich bis zu der Explosion eines Kriminalfalles in ausserordentlicher Spannung steigert, ist hineingestellt in eine genau beobachtete, charakteristisch gezeichnete Gesellschaftsschicht der Vorkriegs- und Kriegszeit. Es handelt sich um jene ganz bestimmte Schicht von höheren Beamten, Offizieren und Männern der Industrie, die im Laufe des Weltkrieges und durch die darauf folgende Revolution eine vollständige Auflösung ihrer Struktur durchmachte. Der fühlende, nie befriedigte, der Wirklichkeit nicht gewachsene Deutsche, der mit zäher Energie, mit kalter Berechnung vorwärtsstrebende Deutsche, endlich der deutsche Skeptiker, werden innerhalb dieser Sphäre in scharfen Umrissen als typische Gesellschaftsrepräsentanten gezeichnet.

Gysaes Roman — den man, wenn man will, als fesselnden Kriminalroman lesen kann — hat seinen literarischen Wert in dieser anschaulichen Darstellung einer Kultur, deren Sturz wir miterlebten. Ein Zeitroman im besten Sinne.

„ERLÖSUNG." Roman von FELIX HOLLAENDER.

Hollaender gibt mit nervöser, packender Kunst ein Familienschicksal. Eine unvorsichtig übernommene Bürgschaft bringt über behaglich dahinlebende Menschen namenloses Unglück. Der Vater wird geisteskrank, Mutter und Kinder sinken aus Wohlhabenheit in wirtschaftliche Not. Nach Jahren der Qual opfert sich die herangewachsene Tochter, verzichtet auf den geliebten Jugendfreund und schliesst eine Geldheirat. Der eigentliche Reiz des Romans liegt in der Schilderung dieser Mädchengestalt, die vom Verhängnis in den furchtbarsten Seelenkonflikt hineingetrieben wird, einen Berg des Leids hinanklimmen muss, um endlich doch auf der Höhe freies Land zu sehen. „Erlösung"

ist das Schlussthema des Buches, das bei lebendigster Schilderung ganz auf psychologische Entwicklung gestellt ist.

„ZUKUNFT." Roman von LEONHARD SCHRICKEL.

Amandus Rocktäschel ist der Sohn einer verwitweten Obsthändlerin. Vom Ehrgeiz seiner Mutter getrieben, vom Strebertum ganz erfüllt, arbeitet er sich unter Entbehrungen und Demütigungen, rücksichtslos gegen die eigene Person und gegen andere, empor. Er geht durchs Gymnasium, wird Jurist, erringt eine Amtsstelle und endlich auch die „gute Partie", die ihm den Weg zu dem ersehnten Aufstieg in die grosse Welt ermöglichen soll. Aber hier scheitert er. Ueber Mutter und Brüder ist er hinweggeschritten; als er jetzt auch die eigene Frau innerlich zerbrechen will, reckt sie sich auf und wird zur Richterin und Rächerin. Aber es gelingt ihr mehr. Sie befreit den Mann, der schliesslich auch nur ein Opfer war, von den Dämonen, die ihn vorwärts gepeitscht haben, und zeigt ihm den Ausblick zu einem reinen und echten Dasein.

„NANETTCHEN UND DIE LIEBE." Roman von JULIUS BERSTL.

Julius Berstl, der mit seinem Gottfried August Bürger-Roman „Ueberall Molly und Liebe" einen Erfolg erzielte, macht in dem Roman „Nanettchen und die Liebe" die Welt des Rokoko lebendig. Nanettchen Kalmussin, die Tochter eines biederen Leipziger Schankwirtes aus der Jung-Goethe-Zeit, kindlich und begehrlich, naiv und kokett, voll ungeduldigen Lebensverlangens, sucht in den Armen eines sympathischen, aber leichtsinnigen Studenten das schwärmende Abenteuer, nach dem sie sich sehnt. Enttäuscht und verlassen, flüchtet sie eine Ehe, die von vornherein dem Zusammenbruch geweiht ist. Nach dem Selbstmord ihres Mannes, eines haltlosen Verschwenders, ist Nanettchen in Gefahr, gänzlich zu versinken. Da rettet sie im letzten Augenblick der Schankknecht ihres Vaters, der sie seit ihrer Kindheit Jugend anbetet. Sie heiratet ihn, und so verklingt die prickelnde Tanzmelodie von Nanettchens lustiger Jugend, verklingt im Alltag einer schwerfälligen deutschen Spiesserweise. Aus dem sonnigen Mädchen wird die karge, arbeitsame Frau Schankwirt Heberlein. Julius Berstls Roman bietet neben der sicher durchgeführten Entwicklung eines Einzelschicksals ein reizvolles, farbiges Kulturbild.

„DAS FRAUENHAUS." Roman von HELENE MÜHLAU.

Erinnerungen an Saale-Romantik werden bei der Lektüre dieses Buches wach. Man denkt an Bad Kösen, an das Bad der Frauen und Kinder, an die weiche, verzärtelnde Luft, die um diese Höhen weht, an diese ganze Atmosphäre von Schonungsbedürftigkeit und Rücksicht, die dort regiert. Ein armes, kleines Frauenschicksal entwickelt sich hier, nachdem es schon zu Boden

zerdrückt, schon halb erstickt war, endlich noch zu einem guten und trostvollen Abschluss. Ein leibhaftiger Mann erscheint in diesem „Frauenhaus“, in dem lauter verschrobene, verhutzelte, irgendwie gescheiterte Weiblein zusammenhocken, und der rettet die kleine Schutzbedürftige an sein starkes und ehrliches Herz. – Das Buch ist lebenswahr geschrieben und in der Kleinschilderung ausgezeichnet.

„LETZTER FRÜHLING.“ Roman von SOPHIE HOECHSTETTER.
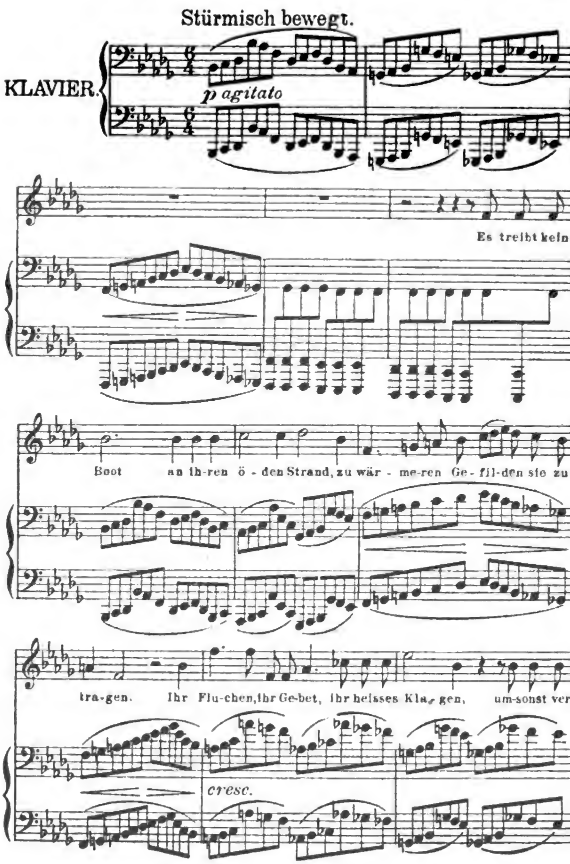
Ein alternder verheirateter Mann liebt ein junges, kaum zwanzigjähriges Mädchen. In die stille Abgeschiedenheit seines Lebens kam es wie ein müder Schmetterling hineingeweht, Hilfe suchend, hungrig nach einem bisschen Glück. Und mit ihr ist auf einmal sein Zimmer wie mit heller Luft, sein Dasein wie mit Frühlingssonne erfüllt! Aber schon drängen die Schatten heran, die seine bisherige Welt ausmachten; sie werden dichter und dichter, bis seine reine Seele müde wird und sich zum Verzicht bekennt. Sophie Hoechstetter hat diese alte, ewig neue Geschichte von der letzten Liebe mit echter und zarter Kunst erzählt.
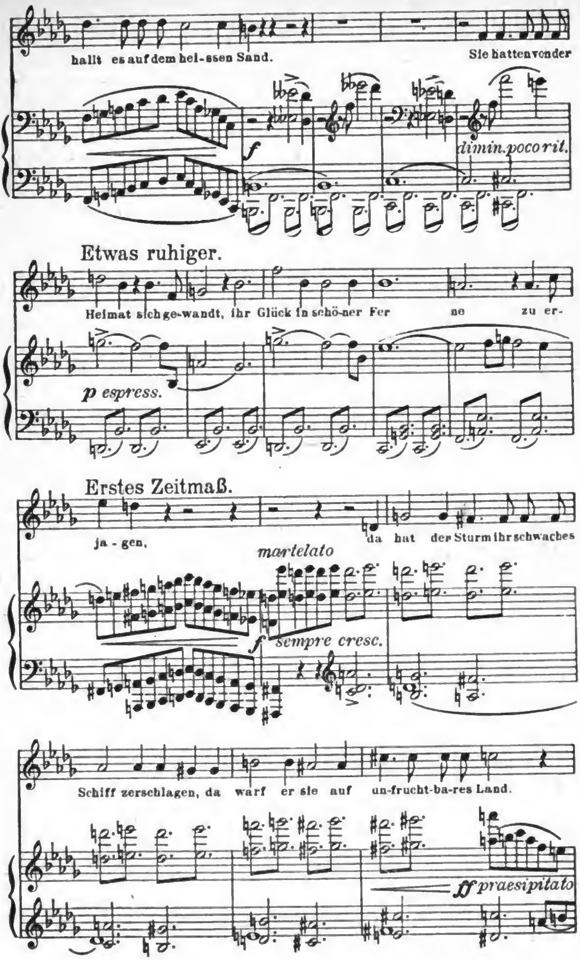
„DIE VERLOBUNG DES FREIHERRN VON WEHLEN.“ Roman von GEORG WASNER.
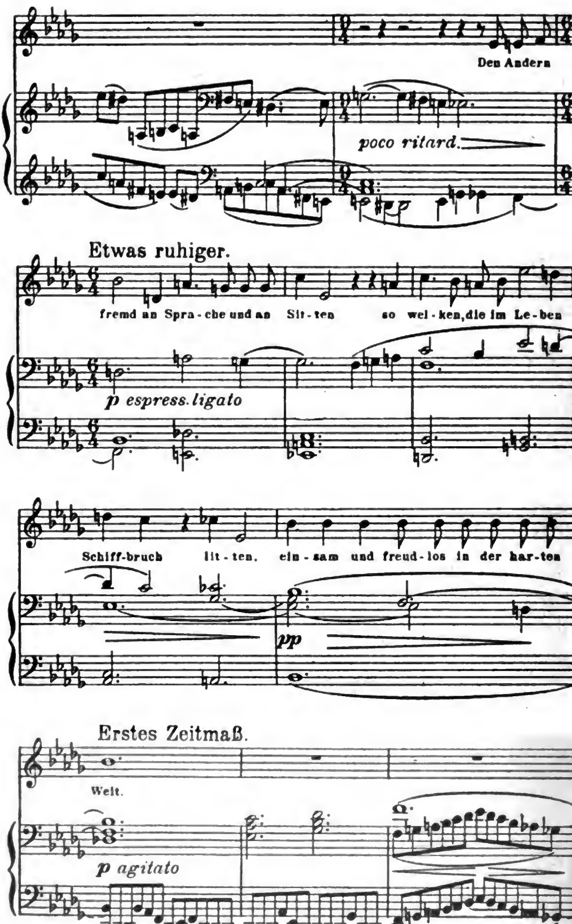
Wasner schildert in liebenswürdigster Form. Sein frischer und froher Freiherr v. Wehlen verliebt sich bis über beide Ohren und verlobt sich mit Eilzugsgeschwindigkeit. Da surrt plötzlich ein Gerücht über seine Braut zu ihm, haltlos und ohne Inhalt, und sticht ihm so tief ins Herz, dass er seine Koffer packt und fast ohne Gruss von der Bildfläche verschwindet. Und dann sitzt er in einem kleinen Gebirgsort, grübelt den Dingen nach, bis er, nach mancherlei Kämpfen, einsehen lernt, dass es doch nur „eine“ für ihn gibt: die eine, der er so schnell entflohen und der er doch vielleicht Unrecht getan. Die Zeit tat wieder ihre Wunder. Und wie das Buch mit einem herzhaften Kusse schliesst, legt es auch jeder Leser befriedigend aus der Hand. Denn es ist von Humor erfüllt unb bringt, was uns not tut: rein Menschliches, mit Güte und Verstehen geschildert!
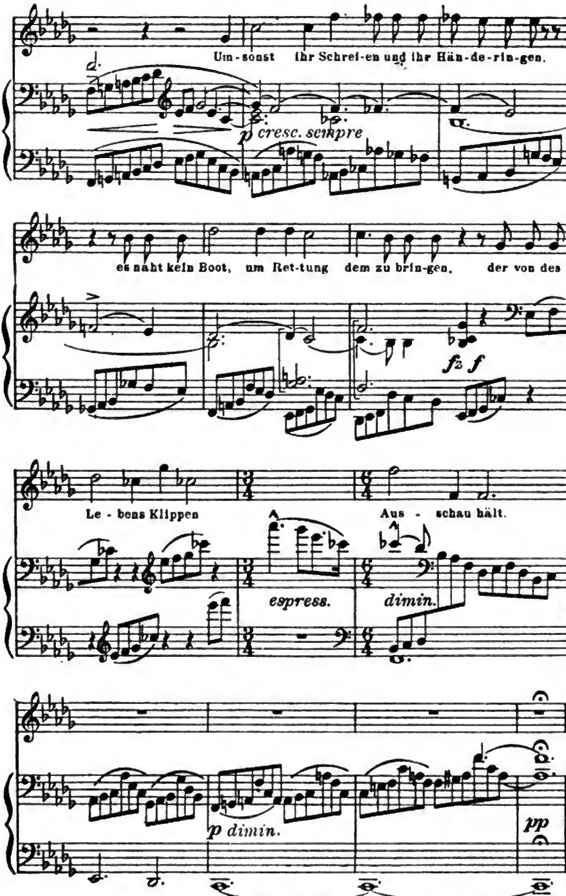
Die Gestrandeten

Lied von E. N. v. Reznicek




hallt es auf dem hei-ssen Sand.
Sie hatten von der
f
dimin. poco rit.
Etwas ruhiger.
Heimat sich ge-wandt, ihr Glück in schö-ner Fer ne zu er-
p espress.
Erstes Zeitmaß.
ja - gen,
da hat der Sturm ihr schwaches
martelato
f sempre cresc.
Schiff zerschlagen, da warf er sie auf un-frucht-ba-res Land.
ff praesipitato


Den Andern
poco ritard.
Etwas ruhiger.
fremd an Spra - che und an Sit - ten so wei - ken, die im Le - ben
p espress. ligato
Schiff-bruch lit - ten, ein - sam und freud - los in der har - ten
pp
Erstes Zeitmaß.
Welt.
p agitato


Um-sonst ihr Schrei-en und ihr Hän-de-rin-gen.
p cresc. sempre
es naht kein Boot, um Ret-tung dem zu brin-gen, der von des
fz f
Le - bens Klippen Aus - schau hält.
espress.
dimin.
p dimin.
pp

Richard Strauss als Melodiker

Von Dr. Leopold Schmidt

Melodie“ ist der musikalische Urstoff, die Keimzelle jedes Tongebildes, das treibende Element im musikalisch Schaffenden. Sie ist die Physiognomie des Komponisten, das Auge, aus dem seine Seele blickt. Zu allen Zeiten, von Palestrina bis Wagner, waren die grossen Meister auch grosse Melodiker. In dem Grade, als die melodische Erfindung eigenes Gepräge hat, ist die Bedeutung, die schöpferische Potenz eines Musikers einzuschätzen. In der Melodie offenbart sich die musikalische Individualität.

Wenn gegenüber der neueren Tonkunst in dieser Hinsicht Zweifel entstehen konnten und es scheinen wollte, als ob die Wunder der modernen Harmonik und instrumentalen Koloristik im Verein mit einer gewaltigen Steigerung der motivisch-kontrapunktischen Kompositionstechnik die melodische Erfindungsgabe hätten verkümmern lassen, so liegt das daran, dass der Begriff der „Melodie“ im Laufe der vorletzten Entwicklung etwas Starres, Konventionelles geworden war. Als Melodie galt uns schliesslich nur noch die auf der Harmonielehre des 18. Jahrhunderts mit ihrem Dreiklangsprinzip begründete melodische Ausdrucksform der Klassiker und ihrer Nachfahren, während diese doch nur ein Typus unter vielen, die möglich sind, war. Mit diesem Typ hat natürlich die moderne Musik, sehr häufig wenigstens, nichts mehr zu tun. Unsere Harmonik und unser Tonalitätsgefühl sind eben andere

geworden. Macht man sich aber von überkommenen Anschauungen frei und bekennt sich zu der Auffassung, dass jede organisch gebildete Tonfolge in ihrem horizontalen (zeitlichen) Verlauf — im Gegensatz zum vertikalen (räumlichen) und den Akzidentien der Klangfarbe — „Melodie“ ist, so behält das oben aufgestellte Axiom seine Geltung. Auch der moderne Komponist ist und wird weiterhin nur von Bedeutung sein, sofern er eine eigene Melodie hat, d. h. die Fähigkeit, seine Ideen gefühlsmässig und individuell zum Ausdruck zu bringen. Unsere Definition der Melodie schliesst zugleich den rhythmischen Einfall ein, der zu allen Zeiten von so entscheidender Bedeutung gewesen ist. Dass ferner keine Tonfolge für sich allein besteht, dass ihre Harmonisierung und ihr Klanggewand den Eindruck mitwirkend bestimmen, ist bei alledem selbstverständlich.

Noch eine andere Bemerkung sei hier gleich vorausgeschickt. Die Schönheit und Ausdrucksfähigkeit einer Melodie hat zu keiner Zeit in ihrer absoluten Originalität gelegen. Viel zu sehr ist man heutzutage, und nicht nur in Laienkreisen, geneigt, an der zufälligen Uebereinstimmung einzelner Tonfolgen bei verschiedenen Komponisten Anstoss zu nehmen. Wollte man daraufhin Bach, Händel, Mozart, selbst Beethoven mit der Musik ihrer Zeit vergleichen, man würde zu überraschenden Ergebnissen gelangen. Sie erscheinen uns oft nur originell, weil, was um sie herum war, in Vergessenheit versunken ist. In diesem Punkte nahmen es die Alten nicht genau und dachten viel liberaler als wir. Und mit Recht. Denn nicht auf die äussere Uebereinstimmung des Notenbildes kommt es an, sondern auf den Geist, den Stimmungsgehalt. Es kommt darauf an, wer ein Thema in den Mund nimmt und was er daraus macht; auf den Zusammenhang, in dem ein Gedanke erscheint, auf die Beleuchtung, die er erfährt. Der starke Geist prägt jede Münze. Was bei dem einen Entlehnung, Zitat, ist, ist bei dem anderen Neubildung, rechtmässiges Eigentum. Wer für diesen Unterschied genügend feine Empfindung hat, wird deshalb niemals die Originalität eines Meisters in der Abwesenheit jeglicher Anklänge und Aehnlichkeiten suchen.

* * *

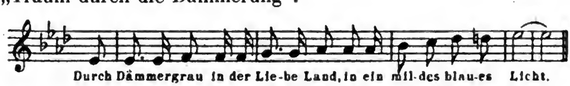
Im Vordergrund des deutschen Musiklebens — ohne den Krieg dürfte man sagen: des europäischen — sehen wir seit etwa zwei Jahrzehnten Richard Strauss. Mit zehn sinfonischen und acht dramatischen Werken von monumentaler Bedeutung nebst einem unvergleichlich reichen Liederschatz steht der noch immer rüstig Schaffende an der Spitze der lebenden Komponisten. Schon um die Jahrhundertwende war seine Führerrolle unter den Modernen unbestritten, und seitdem er nicht nur der Orchestermusik durch seine sinfonischen Dichtungen, sondern auch (als Erster seit Wagner) dem Drama wieder neue Bahnen gewiesen, wird das Ueberragende der Erscheinung selbst von denen bereitwillig anerkannt, die sich im einzelnen oder im ganzen mit der Tendenz seiner Musik grundsätzlich nicht befreunden können.

Diese Stellung verdankt Richard Strauss zweifellos dem Umstand, dass auch ihm von Natur die Gabe des persönlichen Ausdrucks, einer originellen musikalischen Vorstellungskraft, kurz: der eigenen Melodie verliehen ist. Mag sich sein Einfluss auf die jüngere Generation, durch den er Schule gemacht hat, von der fortschrittlichen Tendenz seines Schaffens, von der Neuheit seiner Technik und dem berauschenden Farbenglanz seiner Orchesterpalette herschreiben: die Liebe und Anhänglichkeit der kunstempfänglichen Welt, die intensive Wirkung auf das Laienpublikum hat er sich durch die Grösse und Ausdruckskraft seiner musikalischen Gedanken erobert. Auch Richard Strauss ist ein grosser Musiker, weil er ein grosser Melodiker ist. Wie jeder Eigene hat er sich langsam durchgesetzt; mit der wachsenden Erkenntnis seines Melos ist dann von Jahr zu Jahr seine Popularität gestiegen. In Straussens Thematik zeigt sich zugleich die eminent formbildnerische Potenz, die sich nicht weniger im architektonischen Aufbau seiner Werke bekundet und ihn so wesentlich von vielen Neueren unterscheidet. Man darf hinzufügen, dass der Meister sich dieser Seite seiner Individualität bewusst ist und es prinzipiell ablehnt, in dem Verzicht auf den thematisch bedeutsamen Einfall oder in wohlfeiler Formlosigkeit einen Fortschritt der musikalischen Entwicklung zu erblicken.

Die Straussche Melodie auf ihre rhythmische Struktur und auf ihren Zusammenhang mit der modernen Harmonik und Agogik zu prüfen, ist eine noch ungelöste und verlockende Aufgabe. Dazu bedürfte es aber eingehender wissenschaftlicher Untersuchungen, die den Rahmen und Zweck dieses Aufsatzes bei weitem überschreiten würden. Hier soll nur kurz mit einigen Beispielen auf die wichtigsten Typen und gewisse Eigentümlichkeiten hingewiesen sein, die sich an den melodischen Gebilden des Meisters beobachten lassen und geeignet scheinen, deren besondere Wirkungen vom musikalisch-ästhetischen Gesichtspunkte zu begründen.

* * *

Ein hervorstechender Wesenszug der Straussschen Musik ist ihr unentwegter Optimismus. Sie ist gewissermassen die Apotheose dessen, was sie darstellt. Selten oder nie entlässt uns der Komponist, mögen auch ernste Erschütterungen voraufgegangen sein, mit dem Gefühl der Unbefriedigung, des Bedrücktseins. Dieser Grundstimmung entspricht die aufwärtsgerichtete Tendenz seiner Melodie. Während bei Wagner die melodische Linie sich gern von Gipfeln zur Tiefe senkt, entwickelt sie sich bei Strauss meist in umgekehrter Richtung. Nebenbei bemerkt: Wagner bevorzugt die tiefen, dunkel wirkenden Instrumente — er hat die Tuben in das Orchester eingeführt —, Strauss die hellen und lichten Farben (geteilte Geigen, Es-Klarinette, Celesta, Harfen, allerhand Schlagzeug). Seine Notenbilder zeigen die musikalische Handschrift eines Optimisten. Dem Verfasser hat Strauss selbst einmal gesagt: „Ich kann noch so tief anfangen — nach einer Weile bin ich unwillkürlich wieder oben." Ein typisches Beispiel bietet in dieser Hinsicht das bekannteste seiner Lieder „Traum durch die Dämmerung":



Dieser aufstrebende Zug lässt sich, mehr oder minder ausgesprochen, in der gesamten Thematik, auch der instrumen-

talen, verfolgen. Man betrachte daraufhin z. B. die beiden Liebesthemen aus dem „Heldenleben“:
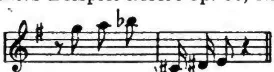




Oder die wundervolle Einleitung zu dem vielgesungenen Liede „Morgen“:



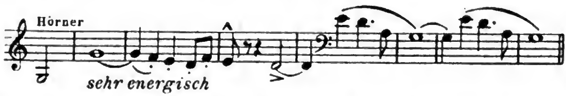
Im Zusammenhang damit stehen die bei Strauss so häufig vorkommenden weiten Intervallsprünge nach abwärts, die den Sängern meist nicht leicht fallen. Sie sind die Folgeerscheinung der bis hart an die Stimmgrenze getriebenen Linienführung; der Komponist muss umbiegen. (Was bei einem Meister wie Strauss natürlich nie Ungeschick ist, sondern immer zugleich als Mittel der Charakteristik benutzt wird.) Ein markantes Beispiel liefert op. 36, Nr. 2:



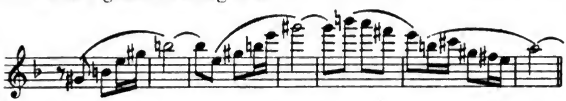
Zwei Typen sind es vor allem, die uns in der Straussschen Melodik als besonders neu und charakteristisch entgegentreten: der Typus des Grandios-Schwunghaften und der des Kapriziösen. In ihnen ist Strauss am leichtesten und ohne weiteres erkennbar. Für das Schwunghafte bietet ein prägnantes Beispiel der Anfang des „Heldenlebens“:



Nicht minder zeugt von echt Straussischem Aufschwung der Leidenschaft das zweite Hauptthema aus der Tondichtung „Don Juan“:

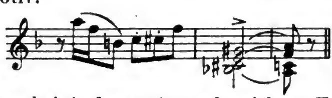


Auch die prachtvolle E-dur-Episode aus der „Domestica“ gehört in die gleiche Kategorie:
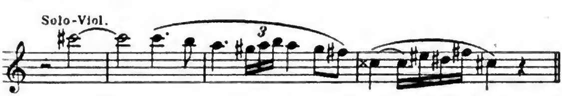


Diese Art der Melodiebildung ist von hinreissender Kraft; in ihr liegt die Aeusserung einer durchaus individuellen Gestaltungsgabe vor. In der neueren Literatur hat sie bereits vielfache, wenn auch schwächliche Nachahmung gefunden.

Ein Gebiet für sich bildet das Kapriziöse im Straussischen Schaffen. Hier ist der Komponist absolut originell und hat neue, persönliche Ausdrucksmittel gefunden. Den Anstoss hat wohl die Gestalt des „Till Eulenspiegel“ gegeben. Sein Schelmenmotiv:



ist, wie mir scheint, der erste nachweisbare Fall, wo Strauss die später bei ihm typischen Charakterisierungskünste angewandt hat. Mit vorwiegend kurzen Notenwerten, überraschenden Harmoniewendungen, punktierten Rhythmen, kühnen Melodiesprüngen weiss er treffend Ironie und fratzenhafte Komik, unstetes Wesen, Nervosität und Launenhaftigkeit auszudrücken. Und da das Kapriziöse ein weiblicher Charakterzug ist, so dient diese Themengruppe zumeist der musikalischen Illustrierung Straussischer Frauengestalten. Wir finden sie vertreten in dem Porträt der „Gefährtin“ des Helden:



in der „Domestica“, wo es gilt, die Frau zu schildern:



in der Charakterisierung der Färberin („Frau ohne Schatten“) wie in der „Ariadne“ unter den musikalischen Symbolen der Zerbinetta:



In der „Salome“ erhält aber auch der neurasthenische Herodes ein reichlich Teil solcher Kennzeichen, und in der bizarren Thematik der Klytemnästra („Elektra“) steigert sich das Sprunghafte ins Grausig-Hysterische.

Eine Gattung für sich bilden jene Straussschen Melodien, die nicht wie der oben aufgestellte Typ das entfesselte Temperament, den jähen Aufstieg malen, sondern in denen eine mehr verhaltene Leidenschaftlichkeit lebt. Ihre sinnliche Wärme erhalten sie nicht selten durch die von Brahms hier schon bekannten Terzen- und Sextenfolgen, die aber, meist chromatisch gebracht, bei Strauss einen ganz anderen Charakter haben. Schon in der „Feuersnot“ begegnen sie uns in dem Thema des Kunrad:
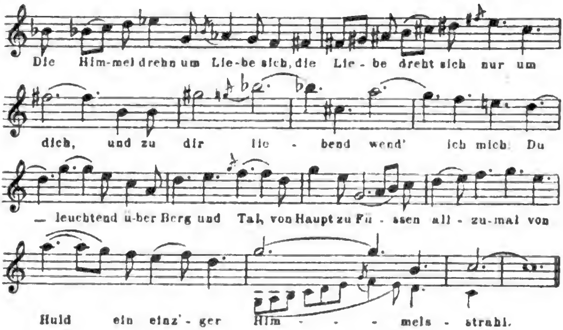


Hierher gehören die ekstatischen Tänze der „Josephslegende“ und die inbrünstigen Melodien von Liedern wie „Zuneigung“, „Heimliche Aufforderung“, „Cäcilie“. Als Beispiel echt Straussscher Melodik in diesem Sinne sei der Schluss des weniger bekannten „Morgenrot“ (nach Rückert) gegeben:
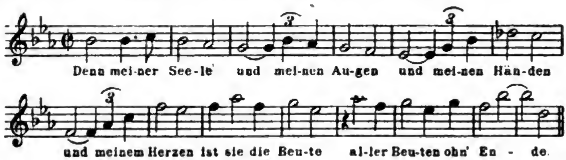


Die Freunde

Nach einem Gemälde von Oskar Kokoschka in der Nationalgalerie

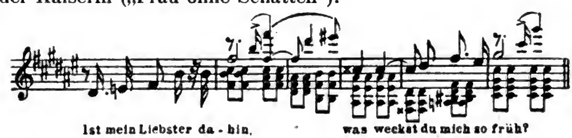
Zu dem Artikel „Neue Kunst“



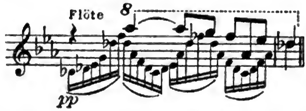
Das Hauptthema des Kaisers aus der „Frau ohne Schatten" zeigt, zu welcher melodischen Ausdruckskraft in diesem Sinne sich der Dramatiker Strauss zu erheben vermag:



Ueberaus zahlreich sind die Fälle, in denen eine besonders eigenartige Stimmung auf das genialste getroffen ist. Man kann das Geheimnis solcher Wirkungen nicht mit Worten entschleiern, man muss sie empfinden können. So die ätherische Zartheit und Lieblichkeit beim ersten Auftreten der Kaiserin („Frau ohne Schatten"):



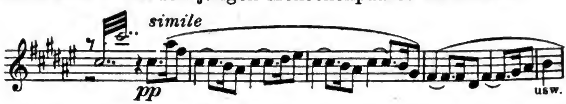
So das wehmütig Lächelnde der Flötenstelle aus „Tod und Verklärung":



oder aus der „Domestica“ die unsagbar traumselige Oboenweise mit der charakteristischen Septime:

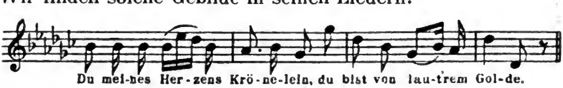


oder wenn im „Rosenkavalier“ bei der Ueberreichung der silbernen Rose hellste Klänge (und die voraufgehenden Akkorde dreier Soloviolinen, Celesta, Flöte und Harfen) die Vorstellung von Blau und Silber und zugleich von der Unschuld des in Liebe sich findenden jungen Menschenpaares wachrufen:



In das Gebiet zwingender Stimmungsmalerei fallen auch die Schlussbilder des „Heldenleben“ und der „Alpensymphonie“, nur dass hier das Melodische an sich, ohne den Reiz der jeweiligen Klangfarbe und ohne den Kontrast des Voraufgehenden, in seiner vollen Wirkung nicht gewürdigt werden kann.

Wie jeder grosse Melodiker wurzelt auch Strauss zum Teil in der Volksmusik. Das Volkslied speist die Lyrik und Dramatik dieses Modernen häufiger, als man annehmen möchte. In der „Feuersnot“ verwendet er geradezu alte Münchener Volksweisen, und in den Walzern des „Rosenkavalier“ knüpft er bewusst an die Wiener Pratermusik an. Innerlicher ist der Zusammenhang, wo er eigene Melodien volkstümlich gestaltet. Wir finden solche Gebilde in seinen Liedern:
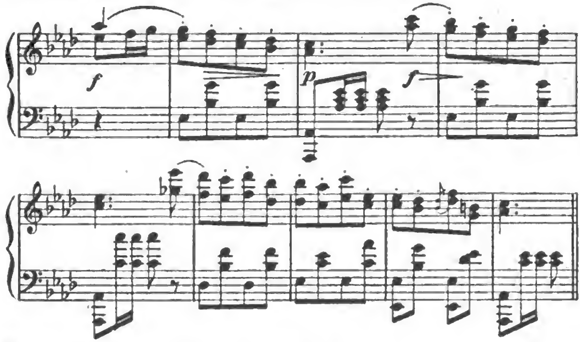


„Ich trage meine Minne“, „Mit deinen blauen Augen“, „Ich ging im Walde so für mich hin“ sind weitere Beispiele dafür.

Dieser volkstümliche Ton wird auch in dem lieblichen Schlussduett des „Rosenkavalier“ angeschlagen:

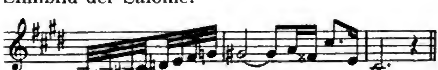


er klingt in einem Seitenthema der „Domestica“ an und feiert Orgien in dem derb-plastischen Gassenhauer, mit dem Till Eulenspiegel auf die Dummheit der Welt pfeift:



Man sieht förmlich, wie er, den Hut schief aufs Ohr gedrückt, sich gelungenen Streiches freuend, davontänzelt.
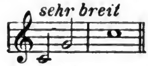
Aeusserlich betrachtet, in bezug auf den Umfang, bewegt sich die Melodie Richard Straussens mit Vorliebe in entgegengesetzten Extremen. Bald ist sie nur ein knappes Motiv, wie das Sinnbild der Salome:



oder die wenigen Noten, die in „Elektra“ das Symbol des Agamemnon bilden:



wie im Natur-Thema des „Zarathustra“
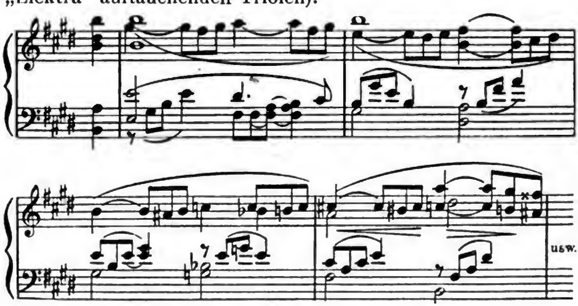


und dem triebkräftigen, herausfordernd keck hingeworfenen:



des „Heldenleben“; bald breitet sie sich in stolzem, weitgespanntem Bogen aus. Zur Zeit der „Salome“ und „Elektra“ bevorzugte Strauss das motivische Prinzip. Die Partituren dieser beiden Werke sind weniger reich an ausgesponnenen Melodien als an kurzen Symbolen, die trotz ihrer Fülle durchweg von bewundernswerter Prägnanz und Bildhaftigkeit sind. Mit wenigen Noten vermag Strauss jede gewollte Vorstellung heraufzubeschwören. Aber er hat auch den langen melodischen Atem. Das zeigt sich wiederum besonders in den späteren Opern. Man beachte den Aufbau des herrlichen „Ariadne“-Monologs:
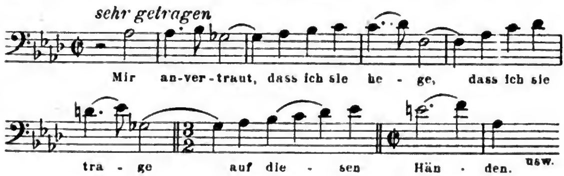


Welch grosser Zug in dem ununterbrechbaren melodischen Flusse! Und in demselben Werk führt uns das Thema der „Verwandlung“ (mit seinen echt Straussischen, schon in der „Elektra“ auftauchenden Triolen):



dem später als Kontrapunkt das von Leidenschaft trunkene Motiv:



entgegentritt, eines der wundervollsten Beispiele der polyphonen Thematik des Meisters vor Augen. Aus seiner jüngsten Oper („Frau ohne Schatten") darf der Zwiegesang des Färberpaares, der sich aus dem Thema des Barak:
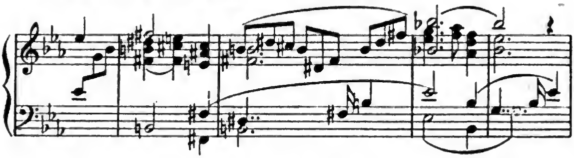


entwickelt, als ein ähnlicher Höhepunkt weitspannigen melodischen Gestaltens herangezogen werden.

Es erübrigt noch, ein Wort über die harmonischen, rhythmischen und figurativen Eigentümlichkeiten der Straussschen Melodik zu sagen. Was zunächst die latenten harmonischen Beziehungen der Melodietöne betrifft, so weisen sie Freiheit im Gebrauch der Dissonanzen und jenen Reichtum an neuen, oft kühnen und überraschenden Modulationen auf, die der modernen Musik überhaupt eigen sind. Strauss ist ja darin so ziemlich allen voraufgegangen. Ein Mittel, das er besonders gern und häufig anwendet, um die Farbe aufzufrischen, das Ohr zu fesseln, die poetische Wirkung zu erhöhen, sind die plötzlichen harmonischen Rückungen, das Ausweichen in entfernte, möglichst leiterfremde Tonarten. Den Reiz der unvermittelten Gegenüberstellung solcher Tonarten hat Richard Strauss aufgedeckt, wie etwa Schubert den des Dur- und Mollwechsels. Die Wirkungen, die er damit erreicht, sind wundervoll und mannigfaltig. Um auch hier, was gemeint ist, durch Beispiele zu verdeutlichen, sei je ein Thema aus dem „Rosenkavalier" und der „Ariadne" hergesetzt:
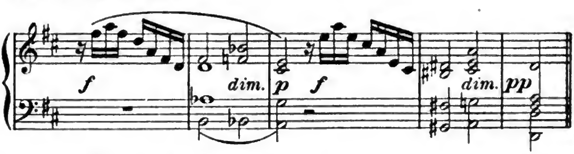
1. Thema der Marschallin:
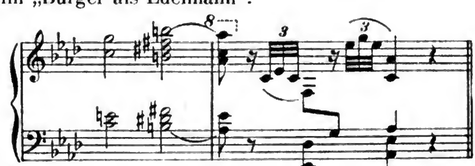


2. Aus dem zweiten Ariadne-Monolog:



Zahlreich sind solche Stellen in den Liedern. In „Meinem Kinde“ bei dem Worte „Glückskraut“ die plötzliche Rückung nach D-dur, in „Mit deinen blauen Augen“ die Ausweichung von F nach Fis-dur (bei „ein Meer von blauen Gedanken“), der Wechsel von Es- und G-dur in der „Winterweihe“, von Cis-dur und D-dur, von A-dur und G-moll in der „Freundlichen Vision“ sind nur so zufällig herausgegriffene Beispiele, die sich beliebig vermehren liessen. Auf dieselbe Tendenz, das gleiche Verlangen nach Ueppigkeit, ist nebenbei bemerkt die ungewöhnliche Vorbereitung der Kadenz zurückzuführen, die oft durch ganz abseits liegende Harmonien erreicht wird. So etwa im „Don Quixote“:



oder im „Bürger als Edelmann“:



Bei aller Modernität jedoch hat Strauss mit den Bestrebungen gewisser Kreise (Schönberg, Busoni, Schrecker usw.), die historische Entwicklung abzubrechen und die Musik durch Aufhebung des Tonalitätsbegriffes und der akkordlichen Vorstellung auf eine völlig neue Basis zu stellen, nichts zu tun. Seiner schöpferischen Phantasie liefert das vorhandene Tonmaterial und seine theoretische Einordnung noch Baustoff genug; archaisierende Neigungen, das Spiel mit der Ganztonleiter, das Bedürfnis nach den Klangvorstellungen exotischer Völker, nach Drittel- und Vierteltönen, liegen ihm fern. Strauss steht durchaus auf dem Boden der Tonalität, und sein Schaffen entspringt jener Mischung von horizontalem und vertikalem Denken, das seit Wagner die Oberhand gewonnen hat. So nur erklärt es sich, warum jene Neuerer, die er trotz alledem als Erfinder und an Bildnerkraft turmhoch überragt, seine Art als überholt und rückständig zu diskreditieren versuchen.

Die rhythmische Struktur der Straussschen Melodie ist offensichtlich von zwei Faktoren abhängig. In den sinfonischen Dichtungen, also wo sie rein instrumentaler Natur ist, wird sie — obwohl oft genug bei Strauss primär musikalische Gesetze walten — von dem Verlangen nach Plastik des Ausdrucks, nach sinnlicher Verdeutlichung der poetischen Idee bestimmt. Im vokalen Satze ist sie die Dienerin der sprachlichen Metrik. Darin ist Strauss ganz Moderner. Er unterscheidet sich nur von anderen dadurch, dass er über der Kleinarbeit nie die melodische Linie aus dem Auge verliert, ebenso wie er bei aller motivischen Kombinationskunst jederzeit die musikalisch-architektonische Form wahrt. Im einzelnen aber folgt er aufs sorgfältigste der Akzentuierung des Verses und sucht rhythmische Unregelmässigkeiten durch die Mittel der Synkopierung und des Taktwechsels auszugleichen. Das „Wiegenlied" mit seinen zwei- und dreiteiligen Takten, „Winterweihe" und das bekannte „Ständchen" sind Beispiele einer besonders feinsinnigen musikalischen Deklamation.

Zu Strauss' Eigentümlichkeiten gehört endlich der Hang zu melismatischer Ausschmückung der Melodie. (Auch

darin zeigt sich der geborene Melodiker.) Das Melisma, das heisst die auf einer Silbe gesungene Gruppe von Tönen, war aus unserer Musik fast schon verschwunden, zugunsten einer musikalischen Deklamation, in der Ton und Silbe sich deckende Einheiten sind. Strauss konnte sich mit einer auf die Dauer so dürren Nachzeichnung der Rede nicht begnügen, und, ohne der Metrik im mindesten Gewalt anzutun, benutzt er jede Gelegenheit, um den Empfindungsgehalt das Wortes durch Tonfolgen oft ausschweifendster Art zu vollem Ausdruck zu bringen. Aber nie stehen seine Melismen um ihrer selbst willen da (wie wohl in früheren Zeiten), stets dienen sie der Charakterisierung dramatischer Gestalten und Situationen oder der Verlebendigung des lyrischen Dichterwortes. Oft sind sie äusserlich malend, wie in den Terzetten der Naturgeister aus „Ariadne“ oder in dem Lied „Muttertändelei“:



und dann vermögen sie unter Umständen auch zum Ausdrucksmittel musikalischen Humors zu werden. Der Sinn für gesangliche Verzierung hat sich sogar bei unserem Komponisten mit den Jahren noch entwickelt, und seit der Zerbinetta-Szene und dem Erscheinen der neuesten Liederhefte kann man geradezu von einer Wiederbelebung der Koloratur sprechen.

Was sich allgemeines über Richard Strauss und seine Melodie behaupten lässt, dürfte hiermit erschöpft sein. Die wahrgenommenen Merkmale kennzeichnen unstreitig seine Musik auch nach der melodischen Seite als das Produkt eines originellen und selbständigen Geistes. Wer sich in seine Werke vertieft, sieht sich so reich beschenkt, dass es schwer hält, dem etwas auch nur vergleichsweise gegenüberzustellen. Gerade der Melodiker Strauss ist zwar bemängelt und angefeindet, aber von keinem noch nachgeahmt oder erreicht worden. Es ist leicht, „straussisch“ zu schreiben, seinen Stil, seine Technik zu kopieren — unmöglich „straussisch“ zu er-

finden. In der Melodie ruht eben das letzte, tiefste Geheimnis der künstlerischen Persönlichkeit. Sie ist ihre Schutzmarke, ihr unteilbares Eigentum.

Schöpfung

Im Gebüsch erglänzen tausend Tränen,
Wie kein Auge sie so lieblich blinkt.
Droben rauscht ein Zug von wilden Schwänen,
Der von Heimat sich zu Heimat schwingt. –

Warum drängt dich's, einer Frau zu leben,
Die zum Spiegel noch im Rausche späht, –
Einem Freund dich masslos zu ergeben,
Der beim Hahnenschrei dich schon verrät!

Hat ein Mensch dir je den Gram entgolten,
Den du liebend um sein Schicksal littest?
Neid hat deine frei'ste Tat gescholten,
Bis du tief in Scham und Elend glittest. –

Birg dein Herz in deinen starken Händen.
Heb die Augen zu der guten Welt:
Lass sich feierlich vor dir vollenden,
Was die Allmacht ewig dir gesellt.

Gottes Friede will dich überkommen,
Den die Nacht schon wunderbar bestürmt.
Dir befreundet ist der Mond erglommen,
Festlich das Gebirge aufgetürmt.

Alle Trauer wird Gesang der Nixe –
Süsser Hall auf sternbeglänztem Strom,
Und Maria flieht vom Kruzifixe
In der Schöpfung gnadenvollen Dom.

Hans J. Rehfisch

Neue Kunst

Von Geheimrat Ludwig Justi
Direktor der Nationalgalerie

Im August 1919 wurde die neue Abteilung der Nationalgalerie im ehemaligen Kronprinzenpalais eröffnet. Nach Verhandlungen, die sich mit manchen Schwankungen und Unterbrechungen über viele Monate hinzogen, war es so möglich geworden, für die Sammlung neuerer Kunst ein zweites Gebäude zu bekommen; seit Jahrzehnten schon hatten die Leiter der Nationalgalerie einen Neubau gewünscht, aber neben den grossen Bauausgaben für die Sammlungen alter Kunst hatten solche Wünsche keine Aussicht auf Erfüllung.

Das Kronprinzenpalais eignet sich für den neuen Zweck ausserordentlich gut: die Abmessungen der Räume entsprechen den Bedingungen, für die zumeist der neuere Künstler schafft; die Wände sind nicht zerstückelt, die Türen stehen dicht an der Fensterwand, man wird daher nie geblendet; das Licht kommt von Norden und in ausreichender Fülle, so dass viele Bilder, zum Beispiel die französischen Impressionisten, einen Reichtum feiner Farbigkeit entfalten, von dem man in der ungenügenden Beleuchtung des alten Gebäudes nichts sehen konnte. Friedländer hat hier das treffliche Wort gesprochen: die besten Museen sind diejenigen, die nicht als Museen gebaut sind.

Nicht der geringste Vorzug dieses Gebäudes ist es, dass die Kunstwerke in drei Stockwerken von jedesmal nur geringer Raumzahl sich verteilen. Es ergibt sich dadurch eine

Gliederung mit ausgiebigen Atempausen, die für die Aufnahme des Gebotenen sehr heilsam ist. In anderen Galerien geht es ohne Absatz von den Akademikern zu den Impressionisten und Expressionisten, manchmal in mehrfachem Schwung und auch mit Durchbrechung der Grenzen, und der Besucher, wenn er nicht schon mit fertigen Massstäben kommt, hat rechte Mühe, sich immer wieder augenblicks umzustellen.

Hatte der Umsturz in Deutschland die Möglichkeit gegeben, der alten Raumnot der Nationalgalerie in unerwarteter Weise abzuhelfen, so war gleichzeitig auch für den inneren Ausbau der Sammlung eine völlige Wandlung eingetreten. Bis dahin bestand ein Genehmigungsrecht des Königs für alle Ankäufe, selbst von Zeichnungen, das mit strenger Schärfe ausgeübt wurde, ganz anders als etwa in München. Zwanzig Jahre hindurch durfte keine „moderne“ Kunst gekauft werden, und nur mit grössten Schwierigkeiten gelang es, hier und da ein Werk neuer Gesinnung durchzubringen. Gegenüber den anderen deutschen Sammlungen war so die Nationalgalerie in einem wesentlichen Teil ihrer Aufgabe fast völlig zurückgeblieben: in der Darbietung wichtigster Zeugnisse neuerer Kunstabsichten. Nach dem Wegfall dieser Hemmung war die Aufgabe der Galerieleitung klar gegeben: für die Gegenwart nach Möglichkeit weiter zu führen, was die Sammlung für die früheren Jahrzehnte bedeutet, eine Auswahl erlesener Werke der bestimmenden Meister.

Bei den nahmhaften Künstlern des Impressionismus ist es jetzt nicht leicht, das Verpasste auszugleichen: wichtige Werke ihrer besten Jahre sind schon längst in festen Händen. Unter den Meistern neuerer Richtungen in Gesinnung und Form gilt das gleiche für die älteren, die Bahnbrecher: van Gogh, Hodler, Munch wären rechtzeitig gekauft worden, hätte die Galerieleitung die entsprechende Bewegungsfreiheit gehabt; eine ganze Anzahl van Goghs war der Galerie sogar schon geschenkt, musste aber wieder weggegeben werden. Heute ist es bis auf weiteres unmöglich, das hier Versäumte nachzuholen; der Marktwert dieser Werke ist

inzwischen ausserordentlich gestiegen und müsste zudem in Gulden, Francs oder Kronen bezahlt werden. Glücklicherweise ist die Galerie bisher in der Lage gewesen, den fehlenden Besitz durch Leihgaben vorläufig zu ersetzen.

Anders lag es bei den jüngeren deutschen Meistern neuer Richtungen: da war es Ende 1918 noch möglich, ausgezeichnete Werke der besten Künstler zu erwerben. Von Kirchner und Schmidt-Rottluff, von Marc, Kokoschka besitzt die Galerie Gemälde, in denen die Meisterschaft dieser Künstler vollgültig sich ausspricht. Von Heckel konnten neben den beiden angekauften Stücken, wundervollen Landschaften, zwei Figurenbilder einstweilen als Leihgaben ausgestellt werden, die ebenfalls zum Kostbarsten gehören, das er bisher geschaffen hat. Pechstein, am frühesten unter den Jüngeren populär geworden, war damals schon „ausverkauft", doch gelang es noch zwei stattliche Stilleben zu bekommen: das eine hatte der Künstler selbst als besonders gut für sich zurückbehalten, das andere hatte sich ein Händler in seiner Privatwohnung aufgehängt; Umtausch des einen gegen ein Figurenbild ist vorbehalten. Nolde war bei der Eröffnung des Kronprinzenpalais noch nicht vertreten, ein Ankauf war von vornherein in Aussicht genommen, kam jedoch nicht zustande, obwohl die Ankaufskommission mit mir der Meinung ist, dass dieser Künstler vertreten sein müsste. Inzwischen ist es nach langen Bemühungen gelungen, für einige Monate einen Raum mit geliehenen Gemälden und Aquarellen Noldes einzurichten, bezeichnenden Werken aus den verschiedenen Arten seines Schaffens. Diese Nolde-Schau ist für den Besucher der Galerie um so bedeutsamer, als der Künstler seit langen Jahren in Berlin nichts mehr gezeigt hat, obwohl Ausstellungen und Kunsthandlungen sich mehrfach dringend darum bemüht haben.

Auch von führenden Meistern der Bildhauerei, Barlach und Lehmbruck, konnten ausgezeichnete Werke erworben werden. Uebrigens war die schöne Lehmbruck-Ausstellung, die bei Cassirer stattfand, ursprünglich für das Kronprinzenpalais in Aussicht genommen; da aber die Besitzerin der

Werke nicht darauf verzichten wollte, während der Ausstellung zu verkaufen, bin ich zurückgetreten, damit die Galerie nicht als Kunstsalon erscheine.

Nun sind viele Kunstfreunde arg erschrocken, als sie die Meisterwerke der neuen Gesinnung im Kronprinzenpalais sahen. „Mir steht der Verstand still", schreibt ein Künstler in einem Heftchen, das gegen die neue Kunst loswettert. Die Ueberraschung wäre nicht so gross, wenn man sich in Ausstellungen und Kunsthandlungen um das längst sich regende Leben ernsthaft gekümmert hätte. Immerhin sieht man daraus, wie wichtig doch die Rolle der modernen Galerie ist; für viele könnte man sagen, quod non est in galeria, non est in mundo.

Während man früher nicht heftig genug darüber klagen konnte, dass die Nationalgalerie der modernen Kunst gegenüber versage, so klingt es nun auf einmal nicht selten umgekehrt, und manchmal muss ich an jenes Wort denken, das — fälschlich — einer früher regierenden Fürstin zugeschrieben wird: „ich begreife gar nicht, dass die Maler so malen; mein Mann hat ihnen doch gesagt, wie sie malen sollen". Wenn der Staat eine moderne Kunstsammlung unterhält und sie nicht nach unsachlichen Gesichtspunkten bevormundet, eine Sammlung, in der seit je zahlreiche lebende Künstler vertreten sind, so ist es zweifellos die Aufgabe der Galerieleitung, das Beste aus dem Schaffen der Gegenwart nach Möglichkeit zu zeigen, ohne sich durch irgendwelche persönliche Rücksichten hemmen zu lassen, und ohne vorzuschreiben, welchen Weg die Künstler zu gehen haben.

So selbstverständlich dies alles scheint, es werden doch der Erfüllung des Gebotenen vielfach unsachlich-persönliche Gründe untergeschoben. Jeder fasst eben alles Geschehen nach seiner eigenen Anlage auf, und wenn manche Männer „vom Bau" die Tätigkeit der Galerieleitung unsachlich beurteilen, so fällt das lediglich auf ihre eigene Denkweise zurück. Ernsthafte Kunstfreunde dagegen sind ausserordentlich dankbar — das habe ich immer wieder gehört —, im Kronprinzenpalais eine Auswahl bester Werke der führenden Meister neuer Kunst zu finden, in klarer räumlicher Gliede-

rung. Das ist von grösserer Bedeutung als bei den älteren Richtungen, weil diese Kunst in erster Linie auf das starke persönliche Erlebnis gestellt ist und auf die persönliche Befähigung, es zur Form zu gestalten: nur bei wenigen führt eine solche Art des Schaffens zu glücklichem und wertvollem Gelingen. Die grosse Zahl der Mitläufer und Nachahmer ist daher nicht so erträglich wie bei früheren Kunstrichtungen, die auch geringeren Begabungen tüchtiges Schaffen ermöglichte. Die Ausstellungen, die bisher allein den Kunstfreunden in Berlin eine Vorstellung von den neuen Absichten vermittelten, gaben und geben ein wirres und schlechtes Bild: wo sich „expressionistische" Werke in grosser Zahl ausbreiten, da ist der Eindruck recht unerfreulich, und er verdunkelt das klare Licht der Form, das reine Feuer der Gesinnung bei den wahrhaft schaffenden Meistern.

Ueber diesen Unterschied und über den Zusammenhang der neuen künstlerischen Absichten mit der allgemeinen Umlagerung der europäischen Seele habe ich mich in meinem „Führer durch die Nationalgalerie" ausgesprochen. Angesichts der Bedeutung dieser Frage für das gegenwärtige Kunstleben mache ich gern von der Erlaubnis Gebrauch, diese Darlegung hier wiederzugeben, zumal in einer Kunstzeitschrift gefragt wurde, wer von den Besuchern der Galerie ausser dem Direktor wohl in der Lage sei, ein so umfängliches Buch von über 400 Seiten zu lesen. Die folgenden Zeilen gehören zu den wenigen allgemeinen Erörterungen in meinem Führer, in dem sonst nur von den einzelnen Werken gesprochen wird. Aber auch hier ist das Allgemeine lediglich die Vorbereitung zu dem Besonderen, das allein wesentlich ist: zu der Betrachtung der Gemälde in der Galerie; für den Kunstpolitiker und Parteimann mag die „Richtung" entscheidend sein, nicht für den Kunstfreund; ihm gilt nur der Rang des Schaffenden und des Geschaffenen.

*

Der Impressionismus drängte beiseite, was nicht als tatsächliche Gegebenheit sichtbar schien. Er entwertete die Geschichts- und Genremalerei, lenkte aber auch ab, im

ganzen, von der Feinheit rhythmischen Aufbaues und der Gestaltung innerlich erlebenden Schauens. Er bereicherte die Welt für das Auge und entwickelte eine Kunst der Malerei, die in Cézanne die höchste Stufe der Kostbarkeit erreicht hat; da ist der Geist ganz Materie geworden, die Materie ganz Geist, wie nie zuvor. Wir sehen aber, wie in Cézannes Form zugleich die Ansätze zu den mancherlei Gegenbewegungen gegen den Impressionismus liegen, zu neuem Bauen nach eigenem Gesetz.

Neben ihm van Gogh, neben der klaren Logik und dem attischen Geschmack des Franzosen die leidenschaftliche Empfindung des Niederländers; auch bei ihm ist die Materie Geist, jeder Farbenstrich ist Leben, aber nur stürmisches, brennendes Leben. Der Pinsel spielt nicht leicht und zärtlich über die Leinwand, sondern mauert und schlägt und zimmert feste Stücke hin, der Farbkörper scheint nicht in Schleiertänzen zu schweben, sondern er flackert und brennt, die Farbe ist nicht zart und duftig wie bei Cézanne, sondern in aller Erlesenheit von unerhörter Kraft. Man stand vor etwas ganz Neuem, anfangs Erschreckendem: nicht mehr ein geniesserisches Betrachten licht blühender Erscheinung, sondern Ausbrüche stürmischen Empfindens, das in jedem Pinselstrich zittert. Der Impressionismus hielt sich an das Sichtbare, stellte das Seelische zurück, selbst da, wo es uns Menschen das Wesentliche der Erscheinung ist und bleiben wird. Bei van Gogh ist umgekehrt alles beseelt, nicht bloss die Menschen, auch Pflanzen und Wolken, ja selbst Tisch und Stuhl, und so wirkt das Leben in seinen Bildern überall stark und leidenschaftlich, oft auch unheimlich.

Von anderer Seite her trug die Kunst des Schweizers Ferdinand Hodler dazu bei, die Seh-Form des Impressionismus zu entwerten, besonders in Deutschland, wo seine Werke grosse und allgemeine Beachtung fanden. Statt der zarten Auflösung der Linien, Flächen und Farben ein Zeichnen in festen Strichen, eine straffe Ordnung klarer Flächen, kräftiger Farben; alles Nebenwerk so sehr vereinfacht, dass oft nicht die Erscheinung gegeben wird, sondern gleichsam Formeln der Dinge. Die menschliche Gestalt ist wieder entscheidend

im Bildgedanken; ihre Bewegung Träger starken Ausdrucks; dieser Ausdruck ist das Wesentliche, er durchlebt auch ausser der Bewegtheit der Figuren alle Form, den Lauf der Linien und die Fügung der Flächen.

Wichtiger noch wurde für die neue Kunst ein Norweger, Edvard Munch, besonders durch seine früheren Gemälde, Radierungen und Holzschnitte. Wiederum nicht die farbige und malerische Auflockerung impressionistischer Bilder; wir sehen vielmehr einheitlich wirkende Flächen, von schwingenden, stark sprechenden Linien umgrenzt, sie sind geladen mit Ausdruck; aber es ist nicht die einfache Kraft und urwüchsige Empfindung Hodlers, sondern seltsamere Stimmungen. Entschiedener noch als bei ihm entfernt sich Zeichnung, Farbe und Lichtgang von der unmittelbaren Wiedergabe der Wirklichkeit, nach der man sonst damals strebte. Um so zwingender ist die innere Belebtheit aller Bildteile, jeder Linie und Fläche, und das Zusammenwirken der Ausdruckswerte. Es besteht nicht ein ruhender Ausgleich zwischen Form und Gehalt wie bei Hodler, und die Form soll nicht so sehr einen für sich bestehenden, geschlossen festen Bau bilden, sondern ihr wesentlicher Sinn liegt darin, dass sie dem Ausdruck dient: ihr Wert im einzelnen ist die Beseeltheit und im ganzen die Verstrebung zu der erregenden Gespanntheit, in der uns merkwürdiges Erlebnis vermittelt wird.

So stellten sich dem Impressionismus künstlerische Absichten entgegen, die von Grund auf anderes wollten; ihre Entschlossenheit im Ansteuern des neuen Zieles und im Ueberbordwerfen alles bisherigen Reichtums, der vielleicht die Fahrt hätte beschweren können, war geschärft und gehärtet durch die anscheinend unerschütterbare Geltung der bisherigen Machthaber. Die Führer zum Neuen waren Persönlichkeiten unterschiedlicher Prägung, gingen von abweichenden Voraussetzungen aus, wählten verschiedene Wege, das Hauptziel war gleich; so unterscheiden sich wohl die Formen, die Ausdrucksmittel, aber der Sinn ist gemeinsam, eben der Wille zum Ausdruck. Leer und überflüssig erscheint ihnen und denen, die auf ähnlicher Bahn vordringen



D e r T u r m d e r b l a u e n P f e r d e
Nach einem Gemälde von F r a n z M a r c in der Nationalgalerie
Zu dem Artikel „Neue Kunst“

wollen, was nur mit dem Auge gesehen und für das Auge bereitet ist. In dieser Auffassung vom Sinn des künstlerischen Schaffens liegt der stärkste Widerspruch der neuen Kunst unserer Tage zum Impressionismus: nicht Erfassung des Eindrucks, sondern Ausdruck inneren Erlebens; und so ist das Schlagwort Expressionismus für im einzelnen recht verschiedenartige Kunstformen der Gegenwart geläufig geworden.

Jedes Kunstwerk ist nur dann dem Betrachter zugänglich, wenn er sich auf die Absicht des Schaffenden einstellen kann und will. Die Schöpfungen jener neuen Art rechnen auf Menschen von starker Innerlichkeit, die nicht das Kunstwerk mit der trockenen Wirklichkeit vergleichen, nicht damit zufrieden sind, ein Stück erlesener Malerei zu geniessen, sondern die in aller Erscheinung, des Menschen wie des Tieres, der Landschaft wie des Stadtbildes, lebendiges Geheimnis ahnen, Offenbarung des grossen Urrätsels alles Seins, und die im Kunstwerk ein Stück solchen Erlebens empfinden wollen. In dem mechanisierten Getriebe des bisherigen Europa, in der kapitalistischen Gesellschaft glaubt man nun die Herzenskühle zu sehen, an die sich der Impressionismus wandte, die seine Meisterwerke so hoch bezahlte; die Lehre des Impressionismus wies ja in der Tat Gefühl und Gemüt, Herz und Frömmigkeit aus dem Bereich der Kunst hinaus — wenn auch tatsächlich häufig starke Empfindung sich aussprach, etwa bei Liebermann.

Das Aufkommen dieser neuen Kunst trifft nicht nur zeitlich mit den gewaltigen Erschütterungen und Umbildungen der staatlichen und sozialen Welt zusammen, sondern man empfindet darin eine tiefere Verbindung. Die führenden Künstler der neuen Gesinnung, nicht allein in der Malerei, und die Freunde solcher Kunst stehen vielfach persönlich den neuen Strebungen und Hoffnungen in der Gesamtheit des geistigen und gesellschaftlichen Lebens nahe, sie fühlen ihr Schaffen als Wetterleuchten der Zukunft, die da kommen soll, die äusserlich und vor allem innerlich das Dasein auf andere Bahnen bringen soll.

In der Kunst früherer Zeiten ist ihnen nur wertvoll, was als Ausdruck starker Empfindung erscheint. Hatte sich der Impressionismus eine besondere Ahnentafel zurechtgemacht, Frans Hals etwa und Velazquez, oder unter den neueren Deutschen Schadow, Krüger und Menzel, so vollzieht sich nun wieder im Rückblicken eine völlige Umstellung. Nicht auf die auswählende oder streng sachliche Wiedergabe der Erscheinung kommt es an, sondern auf die Formwerdung innerlichen Empfindens, und mit schärfster Strenge wird die Ehrlichkeit der Gesinnung gerichtet. Die Kunst des frommen Mittelalters glänzt wieder auf, Dürers Stern verbleicht ein wenig — so stark sein Empfinden war, man fühlt sich gestört durch sein Streben nach klassischer Form, nach äusserer Gesetzlichkeit — und Grünewalds lodernde Kunst wird auf den höchsten Altar erhoben.

Unter der steinharten Oberfläche des Erdballs glüht heisse Masse. In der kühlen Rinde haben sich vor Urzeiten die Elemente geschieden, neu verbunden; das grünende Leben wächst auf den alten scheinbar unvergänglichen Formen; im Magma des Innern sind die Stoffe wogend verschmolzen, festgehalten durch den Druck der steinernen Kruste. Wo sie aber undicht ist, wo zwei grosse Erdschollen sich verschoben haben, dass eine tiefe Kluft zwischen ihnen aufreisst, da strömt heisse Lava hervor, himmelhohes Feuer, und alles Menschenwerk auf dem fest geglaubten Boden erscheint dann wie kindliches Spielzeug vor der Gewalt solchen Hervorbrechens.

Aehnlich im geistigen Leben der Menschheit: wo eine alte, harte und kalte Kruste die innere Glut verdeckt und unter ihrem Druck gefangen hält, da geschehen die Aeusserungen des Geistes, die Gestaltungen der Kunst, auf fest bleibendem Boden, in kühler Gesinnung, neigen zu spielender Aeusserlichkeit; lockert sich der Boden, so nimmt die Wärme zu, und wenn er aufreisst, bricht Feuer hervor. Vergleichbar dem Auseinanderbersten zweier grosser Erdschollen die Zeit Grünewalds: eine alte Welt sinkt, eine neue steigt herauf. Und so wieder um die Wende zum neunzehnten Jahrhundert: zwischen den Trümmerstücken des zerrissenen alten Bodens

brennt die Flamme der Romantik empor, und besonders rein leuchtet das Feuer in der Seele Kaspar Friedrichs. Dann kam die Reaktion, das Leben verkrustete wieder, der Boden wurde hart und kalt. Aber die glühende Masse darunter wurde immer stärker und bewegter, die deckende Rinde immer dünner, immer schärfer gespannt — nun ist sie geborsten, eine Kluft aufgerissen, grösser und breiter und tiefer als die früheren, und mit viel heftigerer Gewalt als je braust das Feuer empor —, wie erlöst und andächtig stehen die einen davor, erschrocken und fassungslos die anderen.

So ist das, was wir an Ausdruckskunst in den früheren Jahrzehnten finden, das Schaffen Friedrichs als das Feinste, nur wie ein zartes Präludium zu der neuen Klangfülle, zu der Kühnheit der Harmonien, der Rücksichtslosigkeit der Dissonanzen, der Heftigkeit des Tempos, der Unruhe des Taktes, der Seltsamkeit der Instrumentierung und der Steigerung jeder Kraftentfaltung.

Denn wie wir im Kunstwollen älterer Meister nur leise Vorspiele zu der nun mit revolutionärer Heftigkeit hervorgebrochenen neuen Gesinnung finden, so ist es ähnlich bei den Formen, deren sie sich bedient. Sie bewegen sich in durchaus abweichenden Richtungen — die oft gebrauchte gemeinsame Benennung Expressionismus gibt dem Fernerstehenden leicht eine falsche Vorstellung. Jede dieser verschiedenen Formabsichten findet sich im Grunde ähnlich auch schon früher, aber mehr durch andere Absichten gebunden; jetzt eilt der Gestaltungswille möglichst hemmungslos bis zum Ziel der eingeschlagenen Bahnen. Das Gemeinsame aber, über die Verschiedenartigkeit der Form hinweg, ist eben eine Grundabsicht des Schaffens: die Gestaltung inneren Erlebens.

Und noch eines ist ihr gemeinsam, trotz aller Verschiedenheit des Weges: der Verzicht auf treue Wiedergabe der Erscheinung. Oder, positiv genommen: der Wille, das Naturgebilde selbstherrlich zu ändern, Kunstgebilde zu schaffen, die nicht der äusseren Wirklichkeit genau gleichen, die darum aber das Empfinden des in der Natur gefühlten Lebens, des in sie hineingefühlten eigenen Lebens, um so zwingender aussprechen sollen.

In der älteren Kunst ist die Naturtreue sehr verschieden, aber nicht mit Absicht verneint. Die Betonungen wechseln. Die Künstler der Sachlichkeit sehen in der genauen Wiedergabe ihr höchstes Ziel. Formkünstler denken anders, die Erscheinung strömt da in die gesetzmässige Bildform ein, aber sie brauchen der Wirklichkeit nicht Gewalt anzutun, denn sie schauen die Natur so, wie es ihrer Formvorstellung entspricht, indem sie aus der Erscheinung ganz bestimmte Züge heraussehen, die ihnen als die wesentlichen erscheinen; was etwa Böcklin als das Wichtige und Darstellenswerte des Körpers, der Landschaft betrachtete, das fügte sich vollkommen als Gehalt in die rhythmische Form seines Bildwillens; bei ihm sogar mit Betonung der Richtigkeit des einzelnen.

Der Impressionismus fordert mit Nachdruck Naturtreue, aber die Durchführung dieser Forderung entspricht zugleich seinem Streben nach guter Malerei; Einheit der zerlegten Farbe und des flimmernden Lichtes ist die Bildform, in ihr geht die Erscheinung auf; die ältere Sehgewohnheit, auf das Zeichnerische eingestellt, war von dieser rein malerischen Naturumsetzung zunächst befremdet, die Masse der europäischen Kunstliebhaber brauchte Jahrzehnte, bis sie glücklich umgelernt hatte. Die Wandlung im Kunstwollen und Verstehen-Sollen war so stark, dass man auch lehren und lernen musste, es komme nicht auf den Tatbestand des Naturstückes an, sondern auf den Eindruck des Tatsächlichen und auf die persönliche Erfassung dieses Eindrucks durch den Künstler, und dass er nicht das einzelne, sondern das Ganze zu übersetzen habe. Das gilt allerdings von jeder Art Kunst, aber die besondere Form des Impressionismus stellte doch stärkere Ansprüche an die Umstellung des Sehens als die Richtungen früherer Zeiten. So hat sich in den letzten Jahrzehnten der Kunstfreund daran gewöhnt, immer wechselndes Auffassen der Erscheinung zu sehen und zu verstehen, der persönlichen Art des Künstlers willig zu folgen, ja er erwartet neue und persönliche Umsetzung, macht sie sogar zum Massstab seines Beifalls.

Der Expressionismus fusst, von der Seite des Empfangenden betrachtet, auf dieser Lockerung der Sehgewohnheit, auf

der Willigkeit des Kunstfreundes, neue Naturumsetzung hinzunehmen und zu geniessen, geht aber nun einen entscheidenden Schritt weiter, indem er an Stelle der Umsetzung die Umbildung und Neubildung gibt, die unmittelbare Beziehung zur Natur abbricht. Der Impressionismus hatte deutlich und laut verkündet, dass im Kunstschaffen das Naturgebilde durch das Ich hindurchgehe; nun aber bekommt dies Hindurchgehen einen anderen Sinn: es wird nicht mehr aus der Erscheinung das herausgesehen, was in die Bildform passt, sondern die Erscheinung wird umgeschaffen zur Bildform. Die Richtigkeit, sonst ein wichtiger Massstab im Schaffen und Beurteilen, ist bedeutungslos geworden; ja es wird nun bei älterer Kunst als ein Hinweis auf innere Kraft und höhere Gesinnung empfunden, wenn die Richtigkeit dem Ausdruck und der Form untergeordnet scheint. Wiederum vollzieht sich die entscheidende Wendung in der Kunst Cézannes: eigene Perspektive und, zum Teil noch kaum beabsichtigt, „Deformationen“ in den Gestalten.

Genau genommen gibt es natürlich in der Malerei überhaupt keine Richtigkeit, die Natur ist zu unendlich, um sich auf der Leinwand einfangen zu lassen. Jede Zeit, jede Geschmacksrichtung löst aus der Unendlichkeit der Erscheinung bestimmte Zusammenhänge heraus, die als Sehgewohnheit, als Stil, tatsächliche Geltung haben und, dem Schaffenden wie dem Empfangenden meist gar nicht bewusst, an Stelle der Wirklichkeit treten. Man braucht nur etwa weibliche Gestalten in Bildwerken der letzten Jahrhunderte durchzusehen: wie selten ist ein Körper anatomisch vollkommen richtig geformt. Aber die Uebertreibungen und Fehler entsprachen immer der allgemeinen Sehgewohnheit, der Mode; zu ihrer Zeit bemerkte man sie kaum, oder man nahm sie mit freudiger Zustimmung als künstlerische Berichtigung der Natur, deren Absicht ihr im einzelnen Exemplar nicht rein gelinge. Die Expressionisten aber geben Schiefheiten des Knochengerüsts, Unstimmigkeiten der Masse, die an sich der allgemeinen Sehgewohnheit, so beweglich sie heute sein mag, doch stets befremdlich, ja oft abstossend erscheinen müssen. Es ist nicht eine mehr oder minder starke Uebertreibung der Naturform

in der Richtung, die vom Zeitgeschmack gewünscht wird, sondern eine bewusste und scharfe Absage an die Richtigkeit.

Stärksten Ausdruck inneren Empfindens gestaltete die Kunst des Mittelalters. Aber die Schaffenden und Schauenden lebten damals zwischen ganz wenigen Werken, die gleichartig auf eines zielten; die Ausdruckskraft der Form entwickelte sich in organischem Wachstum, und sie war nicht gestört durch nüchtern-unmittelbare Abbildung der Wirklichkeit. Künstler späterer Zeiten, die nach starkem Ausdruck strebten inmitten einer Kunstwelt voller Kenntnisse von Anatomie und Perspektive, bogen die Erscheinung mehr oder minder um: Michelangelo, Tintoretto, Greco; bei Rembrandt ist die Entfernung vom Tatsächlichen weniger auffallend, weil nicht die Linie umgedichtet wird, sondern das Licht. Die Ausdrucksucher unserer Zeit aber sind umgeben von dem Anschauungsreich, das in Jahrzehnten durch den Impressionismus ausgebaut und befestigt ist; und dazu wird der Grossstädter von heute förmlich überschwemmt mit mechanischen Abbildungen der Wirklichkeit. Diese Abbildungsfülle wirkt quälend seelenlos, wie das ganze Getriebe unseres Maschinenzeitalters. Der Wille des Künstlers zum Ausdruck erhebt sich aus all solcher äusseren Richtigkeit nicht nur als feinerer Ton, wie früher, vielmehr oft als Schrei. Die Erscheinung wird daher nicht bloss umgebogen, sondern auch vergewaltigt. Das gilt von einzelnen Naturgebilden, Menschen, Bäumen, wie von der Farbe und der Raumdarstellung, der Perspektive. Damit ist der Masse der Betrachter der einfachste und am nächsten liegende Massstab genommen, den sie seit je anwenden, gleich ihren Vätern und Vorvätern, wenn sie vor ein Bildwerk treten, das doch zweifellos an Naturform erinnert.

Aber es lohnt sich, hier den alten Massstab wegzulegen. Wir sagen das nicht zu denen, die längst mit heller Begeisterung dem Banner der Jugend folgen, sondern zu unseren Lesern, wenn sie noch befremdet vor dem Neuen stehen und doch den Willen haben, seines Gehaltes teilhaftig zu werden; zu denen, die nicht nur verängstigt vor die Kluft des geborstenen alten Bodens treten und klagend die Trümmer und

den Brandschaden des Erdbebens betrachten, die vielmehr mit Hoffnung und Schaffensfreude am überall notwendigen Bauen teilnehmen und so auch die Formung neuen Geistes in der Kunst mit erleben wollen. Für sie heisst es, die altgewohnte Art der Kunstbetrachtung aufzugeben, nicht Richtigkeit zu erwarten, sondern in der Form das innere Erlebnis des Künstlers zu sehen und mit zu empfinden. Es gilt also nicht bloss sich von einer Augenschulung auf die andere umzustellen, sondern einer Wandlung zu folgen, die bis in die Wurzeln des Kunstschaffens hinein reicht, die ihm von Grund auf einen anderen Sinn gibt. Gewiss, wie die Absicht des Impressionismus, statt der Tatsächlichkeit den Eindruck zu geben, keineswegs an sich neu war, sondern nur in der Art und Folgerichtigkeit ihrer Durchführung, so ist es auch mit dem Ziel der Expressionisten: inneres Empfinden zu gestalten, ist mehr oder minder der Sinn aller Kunst, ist in vielen früheren Schöpfungen das Wichtigste gewesen, aber nicht mit so starker Betonung, mit so rücksichtslosem Hinweggehen über die Richtigkeit, selbst nicht bei Meistern wie Greco oder Marées; das Feuer brennt viel stärker als früher, und in ihm zerschmilzt alle gewohnte Sehform.

Weil dieser Riss so tief geht, die Flamme so hoch empor-lodert, Altes zerglühend und viele Beschauer blendend, deshalb geht es zu wie bei jedem grossen Umsturz: es gibt viel Gewaltsamkeit, viel Zerstören von mühsam Aufgebautem, viel Tasten und Misslingen, und auch viel Segeln unter falscher Flagge.

Die Malerei der Biedermeierzeit war schlicht und sachlich, ihr Handwerk erlernbar; wo der Funke des Genius fehlt, bleibt eben das gute Handwerk noch ein Wert, und so ist auch ein Bild zweiten Ranges aus jenen Jahren dem verwöhnten Auge des heutigen Betrachters nicht unangenehm, oft sogar erfreulich. Ein geistig hochstehender Mensch unterhält sich lieber mit einem unverbildeten Handwerker oder Bauern als mit oberflächlichen Wesen der Gesellschaft.

Die Malerei des Impressionismus stellte höhere Ansprüche an den Künstler; sein Werk war nicht getan, wenn er tüchtig gelernt hatte und dann mit leidlicher Begabung arbeitete;

eine gewisse Souveränität im Auffassen und Gestalten war nötig, um den Schöpfungen den Reiz zu geben, der durch Genauigkeit und Sachlichkeit, durch Fleiss und Liebe allein nun nicht mehr zu erreichen war. Was die grossen Meister dieser Kunst schufen, wird stets zu den kostbarsten Werken der Malerei gehören, wenn auch durch die Veränderung des Kunstwollens in der Gegenwart zunächst die Aufmerksamkeit von ihnen abgelenkt sein mag. Die impressionistischen Bilder geringeren Ranges dagegen werden, ganz anders als die bescheidenen Werke älterer Geschlechter, in Vergessenheit sinken.

Noch strenger wird das Gericht der Zeit über den expressionistischen Schöpfungen walten. Diese Kunst ist Ausdruck persönlichen Erlebnisses; Voraussetzung ihres Wertes ist darum der seelische Rang des Künstlers, die Feinheit und unbedingte Ehrlichkeit seines Empfindens und seine Fähigkeit, das innere Erlebnis in äussere Form umzusetzen. Dies kann nur selten so zusammentreffen, dass es Ergebnisse dauernden Wertes hervorbringt. Was die vielen Mitläufer ausmünzen, im Augenblick blendend, muss schnell verrosten; nur weniges wird auch in späterer Zukunft gelten.

Im früheren neunzehnten Jahrhundert sehen wir schon neben den Werken, die aus innerem Zwang hervorgingen, eine Fülle von Bildern entstehen, die für äussere Zwecke gemalt wurden; viele davon sind trefflich gearbeitet, aber mehr und mehr sinkt der Stand in der Masse des Gemalten so tief, dass die Bezeichnung Kunstwerk nur noch äusserlich zutrifft. Durch den Impressionismus wurde die Trennung schärfer, wurde bewusst betont: Kunst um der Kunst willen sonderte sich von der Malerei für die Masse der Bürger, die von Bildern anderes verlangten. Nun ist die Scheidung noch gründlicher geworden. Um die Kunst des Expressionismus verstehend zu empfangen, braucht es nicht nur wie dort den Kenner, der sich durch ein besonders fein veranlagtes und geschultes Auge aus der Menge heraushebt, sondern es braucht Menschen, die sich in ihrer ganzen seelischen Haltung von den gewohnten Lebensbahnen der Bürger gesondert haben, die alles Geschehen mit wacher Inbrunst erleben, zu-

gleich aber ein höchst reizsames Empfinden für den Ausdruckswert jeder Form mitbringen oder in sich ausgebildet haben. Es ist kaum zu erwarten und auch nicht einmal zu wünschen, dass die zehntausend Berufsmaler in Deutschland, so wie sie von den Meistern des Impressionismus schliesslich einiges Handwerkliche übernommen haben, Helligkeit und breiten Strich, nun auch den Expressionisten auf ihren steilen und gefährlichen Pfaden folgen sollten; vieles würde dabei verlorengehen und wahrscheinlich nichts gewonnen. Kaspar Friedrich, der vor hundert Jahren köstliche Meisterwerke schuf, manchen Malern der Gegenwart als Vorfahr erscheinend, in einem entscheidenden Wert seiner Kunst — in dem Ausgehen vom seelischen Erlebnis — Friedrich fand kaum Nachfolger unter den Künstlern seiner Zeit, und das Wesentliche seines Schaffens wurde damals von den Fachgenossen am wenigsten verstanden; heute aber ist die Absage an das Uebliche in Form und Gehalt viel schärfer; die Trennung zwischen dem, was nun Kunst im eigentlichen und höchsten Sinne sein will, und der Masse des Geschaffenen, die dagegen als Unkunst gelten soll, scheint nicht zu überbrücken. Wie sich dieser Riss einmal wieder zusammenziehen mag, das können wir wohl vermuten, aber noch nicht mit Sicherheit erwarten.

Aus dem Zyklus „Die ewige Frau“ *)

Von Heinrich Lersch

I.

Dein Garten, winterweiss und sommergrün
Voll Frühlingslicht, von roter Herbstpracht schwer,
Voll Laubgewirr und roter Rosen Blühn –
Den Garten, Kind, verlass ich niemals mehr.

Die Stunden all, die wir darin verliebt,
Die hängen nun wie Laub in Zweig und Ast.
Und wenn du, Liebste, Sehnsucht nach mir hast,
Der Baum, der Strauch dir alles wiedergibt

Vom Zederbaum spring ich herab mit Lachen.
Mit allen Liebesworten duftet Flieder,
Und Küsse, rote Küsse sind die Rosen.

Nun wird der Herbst den Blättern Flügel machen.
Ich rausch im Wind, Geliebte, auf dich nieder;
Mit allen Gräsern will ich deine Füsse kosen.

II.

Wie fern du bist. Ich fühle dich nicht mehr.
Nun such ich dich in allen grossen Strassen.
Ich such den Wald, wo wir im Sommer sassen,
Der Wald war abgeholzt, die Stadt war leer.

Mein Zimmer, in dem wir so schwer
Von Glück und Liebe voll die Welt vergassen,
Da Liebesorgeln tönten ohne Massen,
Herzschreie – Lust und Leid – nun ödet Graun umher.

Die Arbeit wühl ich um. Ich fand dich doch,
Auf blanker Ambossfläche, im geglühten Stahl,
Du warst's, der alle Hämmer dröhnend riefen.
„Dir!“ jauchzen die Motore, „Dir!“ saust des Gases Strahl.
„Du!“ sagte ich – und die Maschinen liefen!
Nun stöhnt und knirscht alles verflucht im schweren Joch.

---

*) Mit Genehmigung des Salm-Verlages, Köln.

Herr im zweiten Reich

Von Otto Soyka

Ich will." Ernst Haran sagte es, und ich empfand ein leises Schauern damals, als er es sagte. Dieser Mann war Geist und Wille, nichts sonst. Wenn irgend jemand, so war er es, der diese beiden Worte sprechen konnte.

Ich sehe ihn vor mir. Er sass an dem kleinen, weissgedeckten Tisch, die braunen, knochigen Hände über den Griff des Stockes gekreuzt, den wuchtigen Schädel, der stets zu schwer schien für die überschlanke Gestalt, vorgebeugt. Scharfe Furchen zogen sich um die Mundwinkel, und die Augen lagen in tiefen, dunklen Höhlen. Aber aus diesen Höhlen leuchtete es mir klar wie der Funke des Genies selber. So war er lange schweigend neben mir gesessen, bis dann sein Wort kam, das harte Ich will.

Drüben, am anderen Ende des Saales, war an jenem Abend eine frohe Gesellschaft um Adah Rita versammelt. Es wurde gezecht, gescherzt, gelacht. Wie diese Frau lachte! Wie alles an ihr lebte! Adah Rita — der Name ist geblieben, ihr Bild ist für Millionen dagewesen. Die Filmdiva, die Künstlerin lebt in der Erinnerung der Menschen. War sie Künstlerin? Ihr war nur gegeben, sich selbst zu zeigen. Sie spielte nicht — sie war. Das Kunstwerk ihres Seins entzückte. Und der, der es als erster erkannt und geschätzt hatte, der es befreit hatte von allem, was Schlacke und Hemmung gewesen, hiess Ernst Haran und war mein Freund.

Seine Geschichte will ich erzählen, wie sie in meiner Erinnerung steht. Ich weiss es wohl, man wird zweifeln, man

wird glauben, ich erfinde. Ich höre die Zweifler fragen: Gibt es solche Menschen, wie Ernst Haran einer war? Handeln Menschen so wie er, waren seine Fähigkeiten auch richtig begrenzt wie menschliche Fähigkeiten? — Nein, auf euren täglichen Wegen trefft ihr die Ernst Haran selten, aber wenn ihr ihnen begegnet, so erkennt ihr sie nicht. So mögt ihr ihn für ein Schattenbild meiner Erinnerung halten! Meine Glieder sind müde geworden und haben das Zittern gelernt, mein Auge wurde trübe, im Leben — im Lieben und Hassen mit denen, die ihr für Schattenbilder halten wollt. Er und die anderen von seinem Stamm, die ich kannte, die Recklin, die Arlay, sie waren meine Wirklichkeit. — Ich will von Ernst Haran erzählen, dessen Schicksal kurz war, dessen Leben wie eine Flamme war, die sich in ihrer eigenen Glut verzehrt, der an der eigenen Ueberkraft scheiterte. Die Menschen nennen es scheitern, er nannte es siegen. Wer vermag zu entscheiden?

Durch Jahrzehnte war dieses Leben Arbeit gewesen, und er war für die ganz wenigen, die ihm nahestehen durften, liebenswert in seinem starken Ernst. Dann hatte er Adah Rita getroffen, und sein Leben hatte ihr gehört. Sein Geist und sein Genie dienten dieser Frau. Er hatte die grosse Gabe des Dienens und der Bewunderung. Nach einem Jahre dankte sie ihm ihre Berühmtheit, und nach einem zweiten Jahre hatte sie ihn verlassen. Dass ein Mensch gross, genial und gut ist, war ein Grund, ihn zu lieben. Auch für diese lebenshungrige, erfolgsichere Frau. Aber es war kein Grund, ihm die Treue zu halten! Es gibt keine menschlichen Vorzüge, die nicht zum Ueberdruss führen. Gross und genial — wie herrlich, wie wunderbar, diesen Mann zu besitzen! Und nach mehr oder weniger Zeit — je nach der Lebensintensität der Frau — wird es nur mehr müde heissen: Gross und genial — gewiss — und was ist er noch? Nun suchte sie die Freude anderswo. Nun hiess ihr Lob: Unbedeutend und lustig, wie herrlich, wie wunderbar ist er! Nun war nach einem Gesetz ihres Daseins, das sie befolgte, seine Zeit vorüber. Das wusste ich, das sah ich mit an, und ich sass in jener Nacht neben Ernst Haran, als er nur einen flüchtigen Gruss von ihr erhalten hatte, als die

Zigeuner ihre heissen Lieder spielten und Ernst Haran Zeuge war, wie Adah, unbekümmert um ihn, ihr neues Leben führte. Ich hörte sein „Ich will" und begriff, dass die Frau dort dem Genius selbst den Krieg erklärt hatte, und dass er jetzt, in eben dieser Stunde, ihn annahm.

Vier Monate später erhielt ich eine Einladung Harans und suchte ihn in seiner Villa auf. Als ich durch den Garten auf das Haus zuschritt, war ich darauf gefasst, Adah Rita als Herrin seines Heims bei ihm zu finden. So stark war meine Ueberzeugung von der Macht seines Willens und seiner Persönlichkeit, dass ich nicht daran zweifelte, er müsse das erwählte Ziel erreichen. Wie? — Das wusste ich nicht. Mit Bitten und Geschenken, mit Ueberredung oder mit Gewalt, er war der Mann dazu, sein Leben einzusetzen, seine Zukunft zu opfern. — Nur der Diener empfing mich und liess mich in den Empfangssalon eintreten. Haran arbeitete im Laboratorium, er würde in wenigen Minuten kommen, mich zu begrüssen. Im Halbdunkel lag der grosse elegante Raum. Schwere Vorhänge verhüllten die Fenster. Haran liebte das Tageslicht nicht. Er war ein Mensch der Einsamkeit und der Gedanken. Adah Rita gehörte dem Leben und dem Tag. Ein eigentümlicher Blumenduft herrschte in diesem Zimmer. Vergeblich suchte ich zu bestimmen, welche Gerüche es waren, die sich hier zu einem schweren Parfüm vereinigt hatten. Es legte sich wie eine dunkle weiche Decke von Samt auf alle Sinne; langsam, betäubend, umklammerte es das Denken. Ich hatte in einem der breiten Klubfauteuils Platz genommen und ein Bilderalbum aufgeschlagen. Bald lehnte ich mich müde zurück und liess das Album sinken. Ich atmete den seltsamen Duft ein und starrte in das Dämmerlicht. Da erlebte ich folgendes:

Die schwere Portiere mir gegenüber wurde zur Seite geschoben und Adah Rita trat lautlos ein. Sie trug ihr Abendkleid aus blauem Atlas, in dem ich sie das letzte Mal nachts in der Bar gesehen hatte. Und sie lächelte ihr wissendes Lächeln, das dem Leben sagte: Du gehörst mir. Mich sah sie nicht. Ihr Blick fiel nicht in die dunkle Ecke, wo mein Stuhl stand, und ich vergass bei ihrem Anblick die Pflichten der

Höflichkeit gegen die Hausfrau. Ich stand nicht auf. Ich begrüsste sie nicht. Aber ich wurde mir nicht bewusst, eine Unterlassung zu begehen. Sie trat zum Fenster und blickte hinaus. Dann ging sie zur Tür und horchte, ohne sie zu öffnen. Sie sang ein Lied, das sie stets geliebt hatte, und schien ungeduldig jemanden zu erwarten. Plötzlich ertönte leise Musik. Vor meinen Blicken schob sich die Portiere vollends zur Seite, und was ich sah, war das gleiche, was ich schon einmal gesehen: der hell erleuchtete Saal der Bar, die Gäste an den weissen Tischchen und am anderen Ende des Saales Adah Rita und ihre Freunde. War die Zeit stillgestanden? Hatte jemand die Gewalt, die Vergangenheit wieder zu erwecken? Dort, im Vordergrunde an dem kleinen Tischchen sassen zwei Männer, die Absinthgläser vor sich. Der eine, die Hände über den Griff des Stockes gekreuzt, war Ernst Haran, der andere —?

Der andere war ich. Ich war es eine Sekunde lang, ich sah mich deutlich, wie ich den Blick auf meinen Freund geheftet hielt, und schon hatte ich aufgehört, das Bild zu erkennen, war mir bewusst geworden, dass ich nicht in einer dunklen Ecke des Wartesaales bei Ernst Haran sass, in einem Klubfauteuil, im Dämmerlicht, sondern dass ich in Wirklichkeit nur einmal da war, dort am Tischchen neben meinem Freunde, dass wir soeben stundenlang durch den Abend spazierengegangen waren, und dass wir dann gemeinsam diese Bar aufgesucht hatten, weil er Adah Rita sehen wollte. Dort drüben war sie selbst im Kreise ihrer Bewunderer, hell und klar klang ihr Lachen zu uns herüber, dieses Lachen, das kein Mensch auf der Welt besass als sie.

In diesem Moment hob Ernst Haran neben mir den Kopf. Ganz gerade sass er im Stuhle, jetzt stand er auf, seine Blicke gingen hinüber durch den Saal zu der schlanken, blonden Frau im blauen Atlaskleid, und plötzlich verstummte dort Lachen und Scherz. Adah Rita wandte sich ihm zu, mit grossen, staunenden Augen richtete sie sich unter seinem Blick vom Stuhle auf. Schon stand sie aufrecht und blickte her. Da standen sich diese beiden gegenüber, die Frau mit den strahlenden Augen, mit dem schlanken Leib und diesem unsagbar jungen,

hellen Gesicht — der Mann mit den scharfen Zügen, dem mächtigen Haupt —, und es war, als würden alle anderen Anwesenden winzig klein, so klein, dass man sie nicht zu sehen brauchte, und nur zwei Menschen gab es im Saale: ihn und sie. Jetzt formten seine Lippen Worte. Ueber alle kleinen Menschlein hinweg klang es klar und deutlich mit einem Ausdruck, den ich nicht schildern kann, wie eine Anklage war es und wie eine sehnsuchtsvolle Bitte: „Denkst du daran?" — Und plötzlich, bei diesen Worten, verliess sie ihren Kreis. Langsam, als wäre es ein Befehl gewesen, dem sie unweigerlich zu gehorchen hatte, kam sie auf ihn zu. Mit leisen, unhörbaren Schritten, nur ihr Atlaskleid hörte man rauschen, und als sie unter den strahlenden Lampen ging, spielten funkelnde Reflexe in dem Metall ihrer blonden Haare. So kam sie mit weit offenen Augen und blieb mit gefalteten Händen vor ihm stehen. Er sah sie an. Man hörte keinen Laut, aber seine Lippen bewegten sich wieder, als spreche er nochmals dieselben Worte von früher. Und plötzlich traten Tränen in ihre Augen, und sie flüsterte: „Ich denke daran." — Den Mann neben mir schüttelte die Aufregung wie einen Fieberkranken. Er griff ganz langsam, zögernd, als könne er es nicht glauben, nach den schlanken Armen der blonden Frau; dann zog er sie an sich heran und küsste sie, wild, leidenschaftlich, ohne jede Rücksicht auf den Saal und alle, die es sehen mochten. Er bedeckte ihren Mund, ihr Gesicht, ihre Brust und ihre Hände mit seinen Küssen. Dann hielt er sie fest und rief: „Du — du bist mein, du bist mein!"

Es war, als ob er und sie allein anwesend wären. Ich sah niemand sonst, nichts sonst erregte meine Aufmerksamkeit. Nur mit einem Male begannen die Zigeuner wieder zu spielen. Was sie spielten, war eine sanfte Weise: das Lied, das Adah Rita liebte, das ich so oft von ihr gehört. Ernst Haran aber hob jetzt die Frau mit beiden Händen empor und trug sie fort. Ich sah, wie sie leidenschaftlich die Arme um seinen Hals schlang und sich an ihn presste. Dann hörte ich die Saaltüre krachend ins Schloss fallen. Der Lärm störte mich. Ich wollte sehen und hören, was weiter rings um mich geschah. Ich war bereit, meinen Freund gegen die Tadler zu ver-

teidigen. Ich wollte wissen, wie alle die Zecher und die eleganten Menschen ringsum darüber urteilten, wie sie aussahen, jetzt, nachdem jene beiden entflohen waren, neben denen sie alle nichts gewesen waren. Aber etwas hinderte mich daran. Ich konnte auf nichts achten, denn da war eine Frage, die herrisch wiederholt wurde und mir im Ohre klang. Die Frage: „Wie war der Uebergang?“

Der Uebergang? — Mühsam kämpfte ich mich zum Bewusstsein der Situation durch. Ja, ich stand in dem Empfangssalon meines Freundes Ernst Haran, ich stand vor einem Klubfauteuil, aus dem ich mich in der Erregung aufgerichtet hatte, und er selbst war dicht vor mir, hielt mein Handgelenk mit festem Griffe umspannt und wollte von mir wissen, wie der Uebergang gewesen war.

„Welcher Uebergang?“ fragte ich.

Ernst Haran schüttelte den Kopf. „Begreifst du mich nicht? Bei deinem Eintritt in den Traum, in jenem Augenblick, als du in der Bar warst, als es begann — entsinnst du dich nicht?“

Ich entsann mich genau jeder Einzelheit des eben Erlebten, das ich geträumt haben sollte. Nie noch war ein Traum für mich so greifbar klar, so deutlich, so wirklich gewesen. Wie ein Stück des Daseins selbst, das irgendwie aus dem Zusammenhang mit der Wirklichkeit gerissen worden war, lag das hinter mir. Ich brauchte meine ganze Energie und Logik, um mir gewiss zu sein, dass es nicht ein Stück Leben gewesen war, was ich mit angesehen. Konnte es sein? Ich zwang mich erst, an den Traum zu glauben, ehe ich Haran Antwort gab.

Er trat zurück und lehnte sich mit dem Rücken an den Tisch. So liess er mir meine Freiheit, die Möglichkeit, selbst zu denken, wieder. Nur sein Blick lag zwingend auf meinem Gesicht und forderte das Wachbleiben von mir.

Ich wollte von diesem seltsamen Traum und von seiner unerhörten Lebensgewalt erzählen.

„Ich weiss,“ wehrte er ab. „Das alles weiss ich, und ich kenne dein Erlebnis. Aber der Augenblick, als du am Tische

Mit Genehmigung des Verlages Fritz Gurlitt, Berlin



Selbstporträt
Nach einer Radierung von Max Pechstein
Zu dem Artikel „Neue Kunst“

in der Bar neben mir warst, der Augenblick, als es begann, wie war der für dich?"

„Ich habe mich doppelt gesehen, nur sekundenlang. Ich war hier im Klubfauteuil, und ich war auch dort am Tischchen. Dann war ich nur mehr dort. Sekundenlang fühlte ich, dass das unmöglich war. Es ist das einzige Merkmal für mich, das mir in meiner Erinnerung beweist, dass ich geträumt habe."

Er stand nachdenklich mit gerunzelter Stirn. „Das wollte ich wissen," sagte er. „Deshalb habe ich dich gerufen, deshalb habe ich den Versuch mit dir gemacht. Dort ist sie noch, die Naht, die Bruchstelle, die mein Werk zum Stückwerk macht. Ich kenne ihn gut, den Moment. Nun wollte ich hören, wie ihn einer empfindet, der ihn nicht so kennt wie ich. Das ist das eine, das ich noch überwinden muss. Damit muss ich fertig werden!" — Und er stand in Gedanken, als hätte er meine Anwesenheit vergessen.

„Du kannst also die Träume lenken?" Ich war wenig erstaunt. Ich kannte Ernst Haran, ich kannte sein Genie. Ich wusste von vielen Versuchen, die er in seinem Laboratorium auf dem Gebiete der physiologischen Chemie angestellt hatte. Es war ein Wunder, aber Ernst Haran war für mich der Mann des Wunderbaren.

„Ja," sagte er zerstreut, wie wieder zu sich selbst kommend, „das Problem hat mich früher schon beschäftigt. Von zahllosen Zufälligkeiten, die den menschlichen Traum bestimmen, wissen wir längst. Sollte es nicht möglich sein, diese Zufälligkeiten zu lenken? Hier ist ein Weg, um jede Macht über Menschen zu erlangen. Ein Weg, den die Zukunft gehen wird. Das Glück des Tages wird sich aus dem Schlaf der Nächte erbauen lassen, wenn man träumen wird, was man träumen will. Das Gehirn des wachen Menschen ist kampfbereit. Es wehrt sich gegen alles, auch gegen das Glück. Das Gehirn des Schlafenden ist wehrlos, hier ist die Bresche in der Mauer des Ich. Das sah ich lange kommen. Dann wusste ich mit einem Male, dass ich Macht über Menschen für mich selbst, für meine Zwecke brauche. Die Macht über e i n e n Menschen brauche ich. Und jetzt habe ich gearbeitet. Du hast das Resultat gesehen. Noch bin ich

nicht ganz am Ziel. Die Naht ist da, die verräterische Naht!" — Und wieder versank er in Gedanken.

Er führte mich dann durch sein Laboratorium. Ueber den Weg zu seiner Erfindung sagte er nur wenig. „Hast du nie erfahren," meinte er, „wie sehr der Traum die Geistesarbeit fördert? Hast du dich nicht wochenlang mit Problemen befasst und warst dann plötzlich eines Tages mit einem Schlage der Lösung nahe gerückt? Warum? Du hast, vielleicht ohne es mehr zu wissen, in einer Nacht von dem Problem geträumt. Dein schlafendes Gehirn hat dort den Rat gefunden, wo dein wacher Geist durch tausenderlei Wünsche und Bewusstheiten abgelenkt und gestört war. Ich wusste vom Mechanismus des Traumes genug, um ihn auf mein Problem zu lenken. Mein Problem war er selbst, der Traum. Noch konnte ich ihn nicht begrenzen, noch konnte ich ihn nicht plastisch gestalten; das alles lehrte er mich selbst, der Traum. Eines nur habe ich noch von ihm zu lernen."

Wir standen dort im Laboratorium. In Retorten kochten seltsam gefärbte Flüssigkeiten; Phiolen gab es, sorgsam geordnet in vielen Ständern. Aus allem, was ich sah, schloss ich, dass Haran die Träume durch den Geruchsinn weckte und lenkte, aber ich wollte ihm über seine Arbeit keine Fragen stellen, wo er nicht aus freien Stücken sprach. — „Und wenn du das eine, das letzte noch gelernt hast," wollte ich wissen, „dann wirst du mit der Macht der Träume Adah Rita beherrschen?"

„Was auf dieser Welt" — meinte er und blickte mich an mit diesen leuchtenden, stolzen Augen —, „was in diesem Leben gibt es, das ich nicht beherrschen werde? Ja, diese Frau zuerst! Ich sehne mich nach ihr, und ihre Seele wird die Liebe zu mir lernen. Lernen? sagte ich lernen? Nein, sie wird sie nur wieder erkennen müssen, denn sie kann niemals aufgehört haben, mich zu lieben. Sie wird nur dieser Liebe wieder bewusst werden, nachdem es ihr gelungen ist, sie so lange vor sich selbst zu verbergen. Das wird geschehen." — Er atmete schwer und stand, vor sich hinstarrend. Dann aber richtete er sich mit ruhiger Sicherheit auf: „Wenn es mir gefallen wird, Regierungen zu stürzen, wenn ich die Börse

beherrschen will — wer wird mich hindern können? Ich bin der Herr vom zweiten Reiche, das neben der Wirklichkeit da ist, das stets da war, ein Schattenreich, dem ich die Ebenbürtigkeit mit dem Reich der Wirklichkeit gebe. Die Seelen der Menschen gehören mir. Ich kann sie foltern und quälen, ich kann ihnen Glück und Zufriedenheit geben, ich kann sie den Weg zu neuem Wissen führen und kann ihnen die Ruhe und Sicherheit nehmen. Ich kann frei mit ihnen schalten. Nicht nur mit ihr, der einen, mit allen! Es gibt keinen Menschen, der nicht den dritten Teil seines ganzen Lebens in meine Macht gegeben ist. Und wenn dieser Teil zielbewusst geleitet sein wird, wie ich es will, so wird er der Teil sein, der den Rest, die anderen zwei Drittel seines Lebens, in denen kein Wille und Ziel waltet, beherrscht." Dann blickte er mich an, das Leuchten schwand aus seinen Augen, und er fragte nach ihr. Wie sie lebte, von ihren Erfolgen und Misserfolgen, von ihren Freunden wollte er wissen. Nichts, das ich ihm von ihr erzählen konnte, war ihm zu gering. Da stand er, der König des zweiten Reiches, und forschte nach den Winzigkeiten aus dem Leben einer Frau. Vier Monate war die Welt für ihn versunken gewesen, hatte es nichts für ihn gegeben als seine Mischungen und seine Träume; ich war der erste Bote der Welt, den er fragen konnte. Und er fragte unermüdlich nach allem und jedem. Erst beim Abschied hatte er wieder seine Augen: „Das letzte noch, das ich mir erringen muss! In wenigen Tagen vielleicht habe ich es erreicht. Diese Naht verwischen, die Bruchstelle vermeiden, mein Werk vollenden!"

Ich habe das Leuchten in seinen Augen nicht wieder gesehen.

Wenige Tage später war es, als mich sein Diener zu ihm rief. Ernst Haran hatte sich eingeschlossen und wollte keinen Menschen sehen. Kaum berührte er die Speisen, die ihm der Diener brachte. Er lebte Tag und Nacht in der Flucht seiner vielen dunklen Zimmer, aus denen das Tageslicht verbannt war.

Ich kam, ich fand einen anderen als den, den ich kannte.

Wir pochten an der Türe, ich nannte meinen Namen und bat; so gelang es mir schliesslich, eingelassen zu werden. Dann, als mein Blick sich an das Dunkel gewöhnt hatte, sah ich ihn. Er lag auf dem weichen Fell einer Ottomane und streckte mir die Hand entgegen. Dabei prüfte mich ein Blick, den ich nicht kannte. Nein, das war nicht mehr jener Blick des absoluten Vertrauens, der mich sonst begrüsste! Und unwillkürlich sprach ich leise, wie mit einem Kranken. „Was tust du?" fragte ich ihn. „Wie lebst du jetzt? Wie weit bist du von deinem Ziel?"

Er wehrte lächelnd ab. „Ich bin am Ziel. Ich träume."

„Du hast es erreicht?! Das letzte ist gelungen, die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit ist verwischt?"

„Ja!" und dann reichte er mir wieder die Hand zum Abschied. „Geh jetzt und lass mich allein."

Ich begriff ihn nicht. Ein halbes Leben lang war ich sein Freund gewesen. „Erkennst du mich nicht wieder?" fragte ich. „Habe ich deine Freundschaft verloren?"

„Meine Freundschaft für dich? Oh, sie besteht, ich möchte sie nicht missen. Du bist mein Freund in meinen Träumen."

„Aber hier bin ich selbst, ich, in Wirklichkeit, um dein Freund zu sein!"

„Du bietest mir zu wenig. Du bist klüger und besser, du bist weit mehr mein Freund, als du es jemals warst — in meinen Träumen. Ich liebe den Traum von dir. Dich selbst brauche ich nicht mehr. Du störst mich nur."

„Und Adah Rita?" Ich wollte ihn wecken, und ich wählte das Stärkste, das es in seinem Leben gab.

„Ich habe mir eine geschaffen, die so heisst und tausendfach reizvoller ist als sie."

„Aber ihre Liebe, die du erringen wolltest? Das Ziel, das du dir gesteckt hattest, der Höhepunkt deines Lebens?"

„Ich geniesse diese Liebe. Nein, eine bessere Liebe als die, die Adah Rita zu geben vermochte, geniesse ich. Ich frage nicht mehr nach ihr. Nach niemandem sonst frage ich. Lass mich allein. Du weisst nicht, wie arm und niedrig alle Wirklichkeit ist!"

Was blieb mir übrig, als zu gehen? Das zweite Reich, er hatte es stark gemacht, nun hatte es das erste geschlagen. Er besass alle Triumphe und alles Glück, die ein menschliches Hirn nur fassen konnte. Aber er begnügte sich, alles in jenen Träumen zu besitzen, denen er die Vollkommenheit errungen hatte. Damals, als ihm noch jenes eine, letzte gelang.

Fast ein Jahr lebte er so in der Einsamkeit seiner Villa. Er starb an Erschöpfung, an der „zu starken Inanspruchnahme" aller Organe, wie es wissenschaftlich genannt wurde. Unbegreiflich genug bei einem Menschen, der sein Lager kaum verliess! Aerzte besuchten ihn, sie fühlten seinen Puls, massen seine Temperatur und nannten ihn geisteskrank. Ich erzählte ihnen von seiner Erfindung, von seinen Träumen — wer glaubte mir das?

Er selbst fragte nicht danach, was die Menschen von ihm dachten. Er selbst hatte stets nur den einen Wunsch, allein zu sein, alle Wirklichkeit, alles was lebte und atmete, von sich fernzuhalten. Ob er noch lieben konnte, ob er noch Erfolge geniessen konnte? — Im Reich des Lebens liebte er nicht mehr, dort suchte er seine Erfolge nicht. Er wollte nicht Regierungen stürzen, die Börse beherrschen, Macht über Menschen haben. Wertlos war ihm das alles geworden. Wer das einmal schrankenlos, wie er es dachte, tun wird? — Vielleicht sein Erbe, wenn er einen findet.

Der Fischer

Nach einem Motiv aus „Tausendundeine Nacht"

In freier Bearbeitung von Hans Flemming

Dies ist eine der hübschesten Begebenheiten, die Frau Scheherazade, mit dem Schwerte im Nacken, ihrem anspruchsvollen Sultan erzählte:

Nur ed-Din — Ihr wisst — der von Liebe Verstörte, vom Schicksal Verfolgte, von seinen Freunden schmählich Verlassene hatte mit seinem Mädchen alle Bitternisse der Flucht gekostet. Nun aber, gepriesen sei der Erbarmer, waren sie nach langer Seefahrt in der Stadt des Friedens angelangt. Des Kapitäns schmutzige Hand deutete auf die goldenen Paläste, auf Moscheen und Minaretts und auf das unendliche Gewirr der Gassen, und knurrend sprach er: „Siehe, das ist Bagdad, die Schöne, die Bräutliche. Gekommen ist der Frühling, mit dem sie sich vermählt; die Bäume tanzen im Blütenschmuck und die Ströme fliessen. Allah beschütze dich!"

Nieder sank nach diesem Ausspruch des Kapitäns schmutzige Hand und öffnete sich weit. Der arme Nur ed-Din, Sohn des Chakan, zählte seufzend fünf Dinare, fast den ganzen Rest seiner Barschaft, in diese abscheuliche Haifischflosse, dann legte er schützend den Arm um sein Liebchen Enis el-Dschelis und wanderte mit ihr stadteinwärts. Tief senkten sich ihre Häupter, damit die Vorübergehenden ihnen nicht in die Augen sehen konnten. Sie hatten kein Ziel, keine Hoffnung, und Bagdad, die funkelnde Stadt, erschien ihnen wie eine dunkle Grabkammer, die ihren Rachen schon weit geöffnet hatte, um sie zu verschlingen.

Erschöpft vom Umherirren, hungrig, verzweifelt gelangten sie endlich, als es bereits dämmerte, auf den freien Platz eines Gartens, der von Marmorbänken umsäumt war. Nur ed-Din geleitete sein schluchzendes Mädchen zu einer dieser Bänke und sagte: „Hier, meine Geliebte, lass uns die Nacht verbringen. Du sollst in meinem Arm ruhen und ich will den Schlag deines Herzens fühlen. Morgen aber, so Gott will, werde ich mich auf dem Basar als Lastträger verdingen, um unser beider Leben zu fristen.“ Mit diesen Worten küsste er sie zärtlich. Dann wuschen sie sich an einem Brunnen Gesicht und Hände und schmiegten sich, eng umschlungen, in die Ecke einer Bank. Der weiche Nachtwind schmeichelte mit dem Schleier, der beide zugleich bedeckte, und sie versanken in einen tiefen, traumlosen Schlummer.

Nun aber gehörte dieser Garten zu dem Lustschlösschen des Kalifen Harun - al - Raschid. Bei Gott, das war ein Schlösschen, kein schöneres hatte der Kalif in seinem Besitz! Achtzig Fenster machten dies Schlösschen am Tage hell, achtzig Lampen hingen für die Nacht darin, und in der Mitte schwebte ein Kronleuchter, der mit dreihundert honigduftenden Wachskerzen besteckt war. War des Kalifen Brust beklommen, krächzte die Schwermut wie ein Rabe in sein Ohr, dann suchte er dies Schlösschen auf, dann liess er die Lampen entzünden, die Becher von rotem Wein überfliessen. Und Isaac, der Sänger, schickte seine Lieder wie goldene Vögel durch den Saal, bis der Beherrscher der Gläubigen mit einem tiefen Seufzer sein Herz von Melancholie entlastete und neue Lebenswonne einsog.

Zum Aufseher über Garten und Schlösschen war der Scheich Ibrahim gesetzt. Ein ungeheurer Silberbart floss ihm über den Bauch, und Bagdad wusste — hauptsächlich durch ihn selbst — von seiner Tugend und der Strenge seiner Grundsätze. Diesen Scheich nun und Oberaufseher der Gärten führte das Schicksal an jenem Abend bei seinem Rundgang zu der Marmorbank, auf der die beiden Liebenden schliefen. „Wehe euch, ihr Dirnensöhne,“ murmelte er. „Ihr wagt es, im geheiligten Bezirk des Kalifen euch hinzuflegeln. Diese Frechheit werdet ihr bereuen, Unselige!“

Sein Bart erzitterte, und schon hob er seinen Stab so hoch, dass man die Blösse seiner ehrwürdigen Achselgrube sehen konnte. Aber bevor er ihn hinabsausen liess, wollte er doch erst noch einen Blick auf die Uebeltäter werfen. Er lüftete den Schleier — und brach in einen Ruf des Entzückens aus. „Ach, ihr Hübschen", sagte der Scheich, „wie weiss sind euere Stirnen. Gepriesen sei, der euch erschuf! Ihr seid zehnfach entschuldigt, denn ihr seid fremd, ihr seid elend und der Kummer hat euch zu dieser gesegneten Stätte geleitet."

Mit diesen Worten beugte sich der alte Schelm herab, um mit nicht geringem Vergnügen die niedlichen Füsse des Mädchens zu kneten. Da stiess die Kleine einen lauten Schrei aus und sprang erschrocken auf. „Wer seid ihr?" fragte der Scheich. — „Ach Herr", antwortete Nur ed-Din, „wir sind zwei Verstossene und Verlassene", und brach in Tränen aus.

„Mein Sohn", sprach der Scheich beinahe selbst schluchzend — denn er war jähzornig, aber sein Herz so weich wie die Brust eines Kükens —, „weine nicht, Trost ist nahe! Denn siehe, dieser Garten ist mein Garten, dies Schlösschen ist mein Schlösschen, das bescheidene Erbe meiner Familie, und, beim Haupte des Propheten, ich lade euch ein in mein Schlösschen, wo ihr euch erquicken und euer Herz aus den Krallen des Elends lösen sollt."

War es Iblis, der Verfluchte, der den tugendhaften Scheich so weit vom Pfade der Wahrheit abführte und ihn so schamlos lügen liess? Niemand vermag es zu entscheiden. Väterlich nahm der Ehrwürdige die beiden Liebenden bei der Hand und führte sie in die Tiefe des Gartens. Nur ed-Din und sein Schätzchen glaubten zu träumen. Denn der Garten des Kalifen blühte und die Nachtigallen sangen ihre hinsterbenden Liebeslieder. Der Scheich aber geleitete sie, Trostworte spendend, durch das Portal des Lustschlösschens und, ohne das mindeste Verantwortungsgefühl, in den Prunksaal. Dort hiess er sie niedersitzen und guter Dinge sein. Geschäftig trug er seinen Gästen die köstlichsten Speisen auf, die hier stets für den Beherrscher der Gläubigen bereitstehen mussten: Pasteten, kaltes Geflügel, Früchte und mit Rosenöl parfümiertes Konfekt. Wie schmausten sie jetzt, die Aus-

gehungerten! Aller Schmerz fiel von ihnen ab, sie steckten einander Süssigkeiten in den Mund, ihre Augen wurden glänzend, und ihre Wangen erschimmerten rosig.

„Wir sind gesättigt, Scheich," sagte Nur ed-Din endlich voll Dankbarkeit. „Du hast unser Leben gerettet. Aber nun fülle das Mass deiner Güte bis zum Rande und spende uns einen Tropfen Weins, damit wir nicht verschmachten!"

„Wie!" rief der Oberaufseher der Gärten sehr entrüstet. „Weisst du nicht, mein Sohn, dass der Prophet verflucht hat den, der Wein trinkt, der Wein keltert und Wein trägt?"

Da lachte Enis, trat leichtfüssig wie eine Gazelle zu dem Alten, zupfte ihn an seinem Silberbart und sagte: „Wenn du nun aber zwei funkelnde Dinare nimmst, vor einen Laden gehst und einen Eseltreiber bittest, Wein zu kaufen und ihn auf seinem Esel hierher zu bringen? Wen trifft dann der Fluch des Propheten, dich oder den Esel?"

„Bei Gott," sagte der Scheich entzückt und kniff sie in die runde Wange, die wie ein reifer Pfirsich blühte, „witzigere und süssere Worte habe ich noch aus keines Menschen Munde gehört!"

Und er tat nach ihrem Wunsche. Welcher Versucher pflanzte zu dieser Stunde den Esel samt seinem Treiber vor des Palastes Pforte? Es schien nur eines Atems Zug vergangen zu sein, da tranken Nur ed-Din und sein Mädchen, die eben noch das Unheil vor sich herjagte, aus dem goldenen Becher des Kalifen. Und während sie sich schnäbelten und verliebte Blicke zuwarfen, sagte Enis el-Dschelis, die Reizende, deren Locken sich gelöst hatten: „Willst du nicht mit uns trinken, Herzensscheich und Erretter? Wie kann uns munden, woran du nicht teilnimmst!" — „Nimmermehr," antwortete der Alte, während ihm das Wasser unter der Zunge zusammenströmte, und streckte abwehrend beide Hände aus. „Gott behüte! Seit zwanzig Jahren ist kein Tropfen der Rebe über meine Lippen geflossen."

Enis schüttelte sehr bekümmert die Locken: „Ach, mein Vater, siehst du nicht, dass mein Geliebter bereits trunken ist? Und siehst du nicht, dass mein Schatz sehr müde ist? Wer wird mit mir zechen, wenn er einschläft,

wer wird aus meinem Becher schlürfen, wenn ich ihm zutrinke." Und während sie diese Worte sprach, schwankte Nur ed-Din auch schon auf seinem Polster hin und her wie ein Zweig im Südwinde, die Augen fielen ihm zu, und er sank mit einem Seufzer zurück. Als der Scheich Ibrahim dies sah, schwoll sein altes Herz vor galanter Zärtlichkeit, sein Nase begann gleich einem Rubin zu leuchten, er schenkte den grossen goldenen Humpen des Kalifen voll bis zum Rande und leerte ihn mit einem Zuge: „Wahrhaftig, meine Herrin, du sollst gewiss nicht allein trinken — ich selbst will dein Zechgenosse bis zum Morgen sein!" Da sprang Nur ed-Din, der seine Schlaftrunkenheit nur geheuchelt hatte, lachend auf die Füsse, und beide, er und sein Liebchen, umarmten den Alten und küssten ihn so toll auf beide Wangen, bis er sich vor Lachen über ihre Frechheit den Bauch hielt.

Und vom Haupte des Scheichs fielen die Jahre wie die dürren Blätter im Frühling, wenn sie von den jungen Trieben verdrängt werden. Jünger und jünger wurde sein Herz, Becher um Becher goss er durch seine borstige Gurgel, die die Versäumnisse zweier Jahrzehnte nachholen musste.

Das zweite Drittel der Nacht war fast verstrichen, da sprach das Mädchen: „Mein Vater, sollen wir länger bei dieser einen Kerze sitzen? Wir feiern ein Freudenfest, und so erlaube, dass ich einige dieser Lampen entzünde."

„Herrin der Schönen," antwortete der Scheich mühsam, „bin ich nicht Gebieter des Schlösschens? Eine der Lampen sei dir verstattet, wirf das Licht deiner Augen auf sie, so wird sie in Flammen stehen."

Da lachte Enis el-Dschelis und, sich in den Hüften wiegend und tänzelnd, ging sie von Lampe zu Lampe, von Kerze zu Kerze, bis der Saal in ein Meer von Licht getaucht war, bis die Funken aus den Edelsteinen der goldenen Becher spritzten und die hundert Säulen, die des Saales Decke stützten, einen Reigen zu tanzen begannen.

„Ach, du Schelmin, du Betrügerin," schrie Scheich Ibrahim, ausser sich vor Entzücken, und klatschte in ihre Hände. „Du Verführerin des ganzen Männergeschlechts, du Uebertreterin

aller Verbote! Doch auf mein Haupt komme deine Sünde und die Last deiner Missetaten!“

Damit stürzte er wie besessen zu den Fenstern und öffnete sie alle, alle, so dass ein Strom von goldenem Licht sich in den Park ergoss und die Nachtigallen geblendet in ihrer Musik innehielten.

*

Nun aber hatte der alles Hörende es so gefügt, dass der Kalif Harun-al-Raschid in jener Nacht bedrückten Herzens und schlaflos an einem Fenster seines Palastes sass und auf den Tigris hinausblickte, der silbern im Mondlicht dahinschwamm. „O Sobeide!“ seufzte der Kalif. „Wie grausam ist Eifersucht. Arme Kleine, wie eng muss es dir in jener Kiste gewesen sein, in die dich die Rasende sperrte!“

Schwermütig stützte der Kalif das Haupt. Da fiel sein Blick auf das Schlösschen, das eben noch im Dunkeln lag und plötzlich wie ein Stern leuchtete, der auf die Erde herabgefallen. Die Stirnader schwoll dem Kalifen und er schrie: „Dschaafar!“ Der treue Wesir trat voll Sorge aus dem Hintergrunde des Gemachs an die Seite des Herrn.

„Dschaafar!“ schrie der Kalif abermals. „Wehe dir, du Schurke!

Bagdad ist mir entrissen und ich bin nicht mehr Beherrscher der Gläubigen. Denn wäre ich noch Kalif, wäre Bagdad, die blühende, mir noch untertan, so könnte mein Lustschlösschen nicht im Schimmer seiner Lampen und Kerzen strahlen, während ich nicht darin bin!“

Entsetzt blickte Dschaafar auf das unerklärliche Schauspiel. Wahrhaftig, das Schlösschen glich einem Feuermeer, und seine Haare sträubten sich unter dem Turban. Da flüsterte ihm Satan zu: „Erfinde eine Lüge, damit es dir nicht an den Hals geht.“ — Und er sagte schnell: „Fürst der Gläubigen, ich vergass dir zu sagen, dass der Scheich Ibrahim das Fest der Beschneidung seines jüngsten Enkelsöhnleins feiert und mich um die Erlaubnis bat, seine Gäste im Schlösschen zu bewirten.“

„Braucht der alte Ibrahim so viele Lampen, um seinen Enkel zu beleuchten? Doch, bei Gott, er ist treu, ich zürne

ihm nicht und will dies Beschneidungsfest durch meine Gegenwart verschönen."

Eilends erhob sich der Kalif, der endlich den ersehnten Anlass zur Zerstreuung gefunden hatte. Vergebens versuchte Dschaafar ihn zurückzuhalten, und während er Harun-al-Raschid gesenkten Hauptes folgte, fühlte er seine Kniegelenke weich werden. Je näher sie dem Schlösschen kamen, desto heller wurde der Glanz, der aus seinen Fenstern strahlte, und als sie unter den geöffneten Fenstern selbst standen, vernahmen sie Lautenspiel, Gesang und Gelächter und das fröhliche Aneinanderklingen der Weinbecher. Dschaafar wurde blass, ja er wurde grün und seine Lippen bebten, der Kalif aber sagte gnädig: „Bei Gott, eine lustige Beschneidungsfeier! Ich muss sie belauschen und will Zeuge davon sein, wie die ehrwürdigen Scheiche ihren Segen spenden und ihre fromme Verwandtschaft bewirten. Leih' mir deinen Rücken, Wesir!" Und damit sprang er auf die ohnehin vor Angst gebeugte Schulter seines Ministers und von dort auf den dicken Ast eines Nussbaumes, dessen Zweige bis zu einem der Schlossfenster reichten. Rüstig kletterte der Kalif von Zweig zu Zweig empor, bis sein Haupt in gleicher Höhe mit dem Fenster war. Und in der Tat, diese Anstrengung seiner kaiserlichen Lenden trug dreifachen Lohn! Denn siehe, dort sass der ehrwürdige Scheich Ibrahim stockbetrunken, in der Hand den Goldbecher des Kalifen, auf dem Schosse die schöne Enis, deren Antlitz wie der Mond in der vierzehnten Nacht seiner himmlischen Reize glänzte. Und folgende Verse rezitierte der ehrwürdige Scheich Ibrahim: „Hübsche Schenkin lass sie reisen, — Lass die goldnen Becher kreisen. — Doch wenn du den neunmal Weisen — Vollends um Verstand willst bringen, — Musst du singen — musst du singen!"

„Denn", so fuhr der Scheich mit versoffener Bassstimme in Prosa fort — „siehe, wenn die Hengste saufen, pfeifen die Stallknechte." Damit erhob er sich, gab der reizenden Enis einen väterlichen Klaps auf den runden Schenkel, warf den geleerten Becher durch das Fenster hinaus und begann wie ein alter Balzhahn einen Tanz unter dem Kronleuchter.

Schweigend blickte der Kalif auf den tanzenden Scheich, auf Enis el-Dschelis, die sehr Reizende, und auf Nur ed-Din, der in die Hände klatschte. Endlich rief Harun-al-Raschid ernsthaft: „Komm herauf, Dschaafar, und erquicke auch du dich an dem Anblick, wie der ehrwürdige Scheich Ibrahim die Beschneidung seines Enkelsöhnleins feiert."

Keuchend und schwitzend vor Angst stieg der feiste Minister empor und setzte sich neben den Kalifen. Seine Farbe änderte sich abermals, er wurde gelb und die Muskeln seines Nackens begannen rhythmisch zu zittern. Denn der musikhungrige Ibrahim hatte sich jetzt zu Füssen des Mädchens niedergesetzt und die Ohren standen ihm elefantenweit vom Kopfe ab, während Enis mit weissen Fingern die Laute stimmte. Da sagte Harun-al-Raschid, ohne eine Miene zu verziehen: „Bei Gott, singt das Mädchen schlecht, so lasse ich euch alle kreuzigen, singt sie aber gut, so wirst du allein gekreuzigt." — „Himmel, lass sie erbärmlich singen!" erwiderte Dschaafar voll Geistesgegenwart, „damit wir in Gesellschaft sterben." — Da lachte der Kalif, der einen guten Witz stets zu würdigen wusste. Das Mädchen aber nahm die Laute und sang so süss, dass selbst die Grillen im Park neidisch wurden.

Harun-al-Raschid lauschte mit Kennerschaft, dann sagte er nachdenklich: „Noch niemals hörte ich eine so liebliche Stimme. Und noch niemals sah ich eine reizendere Gestalt. Ihre Haut muss weich wie Seide sein, dunkel und feucht sind ihre Augen, ihre Schläfen sind weiss; und einen hübscheren Busen hatte auch die süsse Kut-et-Kulub nicht. Bekennst du, dass ich recht habe, Wesir?"

Dschaafar stiess einen Seufzer der Erleichterung aus. „Gott segne ihre niedlichen Beine", sagte er. „Gott segne ihre weissen Schläfen und alles übrige!" Und fuhr scheinheilig fort: „Dann ist vielleicht des Kalifen Zorn dahingeschwunden?" — „Jawohl," sprach Harun lachend, „ich habe dir verziehen, obwohl du der grösste Lügner von Bagdad bist. Aber jetzt lass uns hinabsteigen. Denn ich begehre mich zu verkleiden und dies Lumpengesindel vollends zu überraschen."

Sie kletterten herab und gingen zum Ufer des Tigris zurück. Dort stand soeben der Fischer Kerim, hatte sein Netz in den Strom geworfen und sang vor sich hin: Der eine muss die Fische fangen, — Der and're schleckt und schmaust sie auf. — Gott schuf dem einen nur Verlangen, — Dem andern" — „Kerim!" unterbrach ihn der Kalif. Der Fischer wandte sich um, erkannte den Herrscher und warf sich ihm zu Füssen. „Kerim, fische auf mein Glück," sagte Harun. Frohen Herzens sprang Kerim auf und zog das Netz ans Land. Da zappelte es im Netz von zahllosen Fischen, die im Mondlicht wie Silber funkelten. „Kerim," sagte der Kalif, „heute will ich einmal Fischer sein. Gib mir deine Weste und deinen Turban, du sollst meine Kleider anlegen. Zieh dich schleunigst aus, Kerim." Vollkommen verstört vor Freude, überreichte Kerim dem Kalifen seine Aermelweste und seinen Turban, während der Beherrscher der Gläubigen zwei Gewänder aus alexandrinischer Seide und einen diamantenbesetzten Turban hergab.

Nun muss man wissen, dass Kerim diese aus Lappen zusammengesetzte, von seinem Vater ererbte Aermelweste, die ihm sehr teuer war, seit Jahren auch beim Schlafen nicht abgelegt hatte. Infolgedessen wimmelte sie so von Flöhen und geschwänzten Läusen, dass sein Träger beinahe damit über ein Gebirge fliegen konnte. Aehnlich stand es mit dem Turban, der seit Kerims Jugend nicht von seinem Haupte gekommen war. Kaum hatte der Kalif diese höchst lebendige Aermelweste angelegt, so fuhr er auch schon mit beiden Händen in seinen Nacken hinab, um die Krabbeltiere zu fangen und nach rechts und links fortzuwerfen. „Wehe dir, Fischer Kerim," rief er verzweifelt, „wie kommen diese Heere von Läusen in deine verfluchte Weste?" — Kerims Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen, und er erwiderte: „Mein Herr und Sultan, jetzt beissen sie dich noch, aber nach einer Woche denkst du gar nicht mehr an sie."

„Gott erhalte dich gesund, Kerim," sagte der Kalif lachend, füllte eigenhändig einen Korb mit Fischen und begab sich zum Schlösschen zurück, während Dschaafar händeringend folgte.

Der Scheich Ibrahim war soeben beschäftigt, Nur ed-Din einen Becher Wein über den Kopf zu giessen, um ihn vor dem Einschlafen zu bewahren, als es bescheiden klopfte.

„Herein!" sagte Ibrahim schluckend. Der Kalif trat ein, und Ibrahim, der, betrunken, wie er war, seinen eigenen Sohn in diesem Aufzuge nicht erkannt hätte, fragte: „Wer bist du?" — „Ich bin der Fischer Kerim und frage an, ob ich diese Fische zu eurem Feste beisteuern darf?"

„Gewiss darf er das", rief Enis el-Dschelis sofort begeistert. „Ganz gewiss soll er das! Aber Kerim, du entzückendster aller Fischer, du wirst sie uns selber braten!"

„Jawohl," bemerkte der Scheich aufstossend, „denn man sagt, dass gebratene Fische vor Katzenjammer behüten!"

Der Fischer Kalif sah den schwankenden Scheich lange an und kratzte sich gedankenvoll unter dem Turban, der wie ein wimmelnder und summender Bienenkorb auf seinem Haupte thronte. Dann verneigte er sich, kreuzte die Arme über der Brust und sagte: „Meine Schöne und du, ehrwürdigster und nüchternster aller Scheiche, es geschehe nach eurem Befehle."

Schnurstracks ging der Kalif in die Küche, suchte Oel, Salz und Gewürze zusammen, schlachtete die Fische und richtete sie zu. Vergebens bat Dschaafar, dem Kalifen diese unwürdige Beschäftigung abnehmen zu dürfen. „Mitnichten, Wesir," sagte der Beherrscher der Gläubigen ernst, „bei den Gräbern meiner grossen Ahnen, ich will diese Fische selber braten und sie eigenhändig darbieten." Damit legte er die gebratenen Fische auf ein Bananenblatt und trug sie in den Saal.

Sehr lieblich stieg der Duft dieser wahrhaft königlichen Platte den Dreien in die Nase, denn der Kalif verstand etwas von der Küche. Als sie die Fische in fröhlichster Laune verzehrt hatten, sagte Nur ed-Din gnädig: „Fischer Kerim, du hast unser Herz erfreut. Nimm zum Dank den letzten Dinar, den ich besitze."

Harun-al-Raschid hob den Goldfuchs auf, küsste ihn demütig, spuckte darauf und steckte ihn ein. Dann sprach er: „Reich hast du mich beschenkt, mein Herr, doch willst du noch mehr tun und deinen Sklaven an der Pforte des Para-

dieses lauschen lassen, so bitte dein Mädchen, mir etwas zu singen."

„Bei dem Haupte meines Geliebten," rief Enis el-Dschelis, die Reizende, „er braucht mich nicht erst zu bitten, denn knusperig waren deine Fische und verständig ist deine Rede, Fischer Kerim."

Hierauf präludierte sie so weich und griff so zart über die Saiten, wie eine Mutter, die ihren Säugling streichelt. Dann sang sie:

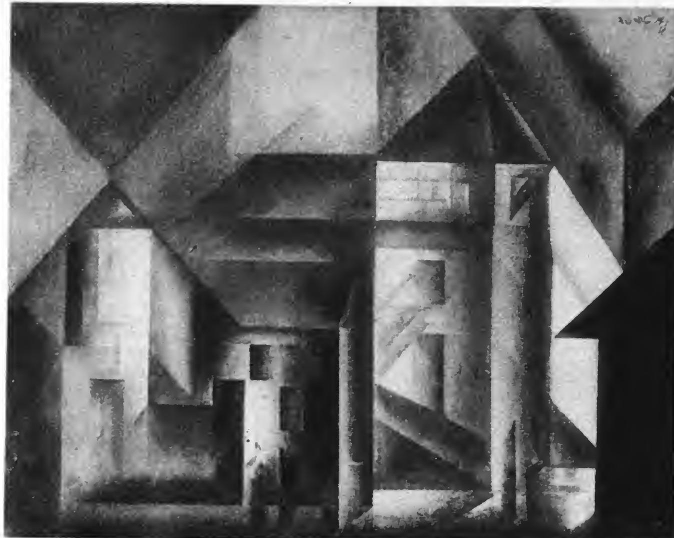
„Du bist mein Wunsch, — Für dich durchschwamm ich der Sehnsucht Meer. — Du nahmst mich an deine Brust, — Du küsstest mich, ach, da ward ich elternlos, freundlos, heimatlos, — Da zog ich ins Elend. — Doch selbst den Dolch will ich dankbar streicheln, — Den du mir ins Herz drückst."

So sang Enis und senkte das Köpfchen. Eine furchtbare Rührung packte den trunkenen Scheich und er heulte auf wie ein zahnloser alter Hund. Der Fischer-Kalif aber, der keine Störung seiner Kunstgenüsse liebte, stampfte mit dem Fusse auf, und die Zornesader auf seiner Stirn schwoll an wie eine blaue Schlange. Wahrhaftig, in diesem Augenblick gab Dschaafar, der hinter der Tür lauschte, für das Haupt und den langen Bart des betrunkenen Oberaufsehers der Gärten keinen Pfifferling mehr.

Nur ed-Din aber, der ebensowenig wie Scheich Ibrahim das heraufziehende Gewitter bemerkte, sagte: „Lieblich ist Enis el-Dschelis. Sie ist das Licht meiner Augen. Süss schmeckt der Tau ihres Mundes, und wenn sie sich in den Hüften wiegt oder ihre Augen sich mit Tränen füllen, so vermag sie die Heiligen zu verführen. — Gefällt dir das Mädchen, gefällt dir des Mädchens Saitenspiel, Fischer Kerim?"

„Ja, bei Gott," erwiderte der Kalif tief aufatmend, „Enis, dein Mädchen, gefällt mir sehr, und mich entzückt ihr Saitenspiel!"

„So schenke ich dir Enis noch in dieser Stunde," rief Nur ed-Din sinnlos vor Wein und Edelmut. „Denn siehe, du hast unser Herz erfreut, herrlich mundeten uns deine Fische, und du botest sie uns wie ein Edler."



Vollersroda III

Nach einem Gemälde von Lyonel Feininger in der Nationalgalerie

Zu dem Artikel „Neue Kunst"

„Ich nehme dein Geschenk an," sprach der Kalif, und sein Auge funkelte wie das eines Löwen, der am Ufer eine trinkende Gazelle sieht.

Enis trat auf ihren Geliebten zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und sagte mit leiser Stimme: „Mein Herr und mein Gebieter, dein Wille geschehe. Doch soll ich ganz ohne Abschied von dir gehen?"

Nur ed-Din umschlang sie mit beiden Armen und küsste sie: „Enis, du bist mein letzter Besitz und meines Herzens Trost. Weil ich dich liebte, verstiess mich mein Vater, und meine Mutter starb vor Gram. Nun aber gab ich diesem Fischer mein Wort, und so reisse ich mir den Kern meines Herzens aus der Brust. Nimm sie hin, Kerim. Enis, die Geliebte meiner Seele, ist fortan dein Eigentum."

„Halt ein!" brüllte der Scheich Ibrahim, der, fassungslos, mit verglasten Augen diese Szene betrachtet hatte. „Stinkendster aller Fischer, hast du deinen Verstand verloren? Du brachtest uns zwei Fische, brietest sie mit ranzigem Oel und willst jetzt zum Lohn eine Houri des Paradieses empfangen? Etwas anderes soll dein Lohn sein, du Sohn einer Hündin."

Schon erhob Ibrahim, ausser sich vor Wut, einen Leuchter, um ihn als Wurfgeschoss zu benutzen. Da trat Dschaafar zu dem Kalifen mit neuen Kleidern, die er für den Fürsten der Gläubigen aus dem Schlosse hatte kommen lassen. Lächelnd nahm Harun-al-Raschid mit zwei Fingerspitzen den lebendigen Turban vom Haupte, lächelnd trat er zum Fenster, warf den Turban hinaus und liess ihm die Aermelweste, das kostbare Erbstück des Fischers Kerim, folgen. Dann legte Dschaafar ihm einen seidenen Mantel um und küsste ehrfuchtsvoll die Erde vor ihm.

Vollständig verblödet starrte ihn der Scheich an und kaute an seinen Nägeln. „Weh mir, ich träume," schrie er endlich. „Weckt mich, ihr Freunde! Aus einem verlausten Fischer kann kein Kalif werden."

Harun-al-Raschid aber lachte, dass ihm die Tränen aus den Augen liefen. „Und doch kann er es werden, stets kann er es werden, du alter Schurke und Saufbold. War das die Beschneidungsfeier deines Enkelsohnes?"

Halb tot, und durch die letzten Worte des Kalifen vollends um den Verstand gebracht, fiel der Scheich auf den Bauch. Harun aber blickte mit jenem seltenen Lächeln, das angerechnet wird, auf Nur ed-Din und sein Liebchen und sprach: „Reizend ist Enis el-Dschelis und sie blüht wie eine Mandelblüte im Lenz. Aber ich schenke sie dir zurück. Und weil du dem Fischer Kerim für ein Gericht Fische die Geliebte deines Herzens schenken wolltest, sollst du der Gefährte meines Reichtums und mein Tischgenosse sein und mit deinem Mädchen fortan in diesem Schlösschen wohnen. Und Ibrahim soll euer Küfer und Schenke werden.“.

Der Mörder Babinsky

Von Raoul Auernheimer

Wenzel Babinsky, der später eine so traurige Berühmtheit erlangen sollte, war schon als Kind der Abschaum der Familie. Die Eltern, ehrbare mährische Bauersleute, schämten sich des missratenen Sprösslings, der ihnen nichts als Schande machte, und sein einziger Zwillingsbruder Kaspar mit Namen, ein gottgefälliger Jüngling, der schon als Knabe kein höheres Glück gekannt hatte, als, das Weihrauchfass schwingend, im weissen Chorhemd des Ministranten hinter dem Herrn Pfarrer einherzugehen und der nachher als Gärtnergehilfe in einem Nonnenkloster Beschäftigung fand, sah auf den Wildling herab wie Abel auf den Kain. Ja, seitdem er Nonnengärtner war und der andere seiner wilden Streiche wegen von der Fronleichnamsprozession ausgeschlossen blieb, mied er völlig seinen Umgang. Dabei sahen aber diese beiden so unähnlichen Brüder einander ähnlich wie ein Ei dem anderen. Zwei blühende Lümmel, mit sonnverbrannten Gesichtern und blitzblauen Augen, hätte man dem Wenzel vielleicht seine Rauf- und Liebeshändel, gewiss aber nicht dem Kaspar seine ausserordentliche Sanftmut und Bravheit von der Stirne abzulesen vermocht. Indessen war sie zweifellos vorhanden, und der Ortsgeistliche spielte wiederholt sogar von der Kanzel herab wohlmeinend darauf an.

Als die Knaben erwachsen waren, starb der Vater, nachdem ihm die Bäuerin schon einige Jahre vorher im Tode voran-

gegangen war. Es stellte sich heraus, dass der kleine Hof, den er bewirtschaftet hatte, völlig überschuldet war und zur Versteigerung gelangen musste. Die Brüder Babinsky sahen sich genötigt, sich auf ihre eigenen Füsse zu stellen, und sie taten es, jeder in seiner Weise. Kaspar blieb in seiner Nonnengärtnerei, Wenzel aber, dem sein Vormund anbot, ihn als Knecht bei sich aufzunehmen, folgte dem abenteuerlichen Zuge seines Wesens, indem er, hinter dem Rücken des Oheims, Handgeld nahm und unter die Soldaten ging. Eines schönen Tages war er aus dem Dorf verschwunden.

Doch lebte er weiter in den Gesprächen der Bauern und Häusler. Leute, die aus der Kreishauptstadt kamen, wussten zu berichten, dass sie ihm dort begegnet wären, und schilderten sein grässliches Aussehen. Gross war er immer schon gewesen, aber unter dem mächtigen, nach oben sich verbreiternden Artilleristentschako schien er völlig ins Riesenhafte gewachsen zu sein. Dazu hatte er sich einen grimmigen Schnurrbart stehen lassen, von dessen anziehender Schrecklichkeit die hübschen Dienstmädchen der kleinen Stadt Näheres zu berichten wussten; denn Wenzel Babinsky war auch in dieser Hinsicht ein ziemlich skrupelloser Bursche, und nicht ohne wesentliche Berechtigung nannte ihn sein Hauptmann einmal den „Vater der Garnison“.

Trotzdem waren die ersten zwei Jahre seiner Dienstzeit beim Bombardierkorps diejenigen unter seinen Lebensjahren, die ihm verhältnismässig noch am meisten Ehre machten. Seine Wildheit tobte sich sozusagen reglementmässig aus; nachdem er selbst geschunden worden war, kuranzte er andere und stellte dabei seine Vorgesetzten dermassen zufrieden, dass er bereits im dritten Jahr zum Korporal befördert wurde.

Da trat die Liebe in das Leben des Artilleristen Babinsky und machte ihn zu demjenigen, was zu werden er augenscheinlich vorbestimmt war. Es war aber keine seiner gewöhnlichen Liebschaften, sondern im Gegenteil die Liebe in ihrer schönsten und reinsten Form, die ihn im weiteren Verlauf zum Mörder werden liess.

Lydi — so hiess seine Angebetete — war eine kleine Näherin, die sich und ihre kranke Mutter von ihrer Hände

Arbeit kümmerlich, aber redlich ernährte, ein zartes, blondes Persönchen, das, wenn es sich auf seine Zehenspitzen stellte, Babinsky kaum bis an die geflochtenen Schützenschnüre auf seiner breiten Soldatenbrust reichte. Auch war sie so dünn und luftig, dass er sie manchmal spasseshalber an ihrem Ledergürtel ergriff und mit ausgestrecktem Arm vor sich hin in die Luft hielt, wobei sie angstvoll, wie ein an den Löffeln ergriffener kleiner Hase, zappelte und die Mutter, seine Stärke bewundernd, vor Lachen einen Hustenanfall bekam. Doch machte er nur im Anfang diese bäuerischen Scherze mit ihr, als er und Lydi noch nicht vertraut waren; später unterliess er sie, um der guten Mutter das Husten zu ersparen.

Es gab eine Zeit, im Anfang ihrer Bekanntschaft, wo er ihr nachstellte und Lydi seine Werbung abschlug; es folgte eine andere, wo er ihr einen schriftlichen Heiratsantrag machte und in allen Ehren bei der Mutter um ihre Hand anhielt. Mittlerweile aber hatte sich das Mädchen in den brutalen Soldaten, der jetzt so zahm aus der Hand frass, verliebt. Sie fürchtete, dass er sie wirklich heiraten und damit, da sie beide nichts hatten, seine soldatische Karriere aufs Spiel setzen könnte. Da gab sie sich ihm hin, aus schlauer Berechnung, um ihm den Appetit an ihr zu verderben. Es gelang ihr aber nicht; im Gegenteil.

Babinsky verliebte sich immer mörderischer in seinen Schatz. Es gab nichts, was er nicht Lydi zuliebe getan hätte, und er bewies es, indem er, als ein furchtbar strenger Winter hereinbrach und die kranke Mutter den Zins für sich und Lydi nicht mehr aufbringen konnte und vor der Delogierung stand, sich an der Kompagniekasse vergriff und den beiden Frauen unter dem Vorgeben, es wäre ihm bei erreichter Grossjährigkeit sein Erbteil ausgezahlt worden, aus der Verlegenheit half.

Als das geschehen war, war es geschehen. Babinsky blieb nichts anderes als die Flucht unter falschem Namen, und auch die schmucke Uniform und seinen schönen Schnurrbart, der ihn verraten hätte, musste er der Möglichkeit, zu entkommen, opfern. Am schwersten aber fiel ihm der stumme Abschied von Lydi; doch brachte er auch dieses Opfer, um sie in ihrem

guten Glauben zu belassen. Das Geld wurde nichtsdestominder bald darauf bei dem zu Tode erschrockenen Mädchen gefunden; ihr Liebhaber aber blieb verschwunden, und alle Bemühungen der Polizei, sein Versteck ausfindig zu machen, schlugen vorerst fehl.

Bald darauf hörte man von allerhand Räubereien, teils edlen, teils unedlen Gewalttaten, die der Volksmund mit Babinsky in Zusammenhang brachte. Die edlen verbrämten seinen Namen mit einer volkstümlichen Romantik. So wurde von einer armen Grafentochter erzählt, die Babinsky mit ihrem gleichfalls völlig mittellosen gräflichen Liebhaber verheiratet hatte, indem er einem reichen Juden, der den Grafen bewucherte und die Komtesse heiraten wollte, einmal im Wald mit vorgehaltener Pistole eine Erklärung abzwang, worin der Wucherer auf seine Forderungen verzichtete. Und auch von einem Bergknappen wurde berichtet, der, gleichfalls in Heiratsnöten, nach des Obersteigers Töchterlein schmachtend, eines Tages in seinem Stollen ein Fässchen mit dreihundert Talern fand, das ihm der als Knappe verkleidete Babinsky vor die Füsse gerollt hatte. Allein die schlimmen Taten, Ueberfälle auf wehrlose Reisende, Erpressungen und Brandschatzungen jeder Art, überwogen immer mehr und gipfelten schliesslich in einem regelrechten Mord, der, wenngleich er an einem höchst widerwärtigen Menschen begangen wurde — einem reichen Müller, der in seiner einsam gelegenen Mühle mit besonderer Vorliebe die Bauerntöchter der Umgebung vergewaltigte —, eben doch eine Tat war, die dem Täter den Beinamen „der Mörder“ eintrug und die am Ende auch zu seiner Verhaftung führte. Denn die Blutspur verriet ihn schliesslich.

So stand denn der Mörder Babinsky eines Tages vor seinen irdischen Richtern und wurde mit Hinblick auf seine mannigfachen Missetaten und sein jahrelang betriebenes Unwesen zum Tode durch den Strang verurteilt. „Wundert mich nicht! Wenn einer schon als siebenjähriger Bub im Klostergarten Aepfel stiehlt . . .“ sagte sein Bruder Kaspar, der eben Salat auspflanzte, als man ihm diese Neuigkeit überbrachte; und stolz auf seinen tugendhaften Lebenswandel, lehnte er es ab,

den Bruder vor der Hinrichtung noch einmal zu sehen. Aber auch Wenzel, ein verstockter Sünder, lehnte den Besuch des Bruders ab. „Der in seinem Nonnenkloster!" sagte er: „Der stinkt ja vor lauter Heiligkeit." Und er spie verächtlich auf den Boden der Zelle.

Als es so weit war, führte man ihn in ebenderselben kleinen Stadt, in der er als junger Soldat gehaust hatte, unter den Galgen. Eine zahlreiche Menge hatte sich eingefunden, darunter auch die überwiegende Mehrzahl jener Dienstmädchen, die er zu Müttern seiner Kinder gemacht hatte. Nur Lydi fehlte; sie lebte in einer anderen Stadt, und es war ihm eine letzte Beruhigung, dies zu hören.

Aber da, während er in seinem Armensünderhemd, ohne Ungeduld wartend, unter dem Galgen stand und der Henker zu seinen Häupten schon den schwebenden Strick einseifte, geschah etwas Merkwürdiges: ein Kanonenschuss ertönte, dann noch einer und so weiter, eine ganze Anzahl, in regelmässigen Zwischenräumen. Und während der Schiesserei sprengte ein kaiserlicher Kurier mit goldener Schärpe zu Pferd in den Hof des Gefängnisses und übergab dem Gerichtsherrn ein Schriftstück, das dieser, dem Henker ein Zeichen machend, dem Delinquenten vorlas. Anlässlich der Geburt eines kaiserlichen Prinzen, wovon die Kanonenschüsse im ganzen Reiche geziemend Mitteilung machten, war eine allgemeine Amnestie erlassen worden, und Babinsky, der bereits den Strick zu seinen Häupten hatte baumeln gesehen, fand sich plötzlich zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt.

„Fallen Sie auf die Knie und danken Sie Gott!" sagte ihm der Gerichtsherr.

Aber Babinsky tat weder das eine noch das andere. Er war ein Dickkopf noch unter dem Galgen.

*

Die nun folgenden zwanzig Jahre sah sich der auf dem Brünner Spielberg eingesperrte Mörder gezwungen, in einer Gesellschaft zu verkehren, die ihm wenig zusagte. Denn ohne unstatthaften Hochmut fand er doch, dass er mehr wäre als ein gewöhnlicher Falschmünzer oder Ladendieb. Er büsste

daher auch von der über ihn verhängten Strafe so viel, als angängig war, in Einzelhaft ab.

Als Sträfling war er mit dem Anfertigen von Zündholzschachteln beschäftigt, worin er es bald zu einer wahren Meisterschaft brachte. In den letzten Jahren wurde er auch aushilfsweise in der Gärtnerei verwendet, die sich der Oberaufseher in einem abgelegenen Teil des Festungsgebietes angelegt hatte. Da sah man ihn manchmal knien und Bohnen binden oder Unkraut jäten.

Im Alter von dreiundfünfzig Jahren wurde ihm der Rest seiner Strafzeit allergnädigst erlassen. Er erhielt die neununddreissig Gulden, die er sich in zwanzig Jahren erspart hatte, ausbezahlt, und nichts hinderte ihn, das Leben neu anzufangen.

Er streifte den traurig-bunten Sträflingsanzug von sich ab — ein braunes und mausgraues Hosenbein und eine ebenso gemusterte Jacke, bei welcher jedoch die Farben verkehrt standen, was neckisch aussah — und schlüpfte in seine alte, für ihn bereit gehaltene Räubertracht eines grauen Jägers. Doch war diese in den Magazinen des Spielberges jämmerlich verblasst und sah nicht mehr halb so malerisch aus wie ehedem. Auch war er zu ziemlicher Beleibtheit angeschwollen, so dass ihn die unbequemen Räuberkleider an allen Ecken und Enden greulich zwickten.

So angetan machte er sich auf den Weg und wanderte durch die herbstliche Landschaft gegen Norden zu, woher er stammte. Die schwere Sträflingskette, die er durch achtzehn Jahre bei jedem Schritt nachgeschleppt hatte, belastete nicht mehr seine armen Füsse, dennoch hatte er nicht die geringste Lust, diese tanzend zu bewegen, wie er sich früher wohl zuweilen vorgenommen hatte. Und auch das anstrengende Räuberdasein seiner Jugend lockte ihn nicht mehr und die Liebe erst recht nicht. Er ging an den hübschesten Dirnen vorüber, ohne sie auch nur anzusehen.

Auch äusserlich war er ein anderer geworden. Er trug das fliegende Haar jetzt ganz kurz geschoren — aus guten Gründen — und den Bart auch über der Oberlippe gänzlich abgeschnitten. Sein Gesicht glich den Stoppelfeldern,

zwischen denen die Landstrasse hinlief; die gedunsenen Wangen waren breit und fahl, die Züge schwammig, verquollen. Und da er zu alledem einen kuttenartigen Ueberrock trug — zu seiner Zeit, als er ihn einem jungen Reisenden abnahm, war es ein sogenannter „Makintosh" gewesen —, machte er mit seinem gelassenen Gehaben eher den Eindruck eines etwas verwahrlost aussehenden bleichen Pfaffen als den eines ehemaligen Militärs und Räubers. Ein altes, halbblindes Mütterchen, das er um den Weg anredete, sagte denn auch sehr erschrocken „Ehrwürdiger Bruder!" zu ihm und wollte ihm die Hand küssen. Babinsky wehrte lächelnd ab.

Sein Wegziel, das er nach mehreren Tagen zu erreichen hoffte, war die kleine Stadt, in der er gedient, geliebt und unter dem Galgen gestanden hatte. Das Dorf seiner Jugend, wo er aufgewachsen war, wollte er lieber umgehen, und nicht im geringsten gelüstete es ihn, seinen Bruder wiederzusehen.

Indessen kam er von ungefähr an dem stattlichen Benediktinerinnenkloster vorbei, in dem Kaspar zu seiner Zeit als Gärtnerbursche ausgeholfen hatte, während sein missratener Bruder Vogelnester ausnahm. In dem abgegrenzten Obstgarten, der seitlich an das Kloster stiess und den die Nonnen nicht betreten durften, stand, auf einer niederen Leiter ein junger Bursche und nahm Aepfel ab. Babinsky blieb stehen und spähte ironischen Blickes nach seinem Bruder. Ob er noch lebt, der heilige Mann? dachte er bei sich selbst. Aber kaum hatte er so eine kleine Weile gestanden, als der Jüngling auf der Leiter plötzlich mit offenem Munde beim Einsammeln der Aepfel innehielt und, den letzten Apfel noch in der Hand, herunter und auf ihn zu sprang mit dem ungeheuchelt freudigen Ausruf:

„Jesus, der Herr Babinsky!"

„Woher kennt Ihr mich?" fragte der Mörder im Ruhestand finster, um einen Schritt zurücktretend.

„Aber! Ich werd' den Herrn Babinsky nicht kennen!" sagte der Jüngling errötend und beinahe gekränkt: „Ich bin doch der Wratislaw!"

„Ach! Ihr seid der Wratislaw!" entgegnete Babinsky, dem es anfing, Spass zu machen, auf die augenscheinliche Verwechslung mit seinem tugendhaften Bruder einzugehen.

„Natürlich!" rief der junge Bursche vorwurfsvoll und erfreut: „Aber wo war denn der Herr Babinsky so lang?"

Babinsky machte eine unbestimmte Gebärde: „Das erzähl' ich Euch ein andermal!" Aber schon hatte der andere das Gittertor geöffnet und nötigte ihn gastfreundlich, einzutreten:

„Wenigstens ein bissel anschauen wird sich doch der Herr Babinsky die Gärtnerei!"

Babinsky sah sich alles an: das Obst, das Warmhaus, das Mistbeet und den Düngerhaufen. Er war zufrieden, und nachdem er fachmännisch einiges gelobt, anderes wohl auch schonend bemängelt hatte, wobei ihm seine auf dem Spielberg erworbenen Fachkenntnisse trefflich zustatten kamen, wollte er sich wieder entfernen, seine Wanderung fortsetzen. Aber das war keineswegs der Wunsch des Gehilfen, der viel zu sehr erfreut war, den Herrn „Obergärtner" wiederzusehen, als dass er ihn so leichten Kaufs hätte ziehen lassen. Er wollte durchaus durch die Schwester Pförtnerin die Oberin von seiner Anwesenheit verständigen lassen, und er fügte hinzu, dass die Oberin wiederholt nach ihm gefragt hätte.

„Ist es noch immer dieselbe?" erkundigte sich Babinsky teilnahmsvoll, obwohl er sie nie gesehen hatte.

„Freilich! Gott sei Dank!" sagte der Bursche ehrfurchtsvoll.

„Gott sei Dank!" sagte auch Babinsky.

In diesem Augenblick kam der dicke Pfarrer, der in der Klosterschule eben eine Religionsstunde gegeben hatte, quer durch den Garten gegangen. Er blieb breitbeinig stehen, legte die Hände auf den Bauch und rief zu dem Ankömmling, der seinen Räuberhut abgenommen hatte, freundschaftlich herüber:

„Mein guter Babinsky! Ja, wo waren wir denn so lange?"

Dann, näherkommend, fasste er den vermeintlichen Obergärtner ins Auge und sagte gemütlich:

„Aber gar nicht haben wir uns in den drei Jahren verändert! Aber gar nicht!"

„Hochwürden auch nicht!“ erwiderte Babinsky, der jetzt wenigstens wusste, dass er drei Jahre abwesend gewesen wäre, aber der geistliche Herr wollte das nicht gelten lassen: „Man wird nicht jünger!“ meinte er, mit einer abwinkenden Handbewegung: „Man wird nicht jünger!“

Dann liess er sich ächzend auf eine Holzbank unter dem Apfelbaum nieder und fragte vergnügt:

„No, und wie war ’s in Amerika?“

Babinsky geriet keineswegs in Verlegenheit. Er hatte in seiner Jugend eine Menge Goldgräber- und Indianergeschichten gelesen und wusste eine Alligatorenjagd und einen Präriebrand zu schildern, als ob er dabei gewesen wäre. Auch den Hafen und die Stadt New York wusste er glaubwürdig zu beschreiben — um so glaubwürdiger, als der Pfarrer, wie er selbst, niemals in Amerika gewesen war.

„Und was werden wir jetzt machen?“ erkundigte sich der geistliche Herr, nach einer kleinen Weile wieder aufstehend und wohlgelaunt zwinkernd den über Hamburg eben glücklich Heimgekehrten ins Auge fassend.

Babinsky blieb ihm die Antwort schuldig. Da meinte der Pfarrer, der seine Blicke abwechselnd von dem Gärtnerburschen zu Babinsky und wieder zurück gleiten liess:

„Am besten, wir nehmen hier unseren Dienst wieder auf. — Die Spargel, die mir die Schwester Oberin im Sommer geschickt hat, waren nicht halb so gut wie zu Ihren Zeiten, und auch die Paradeiser lassen allerhand zu wünschen übrig . . . Wenn Sie einverstanden sind, werd’ ich bei der ehrwürdigen Mutter Oberin ein gutes Wort für Sie einlegen.“

Babinsky schlug demütig die Blicke nieder, wie er es im Kerker, um nicht über die Kette zu straucheln, gelernt hatte. Das gefiel dem Geistlichen, der, um ihn zu entscheiden, vertraulich fortfuhr:

„Und die Schwester Baptista ist auch nicht mehr im Haus . . . Der Herr hat sie im vorigen Jahr zu sich genommen“, sagte er, die Handflächen mit frommem Aufblick gegen den Himmel hebend.

Am nächsten Tag wurde Babinsky vor die Mutter Oberin geführt, die ihn in einem halbdunklen Zimmer hinter einem

Gitter stehend, empfing, so, wie sie, zwei- bis dreimal im ganzen, auch seinen Bruder empfangen hatte, und die ihn, nachdem sie ihm einen milden Verweis erteilt hatte, dass er sie so über Nacht habe stehen lassen, um nach „Amerika durchzubrennen“, in Gnaden wieder aufnahm. Aber Babinsky, der seinen früheren Uebermut wiederkehren fühlte, benutzte die Gelegenheit, um seinerseits Bedingungen zu stellen und monatlich um fünf Gulden mehr zu verlangen.

Man gestand sie ihm schliesslich zu, mit Rücksicht darauf, dass er in Amerika gewesen war.

*

In dem Bestreben, sich über die Vergangenheit seines Bruders, das heisst also jetzt seine eigene, etwas genauer zu unterrichten, fragte Babinsky in der Folge vorsichtig herum, in entlegenen Wirtshäusern, bei Fuhrknechten, alten Weibern und kleinen Leuten, die ihn nicht kannten. Dabei erfuhr er merkwürdige Dinge über sich und die Schwester Baptista.

Die Schwester Baptista war vor vier Jahren, also ein Jahr, bevor sein Bruder die Klostergärtnerei aufgegeben hatte und nach Amerika durchgegangen war, als Novize in das Kloster gekommen. Sie war nicht mehr ganz jung und besorgte eine Zeitlang die Küche der frommen Schwestern. Später fand sie in der sogenannten Wäschekammer Verwendung, wo sie Hauben fältelte und nähte.

Im Küchendienst trat ihr Kaspar Babinsky näher. Die Köchin übernahm die Kohlköpfe, die er brachte, beim Gittertor des Klostergartens und Schwester Baptista stand daneben. Einmal war die Köchin krank und Baptista musste das Gemüse selbst übernehmen. Dabei sahen sie einander, über den Kohl hinweg, zum erstenmal tiefer in die Augen.

Ein schuldbares Verständnis, obgleich der unschuldigsten Art, entwickelte sich daraus. Schwester Baptista hatte zahlreiche Feinde unter den Nonnen und nur einen einzigen Freund: den Herrn Pfarrer. Einmal, in ihrer Not, schrieb sie an ihn und bediente sich des Gärtners zur Bestellung des Briefes. Er wurde aufgefangen, Babinsky verhört. Ein zweites Verhör sollte in Gegenwart des Bischofs stattfinden.

Aber am Tage, bevor es erfolgen konnte, verschwand Kaspar Babinsky auf Nimmerwiedersehen, sei es aus Angst vor dem Bischof, sei es, um der Schwester Baptista dadurch, dass er seine Zeugenschaft aus dem Wege räumte, zu nützen.

Was in dem Briefe an den Pfarrer gestanden hätte, fragte Babinsky die Leute, die ihm diese Geschichten erzählten. Etwas, was die Vergangenheit der Schwester Baptista betraf, antwortete man ihm. Näheres hierüber konnte er die längste Zeit nicht erfragen; bis er dann schliesslich doch, durch einen Zufall, hinter das Geheimnis kam.

Babinsky, dem, wie er von sich selbst zu sagen pflegte, jetzt alle Giftzähne ausgebrochen waren, hatte eine verräterische Gewohnheit. Nach dem Essen nämlich, oder wann immer sonst er für eine Stunde der Ruhe pflegen wollte, tat er dies nicht in seinem Zimmer oder im Schuppen, sondern er zog sich, am liebsten unbemerkt, zu diesem Zwecke hinter die Büsche eines kleinen dichten Bosketts zurück, das mitten im Klostergarten stand und von dem niemand ahnte, dass es als ein wildes Gehölz Babinsky den Wald seiner Jugend ersetzte. Denn es machte ihm ein geradezu diebisches Vergnügen, von Zeit zu Zeit darin zu verschwinden und, auf dem kühlen Schattengrund lüstern ausgestreckt, sich suchen und rufen zu lassen, ohne sich zu rühren.

Eines Tages nun, als er wiederum, der Verdauung hingegeben, an seiner Pfeife saugend, in diesem Verstecke lag, hatte er Gelegenheit, ein nicht für seine Ohren bestimmtes Gespräch zu belauschen, das die Pfarrersköchin, Fräulein Marie, mit einer jungen Bauernmagd führte, die ihr beim Abholen einiger Gläser Essigpflaumen behilflich war.

Fräulein Marie war ein Mädchen von fünfundsechzig Jahren, an dem alles spitz war, das Kinn, die Nase, der Blick, die Zunge und der eine Zahn, der ihr noch geblieben war. Es war ein Eckzahn.

Die Bauernmagd hörte der Alten andächtig zu, die, indem sie die Gläser in dem Hökerkorb vorsichtig zusammenstellte, rastlos schwätzte. Sie ging dabei nach Art alter Frauen, die den Weltlauf erörtern, vom Nächstliegenden, den Räubertaten eines gewissen Kunda, der sich seit einiger Zeit in der Gegend

herumtrieb, aus und knüpfte daran die Erinnerung an den Mörder Babinsky, der, ein Kunda seiner Zeit, die Gegend vor fünfundzwanzig Jahren in Angst und Schrecken versetzt hätte. „Es war ein Bruder unseres Herrn Obergärtners", sagte sie: „Sie wissen ja!" Und sie fügte hinzu: „Die arme Schwester Baptista, wie hätt' sie sich geängstigt, wenn man ihr vom Kunda erzählt hätte."

„Warum gerade die Schwester Baptista?" fragte, arglos und neugierig, die Magd.

„Na, weil sie doch den Babinsky gekannt hat."

„Den Mörder? Die fromme Schwester?"

„Freilich. Darum ist ja auch damals der Herr Obergärtner über Nacht verschwunden. Weil die Schwester Baptista dem Herrn Pfarrer geschrieben hat, dass er sie in ein anderes Kloster bringen soll — weil ihr in diesem die Erinnerung an den schändlichen Babinsky den Aufenthalt verleidet."

„Und deswegen hat der Herr Kaspar seine Stellung aufgegeben?"

„Deswegen. Und weil er nicht hat verwinden können, was die bösen Mäuler über die arme Schwester Baptista getratscht haben."

„Was haben sie denn getratscht, die bösen Mäuler?"

„No, dass die Schwester Baptista in ihrer Jugend mit dem Babinsky was gehabt hat."

„Mit dem Gärtner?"

„Nein, mit dem Mörder."

„Was soll sie denn mit ihm gehabt haben?" fragte die Magd, während Babinsky, in atemloser Spannung, die erkaltende Pfeife aus dem Munde nahm.

„No, was halt ihr Mädeln mit den Burschen habts . . . Aber bei der Lydi war es eine gemeine Verleumdung. Sondern der Babinsky hat das Geld aus der Kompagniekasse nur deshalb bei ihr versteckt, weil sie ihn nicht erhört hat — die Lydi."

„Sie reden immer von der Lydi, Fräulein Marie. Wer ist das?"

„No, die Schwester Baptista. Früher hat sie Lydi geheissen."

Die Gläser waren zusammengestellt und die Magd schulterte den Rückenkorb. Dabei fragte sie vertraulich, als Frau die Frau:

„Glauben Sie, Fräulein Marie, dass der Babinsky die Schwester Baptista geliebt hat?"

„Wer? Der Mörder?"

„Nein. Der Gärtner."

Fräulein Marie bekreuzte sich:

„Im Kloster! — Das zu behaupten, wär' eine völlige Sünd' . . . Aber, unter uns, ich glaub' nicht, dass er von Amerika zurückgekommen wär', wenn er gewusst hätte, dass die Schwester Baptista gestorben ist."

Und sie setzte boshaft hinzu:

„Die Sehnsucht nach den Blumen hat ihn ins Kloster zurückgetrieben."

Tags darauf bekränzte der Mörder im Ruhestand das Grab der frommen Schwester Baptista mit einem Asterngewinde. Und kein Mensch ahnte, dass es das Grab seiner Geliebten war, das er bekränzte.

*

Solcherart durch das Geheimnis des Bruders auch innerlich beglaubigt, lebte sich der neue Gärtner immer mehr in die Rolle seines Vorgängers hinein, den er an scheinheiliger Frömmigkeit noch übertraf. Auch war er so klug, von Zeit zu Zeit zu Abschreckungszwecken einen der schlimmen Jugendstreiche seines Bruders zu erzählen, die er besser als jeder andere kannte und deren Kenntnis ihm jetzt stets aufs neue zur Legitimation seines eigenen, so überaus tugendhaften Lebenswandels diente.

Dieser Lebenswandel an sich machte ihm mehr Spass, als er in seiner Jugend gedacht hätte. Er fand, wie auch schon die letzten Jahre auf dem Spielberg, dass die Gärtnerei ihre Reize habe. Man kann, während man Spargel sticht, Blumen köpft und Engerlinge tötet, sich den lasterhaftesten Vorstellungen hingeben. Und am Ende wird ein Schmuck für die Madonna oder ein Gemüsebeet daraus.

Ein Weiser, wie so mancher Mörder, wenn er, geläutert, zu seinen Jahren kommt, hatte sich Babinsky mit seinem

Schicksal abgefunden und fand nicht einmal mehr etwas besonders Auffallendes daran, dass er dort aufhörte, wo sein Bruder angefangen hatte: in der Nonnengärtnerei — als sich plötzlich etwas ereignete, was seine beschauliche Existenz noch einmal in Gefahr brachte, ja sein ganzes Leben auf den Kopf zu stellen drohte.

Eines Tages nämlich, nachdem er jahrelang sein Unwesen getrieben hatte, wurde auch der Räuber Kunda gefangen. Schmeichler hatten ihn mit Babinsky verglichen; der aber fand diesen Vergleich unwürdig, ja, er schämte sich sogar seines bloss oberflächlichen Nachahmers, der, grundverschieden von ihm, es hauptsächlich auf Jungfrauen und Frauen abgesehen zu haben schien und, unritterlich gegen das schöne Geschlecht, nicht eine einzige Grafentochter ausgeheiratet hatte. Uebrigens erwähnte er ihn kaum und wich aus, wenn die anderen von ihm sprachen.

Da geschah es aber, dass der gefangene Kunda vor dem Untersuchungsrichter das überraschende Geständnis ablegte, dass er nicht Kunda, sondern Babinsky heisse und, bevor er das Räuberhandwerk ergriffen habe, Gärtner im Kloster der Benediktinerinnen gewesen wäre.

Dieses Geständnis hatte die ungeheuerste Tragweite auch für den Bruder des vermeintlichen Kunda. Denn wenn es auf Wahrheit beruhte, so war dieser nicht der Gärtner, sondern der Mörder Babinsky, der tatsächlich, wie eine an den Spielberg gerichtete Anfrage ergab, um die fragliche Zeit aus der Haft entlassen worden und, unbekannt, wohin, verschwunden war.

Befragt, wie er denn, wenn dies so wäre, aus einem frommen Gärtner, ja Obergärtner, im Handumdrehen ein infamer Mörder und Räuber geworden sein wolle, erklärte der vorgebliche Kunda unter Tränen, die kleine Nonne Baptista wäre daran schuld gewesen. Ein Weiberfeind von jeher, habe er erst in späten Jahren an sie sein Herz verloren und, um die fromme Schwester nicht in Verruf zu bringen, ihr zuliebe seine Stellung im Kloster aufgegeben; worauf ihn dann die Not und sein entfesseltes Blut immer tiefer in Laster und Schande hineingetrieben hätten, bis er schliesslich, in eine



Frauenkopf
Zeichnung von Ludwig Kainer

Landstreichergesellschaft geraten, halb verführt, halb gezwungen, ein veritables Räuberdasein führen gelernt hätte. Das aber könne er wohl sagen und man möge es ihm glauben, dass er auch, wenn er mordete und vergewaltigte, immer nur an die Gärtnerei, das Paradies seiner Jugend, gedacht habe.

Es gab Leute, die dem Kunda glaubten, obwohl es jedermann schwer fiel, ja unmöglich schien, anzunehmen, dass der fromme Gärtner Babinsky, der niemals die Messe versäumte und der die feinsten Spargel, die leckersten Radieschen in der Gegend zog, ein ausgedienter Mörder sein solle. Auch der Pfarrer sprach sich dagegen aus, der sieben Jahre mit dem Gärtner zu tun gehabt hatte, und erklärte Kunda für einen Schwindler. Und noch manches andere kam Babinsky zustatten, so zum Beispiel, dass der sogenannte Kunda behauptete, er wäre gar nicht in Amerika gewesen, während doch Babinsky so geläufig Englisch sprach, dass er dem Untersuchungsrichter auf die unvermutete Frage: „Do you speak english?" sofort, ohne Besinnen: „Yes, a little" erwiderte. Auch die Aehnlichkeit half dem zur Tugend Zurückgekehrten auf eine unvermutete Weise. Sie war in die Augen springend, obwohl Babinsky jetzt einen biederen Vollbart trug, wohingegen sich in dem dicken Küstergesicht des Verhafteten ein spät aufgegangener räuberischer Schnurrbart sträubte, und sie fiel sogar dem Untersuchungsrichter auf. Aber, argumentierte dieser scharfsinnig: wenn die beiden wirklich, was wohl möglich war, Brüder wären, warum sollte dann nicht der gefangene Kunda der rückfällige Mörder und der andere der auf seinen Platz zurückgekehrte Gärtner sein?

Um dies festzustellen, ordnete das Gericht eine Konfrontation an. Allein im letzten Augenblick wurde diese überflüssig, da Kunda, als man ihn auf den gottgefälligen Lebenswandel des von ihm so abscheulich verdächtigten Bruders von der Schulzeit bis auf den heutigen Tag aufmerksam machte, ihm das Ungeheuerliche seiner Bezichtigung nochmals eindringlich vor Augen rückend, plötzlich zerknirscht zusammenbrach und, verloren, wie er war, mit einem Edelmut, der augenscheinlich in der Familie lag, zugab, nicht Kaspar, sondern Wenzel Babinsky zu sein. Worauf er, da er aller seiner

Schandtaten teils geständig, teils überwiesen war, zum Tode durch den Strang verurteilt wurde.

Als die Exekution durchgeführt wurde, hielt sich Babinsky ferne, obwohl er kaum zwei Stunden weit hätte zu Fuss gehen müssen, um den sündigen Bruder baumeln zu sehen.

„Er ist ja auch nicht zu mir gekommen," sagte er zu seinem Gehilfen, der ihm vorschlug, sich ihm anzuschliessen — eine ziemlich rätselhafte Bemerkung, die niemand verstand, und die sich der Gehilfe mit der Schrullenhaftigkeit eines pedantischen alten Mannes, der auf Formen hielt, notdürftig zu erklären suchte.

*

Am Tage nach der Hinrichtung kam der Gerichtsgeistliche, ein Jesuitenpater, ins Dorf herüber und hatte mit dem Ortspfarrer eine geheime Unterredung, die noch einmal den Mörder Babinsky betraf. Es wäre nicht ausgeschlossen, sagte der Pater zu seinem Amtsbruder, dass der Gehenkte die Wahrheit gesprochen und nur später wieder verleugnet habe; mehr dürfe er als Beichtiger des Delinquenten nicht verraten, doch das eine könne und müsse er noch sagen: dass der Körper des Gehenkten nirgends jenes Brandmal aufgewiesen habe, ohne welches kein Schwerverbrecher den Spielberg je verlasse . . . Er überlasse es dem Herrn Pfarrer, den logischen Schluss hieraus zu ziehen.

Der gutherzige Pfarrer, der an seinem Spargellieferanten und langjährigen Bekannten hing, schüttelte, nachdem er begriffen hatte, zornig den Kopf, Babinsky gegen diese neue Verdächtigung verteidigend. „Er ist der Gärtner und er bleibt der Gärtner!" sagte er, und gewohnt, alles, was er sagte, zweimal zu sagen, wobei man sich eine Menge Nachdenken erspart, wiederholte er noch einmal mit aller Entschiedenheit: „Er ist der Gärtner und er bleibt der Gärtner!"

Der Gerichtspfarrer zog den Kopf zwischen die Schultern: „Salvavi animam meam" meinte er, den verwickelten Fall seinerseits mit einem kollegialen Bückling beendend: „Mehr kann und darf ich in der Sache nicht tun. Und auch das Gericht hat keine Ursache einzuschreiten, weil ja, wie immer die Rollen verteilt waren, der eine die Strafe verdient hat

und der andere sich nichts hat zuschulden kommen lassen — wenigstens in den letzten dreiundzwanzig Jahren . . .“

Eine Zeitlang schaute der Pfarrer dem sich Entfernenden betroffen nach, dann unternahm er seinen gewöhnlichen Abendspaziergang, der ihn regelmässig am Kloster vorbeiführte.

Durch die Gittertür sah er Babinsky in gebückter Stellung in den Salatbeeten stehen und Unkraut jäten. Er beobachtete ihn eine Weile und richtete dann das Wort an ihn:

„No, Babinsky, wie steht der Salat? Wie steht der Salat?“

Babinsky fuhr auf, nahm die Mütze ab und machte Front, wie er es im Gefängnis gelernt hatte.

„Ausgezeichnet, Hochwürden,“ sagte er, etwas zitterig, und wischte mit dem Handrücken den Schweiss von der nun wieder gebräunten, hohen Stirne.

Der Priester blickte ihm, auf seinen Stock gestützt, tief in die Augen. Und mit einem Male kam ihm der von abendlichen Sonnenlichtern umflossene alte Mann unheimlich gross und fremd vor, als wäre er nicht er selbst, nur sein verirrter Bruder. Zugleich aber merkte er, dass der andere etwas merke, und las die Angst aus seinen Augen. Da hatte der Pfarrer das aufwallende Verlangen, etwas Gutes und Menschliches zu ihm zu sagen, wie etwa, dass er sich wegen der Kleinigkeit, ein Mörder gewesen zu sein, nicht weiter kränken müsse und dass es überhaupt nicht so viel ausmache, ob einer ein Mörder sei oder ein Gärtner, weil ja jeder von uns beides in einem sei und je nach den Umständen das eine oder das andere aus ihm werden könne, wie sein Fall beweise — allein er besann sich rechtzeitig, dass es nicht Aufgabe der Priester sei, derartige Anschauungen in der Oeffentlichkeit zu verkünden, wodurch er sich überdies gewisslich wieder den Tadel des Bischofs zuziehen würde, wie damals, vor vier Jahren, als er sich für die Aufnahme der Schwester Baptista ins Kloster einsetzte. Infolgedessen löste er seine menschenfreundliche Philosophie in die einfachen Worte auf: „Gelobt sei Jesus Christus!“, die am Ende alles enthielten, auch das, und setzte, nachdenklich weiterschreitend, seinen Spaziergang fort in der Richtung zur Kirche, deren Turm in einer mässigen

Entfernung vor ihm selig weiss in den roten Abendhimmel hineinragte.

‚Es weiss doch keiner, woher er kommt und wohin er geht', dachte er, während man drüben schon den Angelus läutete, nachsinnend bei sich selbst.

Und genau dasselbe dachte jetzt auch, in die Knie gesunken und über seine zarten Pflanzen gebeugt, der ganz zahm und sanft gewordene alte Mörder.

Freunde

I.

Freunde in der Not
Reichen dir liebreich die Poot'.
Sie sind, im Verhältnis,
Nicht so was Seltnes.

Hast du Pech, so verzagen sie nicht.
(Nur dein Glück ertragen sie nicht.)

II.

Freunde in der Not
Drücken dir tröstend die Poot'.

Bloss wenn dein Stern den Aufstieg nimmt,
Wenn dein Boot in Strahlen schwimmt – –
Sind sie verstimmt.

Alfred Kerr

Im Reich der Küche*)

Von Julie Elias

Es war vor diesem Kriege. Wir kamen aus einer Gesellschaft; man zog sich im Korridor die Mäntel an, und die jungen Frauen erzählten, was sie am nächsten Vormittag alles unternehmen wollten. Die eine musste zum Anprobieren, die andere zum Schlittschuhlaufen, eine dritte in den Tattersall, und so fort. Mein Begleiter fragte mich: „Hast du gehört, dass eine dieser Damen gesagt hätte: ich muss morgen eine Gans braten oder eine Apfeltorte backen?"

Ellen Key schreibt in ihrem Buch von der „Frauenbewegung": „Dieselben Frauen, die mit fünfundzwanzig Jahren voll Verachtung erklärten, sie würden nie ihre Nase in Kochtöpfe stecken, sind mit fünfzig Jahren von der Bedeutung des Tisches für die Tätigkeit des Gehirns überzeugt; ja, sie sind jetzt ebenso stolz, wenn sie ein schmackhaftes Gericht bereitet haben, wie damals in ihrer Jugend, als sie ein Examen bestanden." Diese Beobachtung ist sehr richtig. Ich selbst kenne eine junge Frau, die studiert und einen Gelehrten geheiratet und die im Laufe der Ehe, nachdem sie schon drei Kinder geboren, eingesehen hat, dass es ihr am Wichtigsten fehlte, nämlich am praktischen Verständnis für die Küche. Sie wartete nicht, bis sie fünfzig wurde, sondern ging hin und

*) Abdruck aus einem Kapitel des im Buchverlag Rudolf Mosse erscheinenden Werkes „Die junge Frau. Ein Buch der Lebensführung". Von Julie Elias.

nahm einen Kochkursus. Heute bäckt und kocht sie ausgezeichnet und bildet sich in der Tat mehr auf ihre Torten ein als auf ihr Abiturientenexamen.

Der schönste Lohn für die Hausfrau ist die gute Laune ihrer Gäste. Auch die gescheitesten Leute, und sie vielleicht am ehesten — l'homme d'esprit seul sait manger —, sind in ihrer Stimmung abhängig von Speise und Trank. Plutarch erzählt von Cäsar, er habe ein Gastmahl ebenso gut zu ordnen verstanden wie eine Schlacht; Kant war ein ausdauernder Dîneur, Goethe liebte die Freuden der Tafel über alles, Richelieu, Danton, Mirabeau, Rossini waren grosse Feinschmecker und verstanden ungemein viel von gastronomischen Dingen; Talleyrands Koch war der berühmte Antonin Carême. Der alte Dumas hat ein sehr brauchbares Lexikon der Kochkunst geschrieben, und sein Sohn mischte den bekannten (japanischen) Francillon-Salat. Paul Heyse bereitete eigenhändig am Teetisch seine stadtbekannten Eierkuchen. Und die Frauen! Die Königin von Saba hat allerlei kulinarische Entdeckungen gemacht. Kleopatra benutzte ihre berühmte Küche als politisches Mittel; ein pikantes Pilzgericht wurde ihr zugeschrieben. Katharina von Medici brachte in die französische Küche einen italienischen Einschlag; sie importierte unter anderem die sizilianische Erfindung des Marzipans. Madame Maintenon war die Verfasserin der côtelette en papillote; Georges Sand, die den Ausspruch getan hat: „Heutzutage können ein Edelmann und ein Pâtissier eine Prinzessin heiraten", legte auf die Gerichte, die sie ihren Freunden persönlich bereitete, beinahe höheren Wert als auf ihre Romane, und die Prinzessin Soubise brachte das berühmte Zwiebelpüree in Mode.

Der grösste Epikuräer seiner Zeit war einst Bernard de Fontenelle. Der Neffe Corneilles, Dichter, Philosoph, Redner, Mathematiker und Akademiker — „diese kostbare Porzellanvase, die im Mittelpunkt Frankreichs stand, um mit der äussersten Sorgfalt hundert Jahre lang behütet zu werden" — er lebte nämlich dank seinem guten Magen und seinem gesunden Egoismus von 1697 bis 1797 —, war Held vieler kulinarischen Anekdoten. Die beste ist diese: er hat sich

mit seinem akademischen Genossen Dubos zum Diner verabredet. Man macht das Menü und kann sich über die Zubereitungsart der Spargel nicht einigen. Schliesslich bestellt man die eine Hälfte der Spargel in Butter und die andere à la vinaigrette. Nach der Suppe wird Dubos vom Schlag getroffen. Während sich die Dienerschaft um den Sterbenden bemüht, läuft Fontenelle nach der Küche und ruft: „Mettez toutes au beurre!"

Frankreich, „das Land des Champagners und der Trüffeln", ist auch das Land, wo man die feinsten Saucen rührt, deren Kunst sich ursprünglich auf der Verwendung der konzentrierten Fleischbrühe aufbaute, und eben diese Saucen sind das letzte Geheimnis der veritablen französischen Küche, die allerdings jetzt durch fremde Einflüsse vielfach defranci-siert ist. Man muss in Paris sehr ortskundig sein, um die paar Restaurants ausfindig zu machen, wo der Küchenchef der guten alten Tradition und der einfachen Linie herrscht und auf die Qualität und Reinheit des Materials der Hauptwert gelegt wird. Leider hatten auch wir bereits die barbarischen „Wachteln in Calvillen" und die ausgehöhlten, mit Vanilleeis gefüllten und einer heissen Schokoladensauce übergossenen Edelbirnen von den Amerikanern übernommen. Doch dies ist ein Kapitel für sich... An sich kann das Material, können Fleisch und Fisch überall von derselben Qualität sein: erst die Sauce bringt Charakter, Aesthetik und Abwechslung in das Einerlei der Zubereitungen, erst die Sauce macht das triviale Gericht zu einer Köstlichkeit. Wir haben in der letzten Zeit, da der Glanz auch unserer Küche zusehends verblich, gelernt, Schellfisch, Kabeljau und amerikanisches Büchsenfleisch so interessant herzurichten, dass man zum Glück kaum noch wusste, was man vor sich hatte. „Es war mir sehr befreundet und dennoch kannt' ich's nicht." Alles dank der schützenden Hülle irgendwelcher Saucen, die man vielleicht in keinem Kochbuch findet, die man selbst komponiert oder deren Zusammensetzung nur in mündlicher Ueberlieferung fortlebt. Denn die besten Kochbücher sind oft die ungedruckten, und die Hausfrau, die das Zeug zu einer

guten Köchin hat, wird auch auf Reisen keine Gelegenheit verpassen, anregende Rezepte zu sammeln; sie wird nichts Neues, was ihr schmeckt, geniessen, ohne sich Mühe zu geben, die Zubereitung zu ergründen; ihre eigene Küche wird dadurch einen internationalen Ton empfangen, mannigfaltiger und reicher werden.

Allerdings muss schon in der Küche dafür gesorgt sein, dass der Magen nicht der Gefahr der Ueberladung ausgesetzt wird; denn man lebt nicht von dem, was man isst, sondern „von dem, was man verdaut", und die Verdauung beginnt bereits in der Küche. Wie sagte doch ein alter gewiegter Oberkellner, der einen schwachen Magen hatte und nicht gern sah, wenn seine Klienten ein schweres Gericht bestellten: „Ça flatte le palais, mais ça gâte l'estomac." Leider sind nun unsere „Perfekten" wenig mit der Küchenhygiene vertraut, und handelt es sich gar um Krankenkost, so kann man bisweilen sein Wunder erleben.

Auch in dieser Beziehung hat die junge Frau sich zu unterrichten. Sie muss wissen, dass es hier weit mehr noch denn sonst auf die Qualität und die bescheidenen Quantitäten, auf die Umsetzung der kompakten Küche in mehr flüssige Nahrung ankommt, dass der Magen des Kranken zwar angeregt, aber nicht durch deplacierte Würzen aufgeregt werden darf. Immerhin haben wir in der Küchenhygiene einiges gelernt; wir kennen die drei Grundfehler unserer Küche vor dem Kriege: zu viel Fleisch, zu fett, zu schwer. Deshalb enthalten viele bewährte Kochbücher für uns überholte Weisheiten. Mit der Masse der empfohlenen Zutaten können wir jetzt nicht arbeiten, und können wir es einst wieder, so werden wir uns hüten, es zu tun, weil wir inzwischen eingesehen, dass wir zu allem unnötig viel Zutaten gebraucht haben, dass weniger gesunder und kulinarischer ist. Die Rezepte „einfacher" Torten und Speisen, die 15 bis 20 Eier verlangen, entlocken uns nur noch ein Lächeln, entlocken uns keine Mandel Eier mehr. Wie ein Bonmot empfindet man die Angabe eines sonst sehr ernsten Kochbuches, auf welche Weise man ein kräftiges Kotelett erhalten kann: man bindet drei Kote-

lettes zusammen, brät sie, benutzt aber nur das mittlere, das den Saft der beiden anderen aufgesogen hat.

Die Zeit für solche römischen Ueppigkeiten und lukullischen Ausschweifungen ist vorbei. Unsere Küche kehrt wieder zur Natur, d. h. zum einfachen Geschmack zurück. Wie unsere ganze Kultur aus der Kompliziertheit herausstrebt, so wird auch die Küche, die mit aller Kultur so innig zusammenhängt, an die gebotene Bescheidenheit der Lebensführung Anschluss suchen. Uebrigens waren die echten Gastrosophen immer anspruchslose Naturen, von jenem Apicius an, der das berühmteste Kochbuch des Altertums geschrieben hat, die zehn Bücher über das Küchenwesen. Von ihm wird erzählt, er habe sich seine Nahrung nicht an den üppigen Tafeln der reichen römischen Bourgeois gesucht, denen er ein willkommener Gastfreund gewesen wäre, sondern in den versteckten anonymen Volksküchen, wo der gemeine Mann derbe und schlichte Speisen fand.

Welt, du kannst mich nicht verwunden!

Von Armin T. Wegener

Palmen reissen zitternd sich vom Ufer,
Aus den Hospitälern wogt ein Jammern,
Durch der Kaffeehäuser Schattenwände
Drängt Verwesung ihren geilen Kuss,
Weint der Schmerz in aufgebrochne Hände,
Und den wilden Schrei der Gottesrufer
Übersingt das Lied der Sterbekammern.
Menschenleichen flösst der trübe Fluss.

Aber aus der Qual des schwarzen Todes
Lockt mich Liebe fort mit ewigen Händen,
Hebt die Kraft sich aufwärts, zu gestalten,
Und vom Schaukelrand des nächtigen Bootes
Reissen Arme mich zu Lichtgewalten,
Schwillt im Herzen mir ein süsses Glück.
Und die Lust, sich selber zu vollenden,
Wirft mich in den hohen Tag zurück.

Welt, du kannst mich nicht verwunden!
Höre auf, dein Opferbeil zu schärfen;
Meine Seele hat in Blut gebadet;
Ob in Elend und in Nacht gebunden,
Aus der Welle steigt sie unbeschadet;
Stürze auf mich das geborstene Haus,
Kannst du dieses Herz nicht unterwerfen –
Lösche mich von dieser Erde aus!

Tiermärchen

Aus dem im Buchverlag Rudolf Mosse erschienenen illustrierten Werke „Die Welt im Märchen"

I. Die Krabbe und der Affe

Japanisch[1])

Es war einmal eine Krabbe, die wohnte an der Schattenseite eines Berges in einer netten, kleinen Höhle. Sie hielt die Höhle reinlich, wie es einer guten Hausfrau geziemt, und nährte sich durch Fleiss und Arbeitsamkeit redlich. Eines Tages sah sie auf dem Wege gekochten Reis liegen, wahrscheinlich von einem Wandersmanne zurückgelassen, der hier seine Mahlzeit gehalten hatte. Geschwind lief sie herzu, bemächtigte sich der leckeren Mahlzeit und machte sich daran, sie in ihre Wohnung zu tragen. Da trat ein Affe, der auf demselben Berge wohnte, zu ihr heran, und da er auch sehr begierig auf den Reis war, so bot er ihr einen Tausch an. Der schlaue Bursche hatte eben einen schönen saftigen Kaki[2]), so rot wie ein Liebesapfel und so süss wie Zucker, gegessen; von diesem hielt er die Kerne in der Hand und wollte sie der Krabbe für den Reis geben. Nun glaubt ihr wohl, die Krabbe habe den Affen ausgelacht wegen seines lächerlichen Vorschlags? Nein, das tat sie nicht! Sie legte vielmehr den Kopf auf die eine Seite, blickte dem Affen gutmütig in das verschmitzte Gesicht und ging den Tausch nach einigem Besinnen ein. Der Affe verschlang sofort den Reis, und die Krabbe zog mit den

[1]) Nach „Japanische Märchen und Sagen". Von Professor David Brauns. Verlag Wilhelm Friedrich, Leipzig, 1895.

[2]) Sehr schmackhafte Frucht von der Grösse eines Apfels, beliebte Obstsorte in Japan.

Kernen des Kaki heim, die sie sogleich in ihrem kleinen Garten gerade vor der Oeffnung ihrer Höhle einpflanzte.

Eine lange Zeit war verflossen, als der Affe wieder einmal des Weges kam und die Krabbe, die gemütlich vor ihrer Tür im Schatten eines herrlichen Kakibaumes sass, höflich begrüsste. Das war nämlich derselbe Baum, der aus jenen Kernen seitdem emporgewachsen war.



„Guten Tag!“ sprach der Affe. — „Schönen Dank!“ sagte die Krabbe. — „Dein Baum“, fuhr der Affe fort, „hat ja ausnehmend schöne Früchte; ich bin sehr hungrig, willst du mir nicht ein paar davon schenken?“ — „Herzlich gern wollte ich das,“ entgegnete die Krabbe, „doch musst du mich entschuldigen; ich kann nicht auf den Baum klettern und dir welche herunterholen.“ — „Das brauchst du auch nicht,“ fiel ihr der Affe ins Wort, „das kann ich selbst, wenn du mir nur die Erlaubnis geben willst.“ — Die gutmütige Krabbe tat dies denn auch auf seine wiederholten Bitten, doch unter der Bedingung, dass er die Hälfte der Früchte, die er abpflückte, ihr geben müsse. Der Affe erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden und war im Nu oben in den Zweigen des schönen Baumes. Doch was tat er nun, der Schelm? Er tat sich gütlich, ass so viel der herrlichen Kaki, dass ihm fast der Bauch platzte, und dann steckte er noch alle Taschen voll. Als die Krabbe sah, dass die reifsten und schönsten Früchte von dem Baume verschwanden und der Affe ihr nur ein paar schlechte Kaki zuwarf, rief sie ihm entrüstet zu, er sei ein bösartiger Kerl, der sein Versprechen schlecht halte und ganz und gar seiner Pflicht vergässe. Aber da kam sie

schön an; der Affe schimpfte masslos und warf ihr obendrein die faulen und unreifen Früchte an den Kopf. Als nun die arme Krabbe sah, dass gegen den falschen Affen nichts auszurichten sei, weil er viel stärker war als sie, nahm sie zur List ihre Zuflucht.

„Herr Affe," rief sie, „du kannst wohl schön klettern, aber so voll, wie du dich jetzt gestopft hast, bist du doch nicht imstande, einen regelrechten Purzelbaum zu schlagen; nicht wahr, das kannst du nicht?"

Kaum war ihr das Wort aus dem Munde, da schlug der Affe, der richtig in die Falle ging, zwei, drei Purzelbäume um den Ast, auf dem er sass, und dabei fielen ihm alle die schönen Kaki, die er eingesteckt hatte, aus den Taschen heraus und kollerten am Boden umher. Die Krabbe war nicht faul und zog flink, flink die besten Kaki ins Haus. So brachte sie eine ziemliche Anzahl in Sicherheit; als sie aber wieder einmal zum Vorschein kam, um abermals eine Frucht zu holen, da packte sie der Affe und prügelte sie so, dass sie für tot liegen blieb. Der Affe aber sprang fort und suchte das Weite.

Da war es ein Glück für die arme Krabbe, dass sie noch Freunde hatte, die ihr zu Hilfe eilten, als sie hörten, was ihr begegnet war. Die Wespe kam zuerst, tröstete die Krabbe und pflegte sie; dann aber flog sie zu dem Ei und zu dem Reismörser und erzählte ihnen die ganze Geschichte von dem schlechten Streiche des Affen. Beide gingen nun mit der Wespe zur Krabbe, und da sie mit Recht vermuteten, dass der Affe wiederkommen werde, um sich von den schönen Früchten abermals unrechtmässigerweise einige anzueignen, so beratschlagten sie, wie sie den Bösewicht für alle Zeiten unschädlich machen könnten. Der Mörser kletterte auf den Querbalken über der Eingangstür und setzte sich still nieder. Das Ei legte sich ruhig auf die Erde und tat ebenfalls ganz unschuldig. Die Wespe flog zu dem Wassereimer und setzte sich in eine dunkle Ecke. Die Krabbe aber kroch tief in ein Erdloch und liess nichts von sich blicken. Da kam denn auch recht bald mein lieber Affe richtig herbei, und da er ein böses Gewissen hatte, so benahm er sich ganz scheinheilig und hielt vor der Türe eine lange Entschuldigungsrede. Indessen blieb

alles still; er blickte ins Haus, sah niemand und trat ein. Auch hier suchte er überall die Krabbe vergebens, und weil er nun von Natur gierig war, so sah er das Ei nicht so bald liegen, als er es auch ergriff und auf das Kohlenfeuer legte. Das Wasser floss ihm im Munde zusammen, so freute er sich auf den Schmaus; wenn die Krabbe heim komme, so dachte er schadenfroh, dann möge sie zusehen, wie sie das Ei wiederbekomme. Aber während ihm diese Gedanken noch durch den Kopf gingen, platzte das Ei, und die scharfe Schale flog ihm in tausend Stücken an den Kopf und zerriss ihm das Gesicht. Nun lief er zum Wasser, um sich zu kühlen; doch als er nur die Hand danach ausstreckte, kam die Wespe mit lautem Gesumm aus ihrem Winkel hervor und stach ihn tief und unbarmherzig in die Nase. Der Affe schrie laut auf und ergriff die Flucht; aber das sollte ihm erst recht schlimm bekommen, denn im rechten Augenblicke, als er gerade über die Schwelle lief, stürzte sich der schwere Mörser von seiner Höhe herab auf den armen Sünder und tötete ihn mit einem Schlage. Da lag er nun, der böse Schelm, und hatte seine verdiente Strafe empfangen. Die Krabbe aber erholte sich bald vollends und lebte nun in Frieden und in guter Ruhe weiter, bis sie nach langen lieben Jahren unter ihrem schönen Kakibaume starb.

II. Warum der Fuchs den Gänsen Blutrache geschworen

Südslawisch[8])

Der Fuchs war alt und grau geworden und fühlte bittere Reue über seine Sünden. Er wollte mit beruhigtem Gewissen von dieser Welt scheiden und beschloss, nach Rom zu pilgern. Vorher aber wollte er beichten. Drum suchte er seinen Gevatter im Dachsbau auf und sprach zu ihm: „Schau, lieber Gevatter, ich bin alt und grau geworden und fühle bittere Reue über meine Sünden. Ich möchte gern mit beruhigtem Gewissen aus dieser Welt scheiden und will daher nach Rom pilgern. Vorher will ich dir aber beichten." — Der Dachs antwortete: „Ich bin damit ganz einverstanden, lieber Vetter,

---

[8]) Nach „Sagen und Märchen der Südslawen". Von Dr. Friedrich S. Krauss. Verlag Wilhelm Friedrich, Leipzig, 1884.

dass du dich endlich einmal bekehrst. Beichte mir nur offen und ehrlich alle deine Sünden." — Nun zählte der Fuchs alle seine Sünden auf, vor allem, wie er oft unschuldige Gänse ums Leben gebracht. „Ich gab mich nicht damit zufrieden, dass mein Hunger gestillt war; ich mordete die Gänse auch zum blossen Zeitvertrieb, wo ich nur immer konnte", beichtete der Fuchs. Darauf sprach der Dachs: „Wenn dem so ist, kann ich dir früher keine Absolution erteilen und du darfst auch nicht eher nach Rom zum Heiligen Vater pilgern, als bis du die Gänse öffentlich um Verzeihung gebeten. Erst nachdem sie dir verziehen haben, kannst du dich auf den Weg machen."

Wirklich berief der reumütige Fuchs alle Gänse auf die Heide, damit er sie um Verzeihung bitten könne. Er stellte sich auf einen umgestürzten Baumstamm am Ufer des Baches und wollte nun mit seiner Busse beginnen. Sobald er aber den Mund aufmachte, fingen alle Gänse auf einmal zu schnattern an: gagagagagaga . . .! Da konnte freilich der Fuchs nicht zu Worte kommen. Es schnatterten ja alle. Nun wurde er zornig und sprang auf den alten Gänserich los, der den grössten Lärm machte. Er wollte ihm nur sagen, dass er still sein solle, aber der Gänserich schrie jetzt erst recht. Da hielt ihm der Fuchs den Hals zu, und der Gänserich erstickte. Entsetzt liefen alle Gänse davon. Seit der Zeit wollen sich die Gänse nimmermehr versammeln, wenn sie der Fuchs ruft. Der Fuchs aber kann die Gänse nimmermehr um Verzeihung bitten und kann daher auch nicht nach Rom pilgern, weil ihm der Dachs keine Absolution erteilen will. Aus Gift und Galle darüber schwur der Fuchs allen Gänsen Blutrache und nahm auch am Sterbelager seinen Söhnen einen heiligen Eid ab, dass sie des Vaters Schimpf bei jeder Gelegenheit rächen müssten.

III. Die Geschichte vom Stieglitz

Südmarokkanisch[4])

Der Stieglitz zog einst auf die Reise und kam zu einer Tenne. Da regte sich in ihm der Uebermut, und er wälzte

[4]) Nach „Märchen der Schluh von Tazerwalt". Von Dr. Hans Stumme. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig, 1895.

sich auf der Tenne umher. Er trieb es aber so toll, dass er sich am Rücken stiess, und sogleich hing ihm der liebe Gott ein Röckchen darüber, gleichsam als Schmerzensgeld. In seiner Dankbarkeit schoss der Stieglitz einen neuen Purzelbaum: gleich legte ihm Gott ein seidenes Kopftuch um. Er verletzte sich an der Stirn: gleich hing ihm Gott eine silberne Stirnkette an. Er ritzte sich an den Ohren: sofort steckte ihm Gott ein Paar Ohrringelchen hindurch. Er schlug mit der Brust auf: sofort heftete ihm der liebe Gott ein Paar silberne Schliessnadeln an die verletzte Stelle. Er stiess sich in der Mitte des Leibes: sofort schenkte ihm Gott eine Schärpe, die mit Silber bestickt war. Er tat sich an seinen Händen weh: sogleich schenkte ihm Gott ein Paar Armbänder. Er stiess sich die Füsschen: da zog ihm der liebe Gott ein Paar Schuhe an. Ihr könnt euch denken, wie erstaunt und froh der Stieglitz war, als er sein buntes Spiegelbild im Bach anschaute!

Verzeichnis der Inserenten

I. Handels- und Industrie-Firmen

Alphabetische Uebersicht

II. Bäder, Kuranstalten und Hotels

Alphabetische Ortsübersicht

III. Unterrichtsanstalten

Alphabetische Ortsübersicht

Wir bitten unsere Leser, bei allen Bestellungen und Anfragen, die sich auf die hier veröffentlichten Anzeigen beziehen, stets den „Rudolf Mosse-Almanach“ zu nennen



Immer noch die zuverlässigste

Sicherheit Ihres Eigentums

Geheimschränke

feuer- und diebessichere Bücher- u. Aktenschränke

Geldschränke

vom Lager lieferbar

HERMANN ARNHEIM

GELDSCHRANKFABRIK * GEGRÜNDET 1870

Verkaufs-Abteilung:
BERLIN SW 11
Dessauer Str. 39/40

Warenzeichen

TELEPHONE:
Nollendorf Nr. 3380, 3381, 4925, 4926
Lützow Nr. 9085


CREME ELCAYA
nicht fettend
von köstlichem Wohlgeruch!
von köstlichem Wohlgeruch!
macht die Haut weich wie Sammet,
ein Versuch überzeugt auch bei höchsten Ansprüchen.
Jünger & Gebhardt, Berlin S.14.


DER NEUE
Be-Be Rasierklinge
Be-Be STROP
RASIER-KLINGEN
ABZIEH-APPARAT
D. R. P. ang. D. R. G. M.
Be-Be KLINGEN
Be-Be APPARATE
BLANK & BOHRAUS, BERLIN-NEUKÖLLN


Deutscher Weinbrand
H.A. Winkelhausen
Stargard
Deutscher Weinbrand
Winkelhausen
Weinbrennereien
H.A. Winkelhausen
Stargard i. Pom.

Aphorismen

Man gewähre einer Pariserin nur vierundzwanzig Stunden Zeit, und sie stürzt noch auf dem Sterbebette einen Minister.

Mein Freund, du hast den Kopf voller Ideen? Du lieber Gott — auch ich habe Ideen im Ueberfluss. Aber was nützt einem der verborgene Reichtum, wenn man ihn nicht zu verwerten versteht! Ideengesegnete Menschen bringen es keineswegs so weit wie jene anderen, denen es sehr daran fehlt, die dafür jedoch die Energie besitzen, sich tüchtig in der Welt zu rühren.

Das wilde Getriebe des Lebens zu meistern und zu neuem Leben wiedererstehen zu lassen, heisst künstlerisch Schaffen. Die Hände müssen unermüdliche Diener der Phantasie sein. Phantasie aber setzt sich nur dann schöpferisch um, wenn Liebe beständig am Werke ist. Diese treue Mütterlichkeit des Gefühls und des Verstandes geht ungemein leicht verloren. Inspiration ist ein flüchtiges Wesen, das sich nicht an den Locken halten lässt, weil es Flammenhaar trägt. — Künstlerische Arbeit indessen ist ein zäher, dornenvoller Kampf, in dem auch die Stärksten bisweilen unterlegen sind.

Wenn man etwas Grosses werden will, muss man damit anfangen, den Mut zu haben, nichts zu sein.

Balzac, „Menschliche Komödie“.

Paul Langenscheidt

In einer umfassenden, in der Nationalzeitung (Berlin) erschienenen Studie würdigt der Archiv- und Bibliotheksdirektor Dr. Kunz v. Kauffungen den Dichter folgendermaßen: Langenscheidts Romane sind ausgesprochen dramatisch gefügt, in wuchtigem Aufbau zur Lösung drängend. Kein Wort zu viel, aber auch kein Strich zu wenig. Zu dieser dramatischen Kraft tritt die tiefe, abgeklärte Menschenkenntnis, die ihn souverän über seinen Stoff erhebt. Er kennt unter uns Menschen keine Engel und keine Teufel – mit anderen Worten keine Typen; er nimmt die Menschen, wie sie sein scharfes Auge sieht, aus gut und böse gemischt, ringend mit ihrem Schicksal, ringend mit dem Dämon in ihrer Brust, und stellt sie so plastisch vor uns hin, daß wir sie zu greifen, sie hundertmal im Leben gesehen zu haben glauben. Aber indem er sein Thema packt und unerbittlich meistert, taucht die „zweite Seele" in seiner Brust auf, das liebevolle Erbarmen und werktätige Mitleid für Schuld und Fehler all derer, die aus Irrtum und Schwäche im Kampfe des Lebens gestrauchelt sind. Und dieselben Menschen, deren Charaktere er schonungslos, mit verblüffender Treue bis in ihre letzten Fasern bloßlegt, läßt er uns mit seiner glänzenden Sprache, seiner fesselnden Darstellungskunst und vollendeten Psychologie zugleich unmerklich verstehen, ihnen verzeihen. Denn verstehen heißt verzeihen!



Lassen wir Paul Langenscheidts Schöpfungen*) an uns vorüberziehen, so müssen wir vor allem seines „Lebensbuches" gedenken, der **Diplomatie der Ehe** (geb. 25 M.); ein Schatzkästlein ist dieses prächtige Werk voll Juwelen, treffender Wahrheit, die, gleich goldenen Fäden in einen kostbaren Stoff, in den geistvollen Text verwoben sind. Nicht weniger bedeutsam ist die Sammlung seiner lyrischen und epischen Werke: **Im Blütenschnee** (geb. 25 M.), eine Fülle von Poesie durchflutet diesen Blütenstrauß unvergänglicher Dichtungen, die aus tiefster Empfindung geflossen und in meisterhafte Form gegossen sind. Den beiden Werken schließen sich ebenbürtig des Dichters weltberühmte, in viele Kultursprachen übersetzten Romane an. Zunächst sein neuestes, glänzendes Werk **Der Sprung ins Dunkle** (19 M., geb. 24 M.), d. h. in eine Ehe, die an den Nichtigkeiten des Alltags, dem ungezügelten Temperament der Frau scheitert. **Du bist mein** (15 M., geb. 20 M.), das Schicksal eines Mannes, der sein heißgeliebtes Weib verliert, und dessen zweite Ehe an dieser Liebe über das Grab hinaus zugrunde geht. **Ich hab dich lieb** (17 M., geb. 22 M.), die Schilderung einer Künstlerehe, in der die hingebende Liebe der jungen Frau nach schweren Kämpfen den Sieg behauptet. **Graf Cohn** (23 M., geb. 28 M.), dessen Problem eine sozial ungleiche, aus materiellen Gründen geschlossene Ehe bildet. **Taumel** (23 M., geb. 28 M.), die Frau in beschränkten Verhältnissen mit ihrer Sehnsucht nach Luxus und Glanz, bis sie mit gebrochenen Schwingen sich in ihr schlichtes Heim zurückrettet. **Beate** (17 M., geb. 22 M.), die Tragik der Leidenschaft eines gereiften Künstlers zu einer Mädchenblüte bis zu Sünde und Untergang. **Mutter hilf mir** (19 M., geb. 24 M.), diese ergreifende Darstellung einer falschen Kindererziehung. Diesen Eheromanen fügen sich die an, die das Verhältnis zwischen Mann und Weib außerhalb der Ehe beleuchten. Zu ihnen gehört der grandiose Roman **Blondes Gift** (23 M., geb. 28 M.), in dem ein junger, unerfahrener Mensch der Dirnennatur eines Weibes erliegt, und jenes Werk, das des Dichters Ruhm begründet hat, **Arme kleine Eva** (17 M., geb. 22 M.), dieses „menschliche Dokument" aus wärmstem Herzen geschrieben, das den tiefen Fall eines reinen Mädchens behandelt. **Um nichts** (17 M., geb. 22 M.), kämpft in erschütternder Weise gegen den Zweikampf. **Eine dumme Geschichte** (17 M., geb. 22 M.), behandelt in launiger Form den Johannistrieb eines alternden Mannes. **Die weiße Nacht** (23 M., geb. 28 M.), führt uns in atemloser Spannung in das Rußland der großen Katharina. Und schließlich sei noch des Kriegsbuches **Soldatenherzen** (2 M., geb. 6 M.) gedacht, eines unvergänglichen Denkmals all dessen, was unsere braven Kriegerherzen bewegte, während sie für Deutschland kämpften, litten und starben.

In allen diesen Meisterwerken zeigt sich Paul Langenscheidts Bedeutung. Er hat den unerschrockenen Mut, das Leben, wie es ist, vor uns aufzurollen, hinabzuleuchten in alle Abgründe menschlichen Jammers und menschlicher Unbill, zu tauchen in die Tiefe der Menschenseele mit ihren Leidenschaften, Versuchungen und Irrungen, nicht um das „Kreuziget sie!" zu rufen, sondern um zu bessern, zu heilen und zu versöhnen. Dieser Aufgabe ist seine Arbeit gewidmet, in diesem Gedanken verkörpert sich der Mann und sein Lebenswert.

*) **Sämtliche Werke im Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W 15, Schlüterstraße 41.**



Privat-Töchter-Landheim



Schloß Düneck bei Uetersen (Holstein) von Frau Sophie Heuer.
Früh. 36 J. Töchterpens. Kieler Kochschule in Kiel.
Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.
Ländlicher, gesund. Aufenthalt in Eigenbesitztum. Theoret. u. praktische Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildung in Musik, Gesang, Literatur, Sprachen und Malen.
Halbjahres- und Jahreslehrgang.
Anerkannt gute Verpflegung. Während des langjährigen Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. Lehrpläne werden gegen Einsendung von 1 Mark abgegeben.
Näheres durch die Vorsteherin.

Pädagog. Institut zu Greifswald



am herrl. bewaldeten Ostseestrand; reine Seeluft. **Gymnasial-, Realgymnasial- u. Realabteilg.** Wissenschaftl. Einrichtg., kl. individ. Unterrichtsgruppen. **Letzte Abitur-, Prima- u. Obersek.-Reifeprüfgn. wieder alle gut bestanden, z. T. mit lobend. Anerkennung und mit Ersparnis von 1 bis 2 Schuljahren. Sorgfältige gute Verpflegung,** herzliches Familienleben. Wissensch. Dir. **Dr. Banf.** — Schultechn. Dir. **Dr. Fenner.** — Anfragen u. Prosp. (damit keine Verzög.) **durch Pädagog. Institut, Knopfstr. 17.**

Höhere Lehranstalt

Staatlich und städtisch unterstützt.

Progymnasium, Realprogymnasium und Realschule. Abschlussprüfung: Obersekunda-Reife. Kleine Klassen. Umschulung. Vorzügliche Pension. Beste körperliche Fürsorge. EINTRITT JEDERZEIT.

Prospekte durch den Leiter.

Leutenberg i. Thür.

Töchterheim

München, Leopoldstr. 6-10.

Fortbildungskurse in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Handarbeiten / Schöner Garten / Gute Verpflegung.

Näheres dürch die Leiterin: SICKENBERGER.

Thale a. Harz

Töchterheim von Frau Professor und Fräulein Lohmann. Gediegener Unterricht nach Wunsch in Wissenschaften und Sprachen, Kochen, Haushalt, Musik, Gesang, Malen, Hand- nud Kunstarbeiten, gesell. Formen, Tanzen usw. Liebevolle Fürsorge. Gute Pflege. Schöne gesunde Lage im Walde. Neues Haus in grossem Park. Prospekt.

Die Lebensschule der freien Schulgemeinde Ruppichteroth

(Bez. Köln)

bietet einigen Stadtkindern Heilung von und Schutz gegen körperliche, geistige und sittliche Schäden unserer Zeit.

Landerziehungsheim mit Real-, Gymnasial- u. technischen Fächern. Kleine Klassen. Heilpädagog. Behandlung. Werbeschrift durch **Oberlehrer Bodewig.**

Der Schulvorstand.




MACHOLL
ST. EMMERAM
ABTEI-LIKÖR
MÜNCHEN